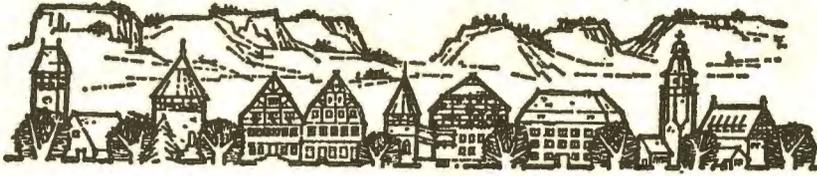


# Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 20

31. Januar 1973

Nr. 1

## Württemberg zur Zeit der französischen Revolution und Napoleons

Vortrag von Dr. Wilhelm Foth, Balingen, in der Heimatkundlichen Vereinigung am 18. November 1972

Am 1. Januar 1973 tritt die Kreisreform in Kraft; die Einteilung der Kreise änderte sich, die Grenzen der Regierungsbezirke ändern sich ebenfalls, das Land Baden-Württemberg wird völlig neu gegliedert. Es ist, wenn ich recht sehe, das erste Mal in der württembergischen Geschichte, daß eine solche Verwaltungsreform von demokratischen Körperschaften beschlossen, nicht vom Krieg oder von absoluten Herrschern dem Land aufoktroiert wurde. Aber nicht über die damit auftretenden Probleme für unser Land und für unseren Kreis Balingen wollen wir heute abend sprechen, sondern über die tiefgreifendste Reform, die unser südwestdeutscher Raum in der neueren Geschichte erlebt hat, über die Zeit der Französischen Revolution und Napoleons.

### Württemberg vor 1789

Betrachtet man die Karte Deutschlands vom Jahr 1789, so fällt auf den ersten Blick die Buntscheckigkeit der Herrschaftsverhältnisse auf, und im deutschen Südwesten zumal. Im Gegensatz zum übrigen Europa, wo eine allmähliche Konsolidierung der staatlichen Macht stattgefunden hatte, gefördert vor allem vom Absolutismus, war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation immer weiter in seine Bestandteile zerfallen.

Schon in der Stauferzeit hatten weltliche und geistliche Fürsten praktisch ihre Unabhängigkeit dem Kaiser abgepreßt. In der Reformationszeit war durch das „jus reformandi“, das Recht, den Glauben der Untertanen zu bestimmen, die Macht der Fürsten weiter gestiegen und die Kluft zwischen den einzelnen deutschen Staaten immer tiefer geworden. Der Absolutismus, der in Westeuropa der Zentralgewalt zugekommen war, hatte in Deutschland im Gegensatz dazu die Macht der Einzelfürsten gestärkt und so etwas wie kleine, selbständige Staaten geschaffen, die bereits seit dem Westfälischen Frieden 1648 praktisch die volle Souveränität besaßen.

Besonders groß war diese staatliche Vielfalt in Südwestdeutschland, wo mit dem Erlöschen des Staufischen Herrscherhauses zugleich auch das schwäbische Herzogshaus vakant geworden war. Seit dieser Zeit herrschte ein Kampf aller gegen alle, und nur den größeren Dynastenfamilien gelang es, zu überleben. Als besonders geschickt bei der Wahrung und Mehrung ihres Besitzes erwiesen sich die Grafen von Württemberg. Durch Krieg und Fehde, durch Tausch und Erbschaft vergrößerten sie ihr Territorium; die Söhne wurden gut verheiratet, die Töchter steckte man, um die Mitgift zu sparen, ins Kloster. Diese Politik erwies sich als so erfolgreich, daß 1495 die Grafen von Württemberg den Herzogstitel verliehen bekamen.

Auch wenn das Herzogtum Württemberg ohne Zweifel im deutschen Südwesten der größte „Staat“ war, so war es doch keineswegs ohne Konkurrenten. Viele Reichsstädte, darunter Ulm, Eßlingen, Rottweil,

Hall, wachten peinlichst über ihre Unabhängigkeit. Mächtige Fürstengeschlechter, wie die Fürstenberger und die Hohenlohe, beargwöhnten sich kritisch. Dazwischen lagen die geistlichen Besitzungen der verschiedensten Art. Und die habsburgischen Besitzungen darf man auch nicht vergessen. So war der südwestdeutsche Raum ein besonders eindrückliches Beispiel deutscher Zerrissenheit — wenn je ein deutscher Patriot von deutscher Einheit träumen sollte, diese Zerrissenheit machte sie auf jeden Fall unmöglich.

Gehen wir, um das Gesagte noch etwas zu präzisieren, noch kurz in unseren heimatischen Balingen Raum. Hier bestand der württembergische Besitz in den auch räumlich getrennten Ämtern Balingen, Rosenfeld und Ebingen. Daneben hatten die Habsburger größere Besitzungen von den Hohenbergern erworben, z. B. die Städte Schömberg und Binsdorf. Die Herrschaft Dotternhausen/Roßwangen gelangte von den Österreichern über die Bubenhofen an das Jesuitenkolleg in Rottenburg, das sie 1789 an die Grafen von Bissingen verkaufte. Im württembergisch-österreichischen Grenzgebiet konnten einige Ritter ihre Unabhängigkeit von jeglicher Landeshoheit behaupten, das gilt z. B. für Geislingen und Margrethausen-Lautlingen mit dem Kloster Margrethausen.

Insgesamt, kein Farbkasten ist bunt genug, um die verwickelten staatlichen Verhältnisse jener Zeit auch nur einigermaßen erschöpfend wiedergeben zu können. Aber zu Württemberg gehörten damals auch noch kleinere linksrheinische Gebiete, von denen Mömpelgard am bekanntesten ist. Die württembergischen Herzöge waren von unterschiedlicher Qualität, doch so absolut sie auch seit dem 18. Jahrhundert regieren wollten (am bekanntesten ist Herzog Karl Eugen), so ging es doch nicht ohne Behörden und Beamte. Eine differenzierte Innenverwaltung, ein mit ihr verbundenes Gerichtswesen mit mehreren Instanzen und eine Finanzverwaltung, die die notwendigen Geldmittel beschaffte und verteilte, standen am Vorabend der Revolution neben dem Herzog. Vor allem aber machte diesem der Landtag zu schaffen.

### Der Landtag - ein Beispiel für Demokratie?

Dieser Landtag war keineswegs eine Volksvertretung modernen Stils, sondern eine typisch ständische Einrichtung, die im 15. Jahrhundert, kurz vor der Zeit des Herzogs Ulrich, entstanden war. Der Landtag umfaßte die Prälaten, d. h. die Äbte der Landesklöster, und die Vertreter der einzelnen Ämter. Wahlberechtigt waren Vogt, Gericht und Rat jeder Amtsstadt, die jeweils zwei Vertreter in den Landtagschickten. Das passive Wahlrecht war praktisch auf einen noch kleineren Kreis beschränkt; seit dem 17. Jahrhundert wurde das Mandat fast ausnahmslos einem der Bürgermeister der Amtsstadt übertragen, der von Amtswegen mit den Verwaltungsgeschäften der Landschaftssteuern befaßt war, d. h. modern gesprochen, dem Stadtpfleger. Auf den anderen Vertreter wurde aus Ersparnisgründen meist verzichtet. Die Vertreter der Ämter hatten kein freies, sondern ein imperatives Mandat, d. h. sie waren nicht an ihr Gewissen gebunden, sondern an die Weisungen ihrer Amtskorporation, die sie entsandt hatte. Seit etwa 1700 gelang es immer wieder auch einzelnen Dorfschultheißen das aktive, teilweise auch das passive Wahlrecht zu erlangen. Damit hatte der Unterbau des Ständetums in Württemberg eine Breite und Volkstümlichkeit wie nirgendwo anders in Deutschland. Trotzdem, wenn auch ein englischer Staatsmann sagte, er kenne in Europa nur zwei Verfassungen, nämlich die englische und die württembergische, so war doch in Wirklichkeit der Landtag eine Einrichtung der „Ehrbarkeit“, einer kleinen Oberschicht bürgerlicher Familien.

Dieser Landtag tagte nun keineswegs in Permanenz wie ein heutiges Parlament, sondern wurde von Zeit zu Zeit vom Herzog nach dessen Gutdünken einberufen, wobei Jahre und Jahrzehnte von einer Tagung bis zur nächsten vergehen konnten. Wichtigste Aufgabe war meist die Bewilligung weiterer finanzieller Mittel für den Herzog. In der Zwischenzeit nahmen Ausschüsse die Arbeit des Landtages wahr. Sie führten im Zeitalter des Absolutismus die ganze Arbeit allein —, das Plenum tagte überhaupt nicht mehr. Damit trat neben die absolutistische Herrschaft des Landesherrn im Grunde eine zweite Regierung der Stände, die sich nicht weniger absolutistisch gebärdeten.

### Die Anfänge des Revolutionszeitalters

Die dramatischen Ereignisse des Jahres 1789 in Frankreich, von der Wahl der Generalstände über die Bildung der Nationalversammlung bis hin zur Verkündung der

Menschenrechte fanden in Deutschland ein lebhaftes Echo. Wenigstens die geistige Elite Deutschlands begrüßte die Ereignisse in Frankreich, brachten sie doch, so schien es wenigstens, die Verwirklichung der eigenen freiheitlichen Ideale. Der Grad der Zustimmung war freilich verschieden. Anfänglich wurde die Revolution begeistert begrüßt — vor allem in der Karls-Schule und im Tübinger Stift berauschten sich junge Köpfe wie Schelling, Hegel und Hölderlin an den Freiheitsreden. Auch Herder und Wieland und vor allem der mit dem französischen Ehrenbürgerbrief ausgezeichnete Schiller begrüßten den Anbruch einer neuen Zeit. Aber die zunehmende Radikalisierung in Frankreich, insbesondere die blutige Herrschaft der Jakobiner, wirkten abstoßend; die anfängliche Sympathie schlug um in eine Ablehnung dieser „Revolution ohne Vernunft“. Der Geist der Revolution wandelte sich in Deutschland in einen Geist der Reform. Die deutschen Fürsten aber wurden von Furcht und Haß ergriffen, von Furcht um ihre eigene Stellung, weil sie die Zahl der Sympathisanten mit der Revolution im eigenen Land weit überschätzten, von Haß gegen die Revolutionäre, die König und Adel in Frankreich bedrohten und entmachteten und von denen sie sich ebenfalls bedroht fühlten. Was lag also näher, als daß die deutschen Fürsten versuchten, diesen von Frankreich aus drohenden Weltbrand rechtzeitig durch einen Krieg zu löschen?

Aber auch die Revolutionäre in Frankreich sahen den Krieg als eine Notwendigkeit an, einerseits, um durch die kriegerischen Erfolge die eigene zerrissene Nation wieder zu einen, andererseits um durch den Krieg die eigenen Ideale in Europa zu verbreiten. „Der Krieg ist eine nationale Wohltat, das einzige Unglück wäre es, keinen Krieg zu haben“, so tönte es über den Rhein herüber; „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“, das war die Parole der Revolutionäre.

Im Frühjahr 1792 brach nach dem Willen aller Beteiligten der 1. Revolutionskrieg aus. Er sollte das erste Glied in einer Kette von Kriegen sein, die, wenn auch mit kurzen Unterbrechungen und in wechselnden Koalitionen, fast ein Vierteljahrhundert, bis 1815 dauern sollten.

Der württembergische Herzog Ludwig Eugen (1793-1795), schon bald nach seinem Regierungsantritt zum Feldmarschall im Schwäbischen Kreis ernannt, schloß sich den kaiserlichen Truppen an. Nun, er hatte am Krieg ein persönliches Interesse, war doch Mömpelgard von den Franzosen besetzt worden, der Herzog selbst für ausgewandert erklärt und sein Eigentum verkauft worden.

#### Die Franzosen brechen ein

Die kriegerischen Anstrengungen, die Württemberg unternahm, schienen beträchtlich: das stehende Heer wurde auf 6000 Mann gebracht, die Landmiliz, eine reine Heimatschutztruppe, wurde einberufen und geübt. Anfänglich herrschte echte Begeisterung, wie das Lied aus dieser Zeit zeigt:

Auf, Wirtemberger, auf ins Feld!  
Auf, an die Gränze hin!  
Die Franken drohn mit Mord und Brand  
doch Mut! Wir kämpfen für das Land,  
in uns wohnt deutscher Sinn.

Und deutsche Kraft und deutscher Mut  
und alte Schwaben-Treu:  
Wir ehren Gott, Religion,  
wir schützen unsres Fürsten Thron,  
die Eintracht steht uns bei.

Mit Wonne sterben wir den Tod,  
den Tod fürs Vaterland,  
dem Räuberheer trotz unser Mut,  
wir opfern freudig Gut und Blut  
für Weib und Vaterland.

Aber diese Stimmung hielt nicht lange vor: Dann ließ die Disziplin stark nach, die Gewehre wurden zum Wildern, die Uniformen für die Feldarbeit benützt. Gingen Offiziere und Unteroffiziere gegen diese Disziplinlosigkeiten schärfer vor, kam es sofort zu Meutereien. Im Balingen Amt fürchteten die Hauptleute sogar, von ihren Leuten mißhandelt zu werden.

Daß solche Truppen — und bei Württembergs Verbündeten sah es vielfach nicht besser aus — dem revolutionären Schwung der Franzosen nicht lange gewachsen waren, versteht sich von selbst. Im Jahre 1795 schied Preußen durch den Frieden von Basel aus der gemeinsamen Koalition aus. Es verzichtete auf das linke Rheinufer und ging lieber seinen polnischen Interessen nach.

Sollte Württemberg nun dem Beispiel Preußens folgen und dem Basler Frieden beitreten oder sollte es dem Kaiser die Treue halten? Für beide Ansichten gab es plausible Gründe: Im ersten Fall waren die linksrheinischen Besitzungen endgültig verloren, im zweiten Fall drohte der Krieg sich auf württembergischen Gebiet abzuspitzen, da Württemberg zwischen den beiden Hauptkontrahenten lag.

Aber es ging, wie es in solchen Lagen oft zu gehen pflegt; weder die eine noch die andere Entscheidung wurde mit wirklicher Entschiedenheit getroffen, und am 24. Juli 1796 setzten die Franzosen bei Kehl über den Rhein. Zuerst leisteten die Württemberger tapferen Widerstand, aber dann ergriff sie die allgemeine Bestürzung: Der Kniebis wurde von den Franzosen ohne jede Anstrengung im ersten Ansturm überannt, und das Herzogtum lag offen vor ihnen.

In Stuttgart herrschte helle Aufregung: Die Straßen bedeckten sich mit Flüchtlingen, die vor den in drei Säulen heranziehenden Franzosen flüchteten. Die (zahlenmäßig wenigen) württembergischen Anhänger der Revolution jubelten: „Bravo, Republikaner! Ihr kommt uns willkommen. Ihr wollt die Geiseln und Ketten brechen, die uns zerfleischt und tiefe Narben in unsere Gliedmaßen gedrückt haben. Wir sind eurer

## Der Reform-Landtag

Die hohen Kosten, die dieser Friedensschluß verursachte, waren ohne außerordentliche Steuern nicht aufzubringen und die zu bewilligen, war Sache der Landstände, die der Herzog, ob er wollte oder nicht, einberufen mußte, nach 26 Jahren zum erstenmal — ein tiefeinschneidendes Ereignis in der Geschichte des Landes.

Zwei Dinge vor allem waren es, die in den nächsten Jahren die württembergische Geschichte bewegten: Welche Brocken würden sich die Württemberger bei der allgemeinen Neuordnung des Reiches sichern können? Würde es den Ständen gelingen, den fürstlichen Absolutismus zu brechen und eine echte Mitregierung zu erzwingen? Die Forderungen, die die Reformbewegung ringsum im Lande stellte, waren nicht maßlos. Als Grundursache der Staatsgebrehen bezeichnete sie die Seltenheit der Landtage und die derzeitige Form der Landschaftsausschüsse. Die Reformer verlangten deshalb die periodische Berufung des Landtags wenigstens alle neun Jahre und eine neue Ordnung der Ausschüsse.

Was wurde noch verlangt? Beschneidung

Teilnahme würdig und zu einer segenvollen Revolution reif; unser Duodez-Tyrann (der württembergische Herzog) flog schnell wie ein Blitz aus Ludwigsburg, da ihm die Nachricht von eurem Übergang überbracht wurde. Alles jubelt laut und freut sich auf den großen Schlag, der in Deutschland nicht mehr weit entfernt sein kann . . .“ so wenigstens konnte man es in einem Leserbrief aus Stuttgart lesen, der in einer Straßburger Zeitung veröffentlicht wurde.

Die Stuttgarter Regierung schickte eilends eine Gesandtschaft nach Basel, die mit den Franzosen verhandeln sollte. Sie wurde mit 500 000 Gulden ausgestattet „pour corrompre l'ambassade française“, um also die französische Gesandtschaft zu bestechen, mit einer Summe übrigens, der die württembergischen Stände erst zugestimmt hatten, als sie sich von einem Volksauflauf in der Nähe des Schlosses bedroht fühlten. Diese württembergische Gesandtschaft verabredete mit General Moreau, dem französischen Oberbefehlshaber, in Baden-Baden den Waffenstillstand, der den Franzosen den freien Durchzug nebst Verpflegung gestattete. Außerdem verpflichtete sich Württemberg, sofort 4 Millionen Franken zu bezahlen und eine Masse Pferde, Getreide, Heu und Schuhe zu liefern.

So hatte jetzt Württemberg einen doppelten Feind im Land: Die Österreicher, die Württemberg als abgefallenes Land behandelten und entsprechend ausplünderten, und die Franzosen, die es kein Haar besser trieben.

Übrigens wurde davon gerade unser Balingen Bezirk schwer getroffen: Bei Winterlingen und Bitz fanden Gefechte zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen statt, und der Obere Bezirk wurde von mehr als 12 000 Franzosen ausgeplündert. Das alles waren Erscheinungen, die sich in den nächsten Jahren noch mehrfach wiederholen sollten.

Inzwischen fanden die Friedensverhandlungen in Paris statt. Welche Bedingungen wurden Württemberg gewährt? Es soll sich jeder Koalition gegen Frankreich enthalten, dessen Heeren freien Durchmarsch gestatten, Mömpelgard und die linksrheinischen Gebiete abtreten und sich mit der Abtretung des ganzen linken Rheinufer an Frankreich einverstanden erklären. Dafür sollen die Betreffenden deutschen Fürsten mit geistlichen Gebieten rechts des Rheines entschädigt werden; auch der württembergische Herzog sollte davon seinen Teil erhalten.

des übergroßen Einflusses der Geistlichen in weltlichen Dingen, besonders im Schulwesen, Gründung eines Lehrerseminars und, man höre und staune, „eine staatsbürgerliche Erziehung der Jugend durch die Geschichte des Vaterlandes, durch den Vortrag der Grundverfassung — durch die Lebensbeschreibung großer Württemberger, die sich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben“, — denn „unsere Jungen sollen in den Schulen schon ihre Rechte und Pflichten als künftige Staatsbürger kennenlernen“.

Daneben wird der Abbau des stehenden Heeres und an seiner Stelle der Ausbau der Landesmiliz mit bürgerlichem Offizierkorps gefordert, die gleichmäßige Verteilung der Steuer, vor allem auch auf die „Capitalisten und Fabrikanten“ zur Entlastung der (kleinen) Grundbesitzer.

Der radikalste Beschluß der Reformer war, auf die ausschließliche Landtagsfähigkeit der städtischen Magistratspersonen zu verzichten, ebenso auf die Lebenslänglichkeit und das Selbstergänzungsrecht der Magistrate. Hier war also eine Gruppe Be-

vorrechter unter dem Eindruck der allgemeinen Bewegung tatsächlich bereit, eines ihrer Vorrechte aufzugeben, was dann übrigens von der Regierung, unter Hinweis auf die jahrhundertalte Rechts-tradition, sofort abgelehnt wurde.

Das war natürlich für politisch aktive Kräfte ein schwerer Schlag: So ließ sich z. B. ein 30jähriger Tübinger Professor der Rechtswissenschaft zum Gerichtsmitglied in Klosterreichenbach wählen, um vom dortigen Klosteramt in den Landtag geschickt zu werden. (Es ist übrigens das erste Beispiel des im 19. Jahrhundert weit verbreiteten Brauchs, daß Tübinger Professoren und Stuttgarter Rechtsanwältinnen sich als Kandidaten ländlicher Wahlbezirke aufstellen ließen.) Gegen die Kandidatur des Professors erhob sich aber ein solcher Protest (man befürchtete, künftig von Professoren bevormundet zu werden), daß der Professor schließlich auf sein Tübinger Amt verzichtete, um das Landtagsmandat wahrzunehmen — ein großes persönliches Opfer, das hier für das politische Engagement gebracht wurde.

Im März 1797 endlich wurde dieser „Reformlandtag“ in Stuttgart eröffnet. Während es Herzog Friedrich Eugen darum ging, die Gelder für die Kriegsentschädigung an Frankreich bewilligt zu bekommen und verfassungsmäßig auf das Land umzulegen, fühlte sich der Landtag vor allem zu konstitutionellen Reformen berufen, d. h. zu Änderungen in der Stellung des Landtags. Die ausführliche Erörterung all dieser Probleme nahm natürlich viel Zeit in Anspruch, ohne wirklich durchgreifende Neuerungen zu erzielen. Aber noch langsamer ging die Regelung der Kriegskostenfrage voran.

#### Friedrich II. übernimmt die Regierung

Da starb der alte Herzog Friedrich Eugen, und sein Sohn Friedrich II. übernahm die Regierung. Er hatte fast seine ganze Jugendzeit außerhalb Württembergs verbracht. 1759 in Treptow in Pommern geboren, wo sein Vater Offizier in der Armee Friedrichs des Großen war, trat auch der Sohn in die Preußische Armee ein, war später eine Zeitlang Offizier in Rußland und kehrte 1790 in die eigentliche Heimat nach Ludwigsburg zurück. Der Blick von außen hatte sein Auge geschärft: Er erkannte von Anfang an, daß das kleine, mit einer Doppelregierung aus König und Landtag ausgestattete Land unter den neuzeitlichen Verhältnissen nicht lebensfähig sei. Sein Ziel war deshalb die Vereinheitlichung der Macht, d. h. konkret die Errichtung eines absolut, ohne Landtag, regierten Staates und vor allem die Erweiterung seiner Landesgrenze. Beides setzte Friedrich mit unbeugsamem Willen, gepaart mit persönlichem Ehrgeiz und mit Herrschaftsucht durch — so wurde er für Württemberg zu einem der bedeutendsten Herrscher.

Friedrich war klug genug, zu sehen, daß er zur Verwirklichung dieser Ziele sowohl die Gunst Frankreichs brauchte wie die Verständigung mit dem Landtag. So kam er diesem zunächst weit entgegen. Er bestätigte die Landesverfassung, sagte die Bevorzugung der bürgerlichen Landeskin-der bei der Besetzung der Beamten- und Offiziersstellen zu, versprach die Abstellung der Forst- und Jagdbeschwerden und anderes mehr. So wollte Friedrich die Stände zum Schweigen bringen und dadurch nach außen ein größeres Gewicht gewinnen.

Während Friedrich so sein Land beschwichtigte, setzte er alle Hebel in Bewegung, um bei der in Rastatt geplanten Länderverteilung, die den Verlust der linksrheinischen Gebiete ausgleichen sollte, nicht zu kurz zu kommen. Durch eine Gesandtschaft nach Paris ließ er der französischen Regierung sein Programm vorle-

gen: Er versprach den Franzosen volle Neutralität und Schutz der französischen Grenze, wenn Württemberg durch entsprechende Erweiterungen die notwendige Festigkeit erhalte, d. h. Friedrich wollte einen Pufferstaat Württemberg einrichten, der nicht nur die innerhalb des württembergischen Gebietes liegenden reichsritterschaftlichen Gebiete, sondern auch die entsprechenden Reichsstädte, von Rottweil bis Ulm und von Heilbronn bis Giengen umfassen sollte, dazu vorderösterreichisches Gebiet wie die Grafschaft Hohenberg (wobei auch Gebiete des Kreises Balingen gehörten) und die Landgrafschaft Nellenburg. Dazu sollte im ganzen Gebiet eine einheitliche Truppe unter württembergischem Oberbefehl aufgestellt werden.

Aber bald brach mit den Ständen der Konflikt wieder auf, denn diese wollten Friedrich nicht die nötigen Truppen bewilligen, als der Krieg zwischen Frankreich und Österreich erneut begann und Friedrich sich auf die Seite der Österreicher stellte. Friedrich löste daraufhin den Landtag auf: Der Reformlandtag war gescheitert, und das bedeutete das Ende aller Versuche zur Verfassungsreform. Es war nicht gelungen, die altständische Verfassung durch eine den Forderungen der Zeit entsprechende Repräsentativverfassung umzugestalten.

Wenn wir nach den Ursachen dieser Entwicklung fragen, so finden wir zwei: Einerseits waren die Erwartungen der Männer des Reformlandtages zu hoch gespannt gewesen — sie hatten, statt das Mögliche sofort durchzusetzen, zu lange gezögert. Der Hauptgrund aber lag in Herzog Friedrich, der nicht gewillt war, Verfassungsänderungen zum Nachteil der fürstlichen Gewalt zuzustimmen, und genau darauf mußte jede echte Reform hinauslaufen.

#### Der Reichsdeputationshauptschluß und die Erhebung Württembergs zur Kurwürde

Gestatten Sie mir, daß ich die nächsten Ereignisse nur im Überblick behandle. Die

folgenden Jahre sind von neuen kriegerischen Verwicklungen gekennzeichnet: Württemberg ist immer von neuem Durchmarschgebiet und Kriegsschauplatz, auch wenn es an den Kriegen selbst nicht beteiligt ist.

Herzog Friedrich, ein erbitterter Gegner der Revolution, sucht Anschluß bei der kaiserlichen Partei, der neugewählte Landtagsausschuß tritt für Neutralität ein. Aber ob es sich um Verbündete oder um feindliche Heere handelt, auf jeden Fall werden die Bauern ausgeplündert, die Städte ausgeraubt und dem Land, unter wechselnder Begründung bzw. Vorwand, riesige Summen zur Zahlung auferlegt.

Da Frankreich in Herzog Friedrich einen ausgesprochenen Feind sah, tauchte dort der Plan auf, Württemberg entlang dem Neckar zwischen Bayern und Baden zu teilen und, da man Friedrich als Schwager des Kaisers von Rußland nicht einfach absetzen konnte, ihm etwa das Kurfürstentum Hannover oder einige norddeutsche Bistümer zu übertragen. Auch andere Pläne wurden ventiliert, auch wenn sie nicht realisiert wurden.

#### Streit zwischen Herzog und Ständen

Diese Jahre sind aber auch gekennzeichnet vom Kampf zwischen den Ständen, d. h. dem Landtagsausschuß, der auf Hilfe von Frankreich hoffte, und dem Herzog, der gegen seine widerspenstigen Stände den Kaiser mobilisierte.

Freilich, die Stände waren zunächst im Vorteil. Als aber Friedrich 1801 aus dem verlorenen Krieg die Konsequenz zog und die Verbindung zu Frankreich aufnahm, da veränderte sich auch das innere Kräfteverhältnis in Württemberg entscheidend: Es begann ein jahrelanges Tauziehen zwischen Herzog und Landschaft um die Gunst der französischen Machthaber.

Fortsetzung folgt

## Das vergessene Städtlein Straßberg an der Schmeie

Von Fritz Scheerer

**Oberhalb Straßberg, 6 km unterhalb Ebingen biegt das Tal der Schmeie nach Süden ab und verengt sich unterhalb des Dorfes zum malerischen, windungsreichen Engtal. Das Fließchen dürfte von seinem gewundenen Verlauf seinen Namen erhalten haben (alt Smeichen, wohl von smiugen = biegen, krümmen) und wird daher „Krummer Bach“ bedeuten.**

Schon die Römerstraße verließ vor Straßberg das enger werdende Tal und erstieg die Hochfläche bei Winterlingen, um auf dem Rücken zwischen Schmeie- und Laucherttal die Donaufurt bei Inzigkofen zu erreichen. Auch die Bundesstraße 463 muß in großen Windungen die Höhe (784 m) ersteigen. In der Talsohle treten in zahlreichen Quellöchern Grund- und Karstwasser aus. Die 1984 ha umfassende Gemarkung Straßberg ist so eine der quellenreichsten der ganzen Umgebung, was sicher schon in alter Zeit die Ansiedlung begünstigte. Und tatsächlich finden wir hier im Mittelalter drei verschiedene Siedlungen: Oitringen, Burk und Straßberg.

Am frühesten wird Burk erwähnt. Nach einer Urkunde von 843 (Decker-Hauff datiert die Urkunde auf 854) schenkte ein gewisser Adalhart (wohl ein naher Verwandter des Königs) an die Kirche der Hl. Verena und anderer Heiligen im Ort, der Burc genannt wird und im Gau Scherra

liegt, seinen ererbten und erworbenen Besitz zu (Bad) Dürrheim in der Pfalz und seinen ganzen Besitz in Alemanien mit Ausnahme von sieben Huben, nämlich je eine zu Schörzingen, Reichenbach, Trossingen, Mühlheim (Donau), Meßstetten, Storzlingen und Ebingen und den auf diesen Huben sitzenden Hörigen, sowie 30 weiterer Hörigen, die er oder seine Gattin Swanaburc auswählen werden. Sodann gibt er den Ort Burc mit der dortigen Kirche an das Kloster St. Gallen. Gegen einen jährlichen Zins und Bestimmungen über einen etwaigen Rückkauf nimmt er wieder alles zurück (WUB 1, S. 127).

#### Urkunde von 1005

Noch klarer wird es, daß unter dem genannten „Burc“ unser Straßberg mit seiner Verena-Kirche gemeint ist, in einer überarbeiteten Urkunde von 1005 (WUB 1, S. 241). König Heinrich II. „beschenkte“ das von ihm vom Hohentwiel nach Stein am Rhein verlegte St. Georgskloster mit 14 Gütern, unter denen auch „Purch“ (Burk-Straßberg) ist. Vielleicht hat er auch, wie Theodor Mayer vermutet, anlässlich der Verlegung des Klosters die von der Herzogin Hadwig und ihrem Gatten Herzog Burkart II. gemachte Erstaussstattung neu überprüft und bestätigt (Sammelband „Hohentwiel“, 1957). Burk wäre so herzogliches

Amtsgut und müßte von der Adalhartsfamilie in Herzogshand gekommen sein, da Hadwigs Vater, Herzog Heinrich von Bayern, ein Bruder Kaiser Ottos I. war. Die Pfarrei mit einem Hof unter dem Namen „Burg“ gehörte dann bis im 16. Jahrhundert dem Kloster Stein a. Rhein. 1287 hat Stein den Maierhof zu Burg dem Walter Mayer verliehen. Die darüber ausgestellte Urkunde wurde von Graf Hug von Hohenberg besiegelt, der Herr und Vogt über das Gut genannt wird (nach Jänichen Cartular Stein, Archiv Schaffhausen, S. 57). Dieser Hohenberger Graf (sonst nicht bekannt) dürfte vielleicht ein Bruder Burkarts III. gewesen sein.

#### Name weist auf römisches Gemäuer

Der Platz rechts der Schmeie, wo die heutige Pfarrkirche der Hl. Verena steht, heißt bis ins 16. Jahrhundert „Uff Burg“. Dieser Name weist auf römisches Gemäuer und nicht auf die Höhenburg Straßberg hin, denn nach den „Fundberichten aus Hohenzollern“ von 1935 hat man bei der Pfarrkirche römisches Mauerwerk ausgegraben und schon früher römische Silbermünzen gefunden. Immer wieder wurde in der Nähe altes Mauerwerk aufgedeckt, so beim Rathaus. Nach 500 war also offenbar die Scheu vor den römischen Ruinen geschwunden, und man hat diese neu besiedelt, wie die Frankenhöhe bei der Nagolder Friedhofkirche. Später hat man auf den Ruinen die Kirche der Hl. Verena erbaut, ähnlich wie um 700 in Leidringen die Peterskirche oder um 750 in Weilstetten die Dionysiuskirche. Die römischen Überreste haben also den Namen „Burg“ bekommen.

Schon im 5. oder 6. Jahrhundert wurde die Einbuchtung links der Schmeie, 1,5 km weiter nördlich, nordwestlich der abgegangenen Schalksburg, heute Ödenburg genannt, für Oitringen ausgewählt, wo auch Reihengräber nachgewiesen sind. 1264 übertrug Ritter Konrad von Wartenberg dem Kloster Beuron seine Besitzungen zu Oitringen. Auch 1340 und 1358 werden Güter im Banne der Ortschaft (locorum) Oitringen genannt (s. unten).

Im Jahr 1253 werden unter den Gütern des Klosters Beuron auch Eigenleute und Grundstücke zu Straßberg aufgeführt (Mon. Zoll. I, Nr. 179). Dies ist die erste Nennung des Namens unseres Straßbergs und zwar für den heute links der Schmeie gelegenen Ortsteil. Die Bezeichnung „Burg“ (s. oben) für den alten Pfarrort kann bis 1568 festgestellt werden.

#### Straßberg in der Schweiz erwähnt

Decker-Hauff und andere nehmen nun an, Straßberg, Burg und Dorf, haben ihren Namen von der Römerstraße. Doch J. A. Kraus lehnt aufgrund des Verlaufs der Römerstraße diese Deutung ab, da die Römerstraße von Winterlingen sicher geradlinig und nicht in scharfem Winkel die Kreuzstaig nach Straßberg hinunterlief. Ein Römerwerk als Vorgänger der Bergfeste Straßberg sei unwahrscheinlich. Dagegen könnte der sicher alte und steile Anstieg unmittelbar nördlich der Burg für die Namensgebung der Feste und des Dorfes maßgebend gewesen sein. Wegen des späten Auftauchens des Namens Straßberg (1253) läßt Kraus noch die Möglichkeit einer Namensübertragung offen, wie wir sie bei Bubenhofen von Oberschwaben oder bei Urach nach Lenzkirch haben. Denn schon 1163 wird der Name Straßberg in der Schweiz erwähnt. Könnte er nicht von einem Angehörigen der schweizerischen Familie „von Straßberg“ übertragen worden sein, die Besitz an der Schmeie erhalten und hier die Höhenburg erbaut hat? Nach Buchauer Überlieferung von 1470 (Straßberg im Besitz des Stiftes Buchau bis 1802) sollen die Straßberger Edelleute von

Neuenburg (Neufchâtel) einst Schenken des Stifts gewesen sein. Es ist zwar bis heute nicht gelungen, für unser Straßberg Herren dieses Namens nachzuweisen; alle beziehen sich auf andere Straßberg (Kärnten, Schweiz usw.). Die Entstehungszeit der Höhenburg Straßberg ist wohl das 12. bis 13. Jahrhundert. Sie war Eigentum des hochadeligen Stifts Buchau. Dieser Besitz, aber ohne Pfarrei Burg und Maierhof, wird 1340 als Lehen in der Hand der Grafen von Hohenberg urkundlich erwähnt, die jedoch schon 1287 als Herren daselbst nachzuweisen sind. Bereits 1334 hatte Graf Rudolf von Hohenberg geurkundet, die Städte Ebingen und Nusplingen und die Burgen Straßberg, Kallenberg, Schmiehen (bei Unterschmeien) usw. wolle er seiner Schwiegertochter Ursula von Pfirt versetzen (Mon. Hohbg. Nr. 356). Bis 1345 trugen die Grafen von Hohenberg Burg und Städtlein Straßberg zu Lehen.

Die Siedlung Straßberg, links der Schmeie, wird von der Höhenburg aus gegründet worden sein. Denn im Schutz der Burg oder wenigstens in der Nähe baute der Herr in der Regel die Stadt. So wird dies am Fuß des heutigen „Schloßwäldle“ Ende des 13. Jahrhunderts oder im 14. Jahrhundert auch hier der Fall gewesen sein. Die Pfarrkirche blieb außerhalb des Städtleins auf der rechten Seite der Schmeie in „Burg“. Durch einige Tatsachen und Urkunden ist nun belegt, daß Straßberg tatsächlich ein Städtlein gewesen ist.

#### Vormals ein Hochgericht

Schon 1326 wird ein Schultheiß von Straßberg erwähnt. In diesem Jahr verzichteten zu Ebingen Junta de Suterin und ihre Tochter Adelheid auf alle Ansprüche, die sie auf Güter zu Oitringen und Straßberg hatten, die Johannes Fuege dem Propst und Konvent Beuron hinterließ. Als Zeugen treten u. a. Herr Cuonrat Lüpriester (Leutpriester) zu Burg und Johannes der Schultheiß zu Straßberg auf (Zingeler, Beuron 99). Am 8. Januar 1511 gab Kaiser Maximilian dem Wolf von Homburg als Ortsherrn von Straßberg für Schloß und Dorf Straßberg, das schon vormals ein Hochgericht gehabt habe, die Erlaubnis, innerhalb von Zwing und Bann Straßbergs ein Hochgericht mit Stock und Galgen aufzurichten und verlieh ihm den Blutbann als Lehen (Kraus S. 47). In einer Urkunde von 1548 ist dann vom Galgen „ob des Dorfs Hirtenwiese“ die Rede (Dom. Arch. Sigm. R 122,2). Nach der Straßberger Chronik hat Hans Müller in einem alten Bauernhaus ein Stück der ehemaligen Stadtmauer entdeckt.

In einer Urkunde von 1345 wird Straßberg erstmals als Stadt erwähnt. Die Äbtissin Anna des Stifts Buchau nimmt vom Grafen Heinrich von Hohenberg Straßberg, die Burg und die Stadt mit Zubehör, die er und seine Vorfahren zu Lehen trugen, wieder zurück und leiht sie Rudolf von Reischach, Ritter, bzw. Eberhard von Reischach, falls dieser stirbt (Mon. Hhbg. Nr. 440). 1353 gab die neue Äbtissin Adelheid dem Ritter Rudolf von Reischach und seinen Erben wiederum Burg und Stadt Straßberg, während 1359 bei einem Streit um die oben genannten Güter der Suter mit dem Kloster Beuron vom „Nütlingsgut“ im Banne des Dorfes (villa) Straßberg die Rede ist. Beim Stift Buchau dagegen erscheint Straßberg bis im 16. Jahrhundert als Stadt. 1374 übergibt vor dem kaiserlichen Hofrichter, Graf von Sulz, auf dem Hof zu Rottweil, Ritter Rudolf von Reischach, gesessen zu Straßberg, seinem gleichnamigen Sohn die Burg Straßberg mit dem Städtlein, darunter mit allem Inbegriff von Leuten und Gütern, Holz und Feld, dazu Frohnstetten, Kaiseringen und Sonlingen, das an die Pfründe des Altars zu Laiz gehören soll (Dom. Arch. Sigm. R 102,4). 1451 wurde Fritz Schwelher von

der Äbtissin Margaretha von Werdenberg mit Schloß und Städtlein Straßberg mit Zubehör neu belehnt (Hoh. Jahresh. 1933, S. 122).

Erst ab 1532 wird das ehemalige Städtlein Straßberg als Flecken bezeichnet, als Wolfgang von Homburg mit seiner Frau Anna Blarerin das Schloß und den Flecken Straßberg samt dem Dorf Frohnstetten und dem Weiler Kaiseringen (die nicht Lehen waren) mit allen Zugehörden um 10 000 fl. als Lehen der hochwürdigen Fürstin des Gotteshauses Buchau an Dieteg von Westerstetten, den Vogt zu Ottobeuren, verkaufte (Dom. Arch. Sigm. R 102,50). Doch noch 1629 schreibt die Äbtissin Katharina, Gräfin von Spaur, an den Fürsten von Trient, den Kardinalbischof Karl an St. Thomas: „Von meiner Vorfahrin und dero anbefohlenem fürstlichen Stift Buchau hat anno 1533 Adolf Dieteg von Westerstetten und sein Geschlecht zwar ordina successivo das Schloß, Städtlein und ganze Herrschaft Straßberg samt deren Eigentum zu Lehen empfangen“ (Hoh. Heimat 1956, S. 63). 1559 konnten die Westerstetten auch Pfarrei und Kirchensatz, Groß- und Kleinzehnten, den Hof mit Zugehörden zu Burg erwerben. Die Herrschaft Straßberg wurde dann 1625 von Buchau in eigene Verwaltung genommen.

#### Eine kleine Stadtsiedlung

Bei Straßberg muß es sich um eine kleine Stadtsiedlung gehandelt haben, denn öfters ist nur von einem Städtlein die Rede oder wird die Siedlung trotz des Stadtcharakters Dorf genannt (s. oben 1359). Auch in dem Rodel der Herrschaft Straßberg von 1480 heißt es: „Jettlicher Mayer, der roß und karren hat, der sol 16 karren vol holz an des herren hof führen, der sitz auf dem schloß oder in dem flecken hat“. Sehr wahrscheinlich wird das Städtlein von Anfang an bäuerlichen Charakter gehabt haben. Zudem lag es nur 7 km entfernt von der um 1250 von den Grafen von Hohenberg gegründeten älteren, stark befestigten Stadt Ebingen, die schon 1477 192 Häuser zählte.

Wann das Städtchen Straßberg gegründet wurde, ist nicht zu ermitteln. Im 14. Jahrhundert erscheint es mit der Höhenburg im Besitz des Stifts Buchau. Bis 1345 trugen die Grafen von Hohenberg diesen Besitz zu Lehen, wahrscheinlich schon 1287, also in der Zeit, als die meisten unserer alten Städte gegründet wurden. Vielleicht hat dann der Ort auf geistlichem Boden in dieser Zeit von den Hohenbergern Stadtrechte erhalten. Der eigentliche „Nährboden“ einer Stadt war die Umgebung. Dieser reichte aber nicht aus, um das Städtlein zur Blüte zu bringen und es wird u. U. auch noch durch andere Ereignisse rasch verkümmert sein, so daß es wieder als Dorf (Flecken) angesehen wurde. Hinzu kam, daß die Pfarrkirche jenseits der Schmeie lag. Oft, sogar in verhältnismäßig kurzen Zeitabständen hat das buchaische Lehen seinen Besitzer gewechselt und dadurch wird ihm die „väterliche“ Pflege gefehlt haben. Ein Teil seiner Bewohner scheint auch in die benachbarte Stadt Ebingen verzogen zu sein. So finden wir 1381 einen Kunz Blum genannt Häglin oder 1444 einen Dietrich Haffner von „Straußberg“ (Straßberg) als Bürger in Ebingen. Straßberg gilt so in der Neuzeit und noch heute als Dorf, war aber im Mittelalter, wie die Literatur einhellig beweist, ein Städtchen.

Literatur u. a.: J. A. Kraus: Zur Herrschaft Straßbergs an der Schmeie, Hohenz. Jahreshfte 1959; L. Schmid: Monumenta Hohenbergica; L. Schmid: Monumenta Zollernana; Zingeler: Geschichte des Klosters Beuron.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 20

28. Februar 1973

Nr. 1

## Württemberg zur Zeit der französischen Revolution und Napoleons

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen — Fortsetzung

Der Herzog schickte Normann nach Paris, einen pommerschen Edelmann, der die hohe Karlsschule besucht hatte und dann in den Dienst des Herzogs getreten war; er sollte fortan Friedrichs willigster und gewandtester Helfer gegen die Stände werden.

Die Landschaft dagegen schickte ihren Konsulenten Abel ebenfalls nach Paris, nicht nur, damit er dort eigene Verhandlungen pflege, sondern vor allem um den herzoglichen Gesandten zu überwachen. Obwohl der Herzog Abel und seiner Delegation den Befehl gab, sofort heimzukehren, gehorchten diese nicht im Vertrauen auf die Rückendeckung, die sie von der französischen Regierung erhielten. Als er sie nach Abschluß der Verhandlungen vor ein Gericht stellte, bekam Friedrich auch Schwierigkeiten mit der kaiserlichen Regierung, bzw. dem Reichshofrat, so daß er Abel nach Paris zurückgehen ließ, wo dieser die Gunst der Franzosen für die landständischen Belange mit ungeheuren Bestechungssummen zu erlangen versuchte.

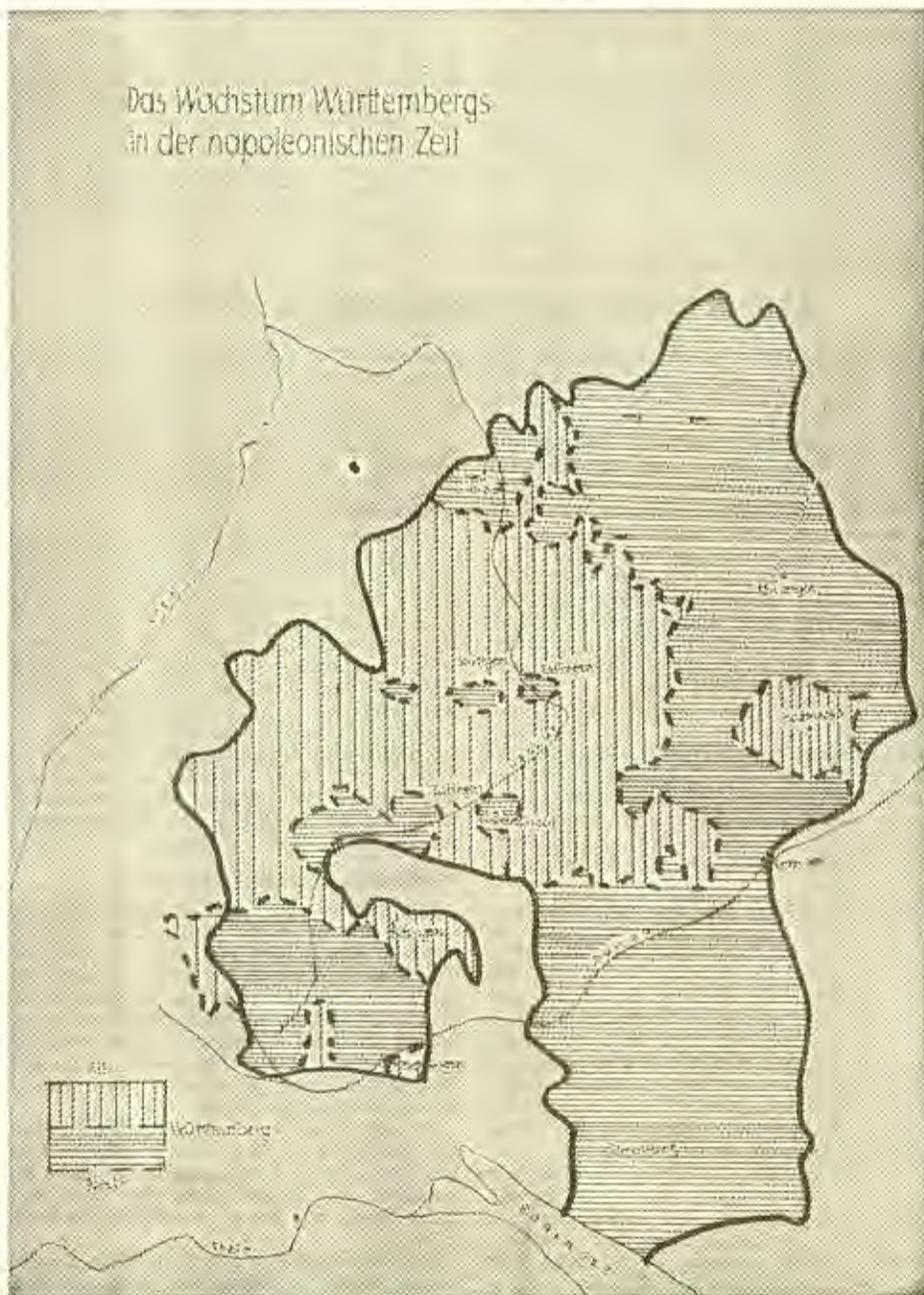
Dem herzoglichen Unterhändler Normann gelang es, im Mai 1802 mit Frankreich einen Sonderfrieden abzuschließen, in dem Friedrich große Entschädigungen für die abgetretenen linksrheinischen Gebiete in Aussicht gestellt wurden. Und noch bevor der Reichsdeputationshauptschluß fertig war, konnte Friedrich im Januar 1803 von seinen Neuerwerbungen Besitz nehmen: Es waren einerseits 9 Reichsstädte (Aalen, Eßlingen, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Reutlingen, Rottweil, Weilderstadt), andererseits eine Reihe von Klöstern, darunter auch unser Margrethausen.

Diese Gebiete waren ohne inneren Zusammenhang, ihnen fehlte die eigene staatliche Kraft, sie waren gleichsam Strandgut der großen Sturmflut, d. h. der Revolution und des Zeitalters Napoleons. Diese Länder wurden deshalb nicht dem Land einverleibt, sondern erhielten gleichsam einen eigenen Staat: Neuwürttemberg mit Regierungssitz Ellwangen trat neben das bisherige Herzogtum Altwürttemberg und war mit ihm nur durch eine Personalunion verbunden.

Zwar gewährte ein Erlaß freie Religionsausübung, aber die Rücksichtslosigkeit, mit der alles Herkömmliche beseitigt und überall strenge Gleichmäßigkeit durchgeführt wurde, ließ keine Freude an der neuen Regierung aufkommen. Mit Eifer wurden die Klöster geschlossen und das Klostergut eingezogen. Daß diese Klöster, zu deren baulicher Unterstützung Württemberg vertraglich verpflichtet war, sich schon bald als starke Belastung herausstellten, sei nur am Rande erwähnt. So suchte man für sie krampfhaft nach neuen

Verwendungsmöglichkeiten und fand auch welche, die uns heute zum Teil recht pietätlos vorkommen. So wurde im Kloster Oberndorf z. B. eine Gewehrfabrik einge-

richtet, der Grundstock für die späteren Mäuserwerke. In anderen wurden Irrenanstalten, Kasernen oder Lehrerbildungsanstalten untergebracht.



Der Hauptgrund für die Bildung des neuen Staates war freilich, daß Friedrich die neuen Gebiete dem Zugriff der Stände entziehen und dort nach seinem Gutdünken absolut regieren wollte. Und kurze Zeit später, im Februar 1803, erhielt Friedrich endlich den gewünschten Kurfürstentitel, einen reinen Ehrentitel, wie sich bald zeigt, aber ebenso doch eine Steigerung von Macht und Ansehen für den Landesherrn, und eben das bedeutete zugleich eine Schwächung der Stände. Aber trotzdem ging der Kampf zwischen Kurfürst Friedrich und den Landständen weiter, wobei er besonders dadurch an Brisanz gewann, daß die Landstände nicht nur mit Frankreich, sondern vor allem auch mit Erbprinz Wilhelm zusammenarbeiteten, der mit seinem Vater, dem Kurfürsten Friedrich, völlig verstritten war.

#### Der letzte Landtag

Unter dem Druck Frankreichs berief Friedrich auf den März 1804 seinen 3. Landtag ein. Dieser sollte sich nach dem Willen des Landesherrn ausschließlich über die Zahlung der seit 1793 aufgelaufenen Kriegskosten (sie beliefen sich auf die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 25 Millionen Gulden) befassen. Die Landstände dagegen drängten darauf, die Verfassungstreitigkeiten zuerst in ihrem Sinne zu regeln. Der große Eklat passierte, als dem Kurfürsten verraten wurde, daß die Stände sich verpflichtet hatten, den verhassten Kurprinzen mit einem jährlichen Donativ von 20 000 Gulden und einem Darlehen von 200 000 Gulden zu unterstützen. Friedrich verhaftete die wichtigsten Landtagsmitglieder, stellte sie vor eine Untersuchungskommission und löste den Landtag auf (Juni 1804).

Der Kurprinz selbst griff von Paris aus

in den Streit ein, erklärte seine „vollständige Übereinstimmung mit der patriotischen Denkungsart der Stände“ und beschuldigte seinen Vater des Verfassungsbruchs. Als der Kurfürst daraufhin die landschaftlichen Kassen prüfen wollte (er vermutete nicht zu Unrecht die Zahlung von hohen Bestechungsgeldern), versteckte die Frau des Landschaftssekretärs Stockmayer, der selbst im Gefängnis saß, die Kassenbelege. Sie wurde mit ihrem jüngsten Kinde eingesperrt, ihr „Haus vom Taubenschlag bis zum Weinkeller durchsucht“, sie und ihre Familie den schlimmsten Pressionen ausgesetzt. Und doch schwieg sie, und die Regierung befürchtete Sympathiekundgebungen vor ihrem Gefängnis.

Da entschloß sich der Kurfürst, wenigstens zum Schein, noch einmal zum Einlenken. Am 27. 11. 1804 wurde ein neuer Landtag einberufen — es sollte der letzte sein. Friedrich übte von Anfang an auf den Landtag starken Druck aus: Er schrieb dem Landtag z. B. vor, wen er nicht als Ausschußmitglieder wählen dürfe, was er zu beschließen habe usw. Aber genau diese Männer wählte der Landtag und verlangte ihre Bestätigung durch den Kurfürsten. Dieser dagegen verlangte mit derselben Hartnäckigkeit zuvor die Bewilligung der Militärbeiträge. Keine der beiden Seiten gab 8 Wochen lang nach! Der Kurfürst setzte die Landtagsmitglieder unter Druck, indem er ihre dauernde Anwesenheit in Stuttgart verlangte, sogar über die Weihnachtsfeiertage, eine sehr harte Maßnahme bei deren beschränkten Mitteln. Endlich fand doch eine Einigung statt, und die weitere Arbeit wurde nach altem Brauch dem verstärkten großen Ausschuß aus 27 Prälaten und 21 weltlichen Mitgliedern übertragen.

ständigkeits einer großen Anzahl noch selbständiger Herren vernichtet wurde, wie die der Fürsten von Hohenlohe, der Grafen von Waldburg und anderer. Auf eine genaue Aufzählung soll verzichtet werden — sie würde nur ermüdend wirken.

Die Grenzen wurden noch mehrfach verändert — mit Baden und Bayern wurden Gebiete getauscht. Am Ende war Württemberg etwa auf das Doppelte angewachsen; der Fläche nach umfaßte es rund 19 500 km<sup>2</sup> statt vorher 9 500 km<sup>2</sup>. 700 000 Einwohner hatte Württemberg am Beginn dieser Entwicklung gehabt, jetzt waren es 1,34 Millionen Einwohner, darunter 400 000 Katholiken und 12 000 Israeliten. Dieser Territorialbestand blieb dann bis 1945 unverändert.

Napoleons Ziel war erreicht: Frankreichs Ostgrenze war von Mittelstaaten umgeben, die groß genug waren, um Frankreich gegen Österreich und Preußen Hilfe leisten zu können, die aber zu klein waren, um Frankreich gefährden zu können. Im Juli 1806 gründete Napoleon den Rheinbund — Württemberg hatte für den Kriegsfall 12 000 Mann bereitzuhalten, und Friedrichs einzige Tochter Katharina mußte Napoleons jüngsten Bruder, den König Jérôme von Westfalen heiraten. Und das alles bedeutete zugleich das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation — am 6. August 1806 legte Kaiser Franz die Krone nieder.

#### Württemberg erhält eine neue Verwaltung

Württemberg stand nun für ein Jahrzehnt unter der Herrschaft eines absoluten Monarchen. Friedrichs Ziel war die Bildung eines straff geordneten Staatswesens, d. h. das aus so vielen Teilen zusammengefügte Württemberg sollte eine wirkliche innere Einheit erhalten, wobei der französische Staat als Muster dienen sollte.

Bereits 1806 übernahm Württemberg die französische Ministerialverfassung mit 6 nach Hauptverwaltungszweigen abgegrenzten Ministerien: Auswärtiges, Inneres, Justiz, Krieg, Finanzen und Geistliche Angelegenheiten. Das Land wurde in 12 Kreise mit je etwa 100 000 Einwohnern eingeteilt, die nach französischem Vorbild geographische Namen erhielten. Darunter standen 65 Oberämter mit je rund 20 000 Einwohnern. Deren Grenzen blieben im wesentlichen bis zur Kreisreform von 1938 erhalten. Jegliche Selbstverwaltung der Gemeinden und Amtskörperschaften wurde untersagt — der Oberamtmann wurde in seinem Bezirk zum allmächtigen Mann.

Auf dem Gebiet des Rechtes wurde wenigstens bei den höheren Behörden Verwaltung und Justiz getrennt, bei den niedrigen der staatliche Einfluß verstärkt, indem den Stadt- und Dorfgewalten die Zuständigkeit in der Strafgerichtsbarkeit entzogen wurde. Für das ganze Land wurde eine Rechtseinheit geschaffen, wobei vor allem der neue Adel der Leidtragende war: Ihm wurde die niedere Gerichtsbarkeit und die Steuerfreiheit entzogen.

Die christlichen Glaubensbekenntnisse erhielten die Gleichberechtigung; die unumschränkte Herrschaft in der Kirche behielt sich Friedrich vor, er, der die Hauptaufgabe der Kirche darin sah, Gehorsam gegen die Obrigkeit zu predigen.

Die Höhere Schule wurde von der Geistlichen Obergewalt getrennt, und sie wurde einer eigenen Studienoberdirektion unterstellt. Ein besonders wichtiger Zweig war die Polizei, die für „Ruhe und Sicherheit“ zu sorgen hatte: Strenge Zensur, Verbot der Auswanderung, Verbot von Versammlungen, aber auch Abhören von Unterhaltungen von Privatleuten und deren Überwachung — das sind die Aufgaben, die die Polizei erfüllen sollte und mit denen sie sich wenig Freunde schuf.

(Fortsetzung folgt)

## Die Verfassung wird aufgeschoben

Die Entscheidung in diesem Kampf zwischen Kurfürst Friedrich und seinen Ständen brachte schließlich die allgemeine politische Entwicklung. Im Sommer 1805 bildete sich gegen Frankreich die dritte Koalition: Friedrich hätte sich am liebsten Österreich angeschlossen, und wäre dann, als er sah, daß Österreich ihn im Stich ließ, am liebsten neutral geblieben. Aber der französische Gesandte verlangte eine klare Entscheidung: Er drohte mit dem Einmarsch eines großen Heeres, versprach aber im Fall der Bundesgenossenschaft neuen großen Gebietszuwachs und sofern die Stände Schwierigkeiten machen sollten, Unterstützung gegen diese.

Friedrich beschloß, diesen Weg zu gehen — am 2. Oktober 1805 kam Napoleon nach Ludwigsburg, wo die Endverhandlungen stattfanden und die Liquidation der württembergischen Landstände beschlossen wurde. Diese versuchten eine letzte Rettung bei Talleyrand — dieser nahm zwar 50 000 Gulden Bestechungsgelder an, aber er tat nichts.

Am 5. Dezember 1805 siegte Napoleon in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz, am 26. Dezember brachte der Preßburger Frieden Friedrich die Königswürde und die volle Souveränität, am 30. Dezember hob Friedrich die ständische Vertretung förmlich auf, und am 2. Januar 1806 untersagte ein Generalrescript „jede Volksversammlung und darauf gegründete Verordnung“. Die altwürttembergische Verfassung, die eine ehrwürdige Geschichte von 3½ Jahrhunderten hatte, war nicht mehr.

Die ohnmächtige Empörung hat einer der führenden Männer des Landtags seinem Tagebuch anvertraut: „Endlich hat der heutige Tag, der in den Annalen der vaterländischen Geschichte ewig verwünscht sein wird, das Maß unseres Elends vollge-

macht... Weg mit diesem ewig fluchwürdigen, tyrannischen Verfahren! Möchte ich es nie erlebt haben!... Wir lassen uns ohne Widerstand schlachten und dem Elend und der Willkür preisgeben. Kein Mensch nimmt sich des unterdrückten Vaterlandes an... ein solcher Despotismus ist noch nie erhört worden!“

Gleichsam durch einen Staatsstreich war die alte Ständevertretung in Württemberg beseitigt worden. Aber wie dem König nach außen nur der enge Anschluß an Frankreich geblieben war, wenn er Thron und Dynastie erhalten wollte, so handelte er auch im Inneren unter dem Druck politischer Notwendigkeiten: Die alte Verfassung paßte tatsächlich nicht in die napoleonische Zeit und ihren Absolutismus, und sie paßte noch weniger zum Charakter des Königs Friedrich. Doch das sahen die meisten Württemberger nicht: In ihren Herzen lebte die durch fürstlichen Machtanspruch liquidierte Verfassung weiter.

#### Württemberg als Rheinbundstaat

Der Preßburger Frieden hatte nicht nur das Ende der alten Verfassung gebracht, sondern auch eine nochmalige namhafte Gebietserweiterung. Bereits durch den Schönbrunner Tagesbefehl Napoleons vom 19. 12. 1805 hatte Württemberg die Landeshoheit über die ritterschaftlichen Besitzungen erhalten, d. h. in unserem Kreis u. a. über Lautlingen, Margrethausen, Geislingen, Dotternhausen usw.

Im Preßburger Frieden selbst bekam Württemberg neben den Donäustädten Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau vor allem auch die Grafschaft Hohenberg, zu der u. a. auch Nusplingen gehörte.

Und wenig später sollten weitere Gebiete folgen, wobei insbesondere auch die Selbst-

# Als das Eis über die Donau kam

von Hans Müller

Stellen wir uns einmal vor, wir wären Altsteinzeitler gewesen. In kleinen Horden hätten wir das Land durchstreift, barfuß, aber besser zu Fuß als heute. Immer hinter unsrer Nahrung her: Mammüt, Nashorn, Ren, Wildpferd und Kleinere. Dazu Wurzeln und Flechten. Viel mehr wuchs nicht, denn es war gerade die vorletzte Eiszeit. Etwa beim heutigen Balingen war der Albanstieg. Wir wären hinaufgeklettert und hätten oben ein Hochtal erreicht, gegen Sonnenaufgang gerichtet und dann bald nach Mittag umbiegend. Es hätte sich in einem Bogen um felsige Berge herumgeschwungen und von links ein weiteres Tal aufgenommen. Tief unter der Alb begraben wäre eine Stelle gewesen, wo viel später einmal ein Dorf Lautlingen liegen sollte. Immer dem Wild nachspürend, wären wir wohl auf die Höhe gelangt, auf der heute Winterlingen liegt. Da wäre es noch kälter geworden als ohnehin. Mit hellwachen Sinnen und einem Stauern „bis ins Knochenmark hinein“ hätten wir die Ursache des Kälterwerdens gesehen: Nur ein paar Fußstunden gegen Mittag eine endlose, schmutzgraue Eismasse, vorn steil gewölbt, hätte die schwerere Kaltluft von sich abgleiten lassen. Sollten wir umkehren?

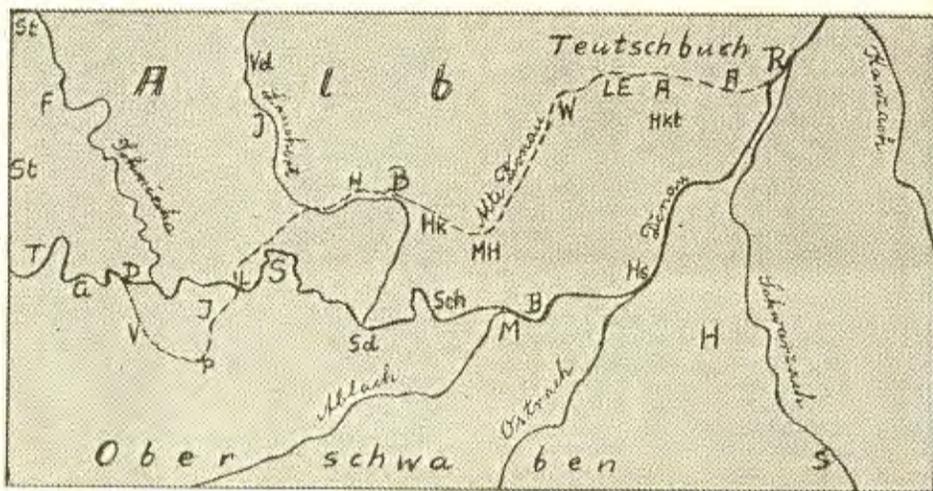
Nein, denn unsere Jagdtiere gingen erfahrungsgemäß bis an den Gletscher heran und weideten die letzten Spuren der Vegetation ab, bevor das alles zugedeckt worden ist. Auch gab es am Gletscherfuß Schmelzwasser. Also das Tierfell um die Schultern gezogen und hinein in die staubausblasenden eisigen Winde! Denn es ging ja ums Überleben. Nach 130000 Jahren würde ein Gelehrter schreiben: „Sie folgten dem Gletscher auf dem Fuße“. Von diesem Lob wären wir nicht satt geworden. Der späte Gelehrte wohl auch nicht so sehr. Dennoch gibt es immer wieder Forscher, denen ihre Arbeit wesentlich erscheint als materieller Besitz. Es war bei den Altsteinzeitlern nicht viel anders als heute: Wer den größten Klumpen Mammutfleisch sein eigen nannte, der war bald vergessen. Wer aber Tierformen studierte und sie an die Höhlenwand malte, hat sich ein Denkmal gesetzt. Heute malen die Forscher ein Bild des gesamten Eiszeitalters. Dieses Bild wandelt sich von Zeit zu Zeit etwas. So gut wie fest steht, daß beim Höchststand der vorletzten Eiszeit („Riß“) der mächtige Vorlandgletscher, der aus dem Alpenheintal quoll, bei uns bis über die Donau vorstieß. Im Forst Schererhau, mittwegs zwischen Unterschmeien und Sigmaringen, liegt ein Findling aus Gneis, schätzungsweise 3 Tonnen schwer. An der Straße nach Gorheim kann man kleinere finden. Es wurde nachgewiesen, daß der Gletscher die Lauchert zwischen dem Weitenried und Hitzkofen überschritten hat. Die kühnste Annahme läßt ihn bis nach Billafingen hinaufklettern. Begreiflicherweise schob sich das Eis eher in vorhandene Täler, als daß es Steigungen nahm (was es aber auch tat).

## Österberg vom Eis umgeben

In dem sehr schönen untersten Schmeiental bis zur Mündung sehen wir die hohen Riffwände bis ganz hinauf glattgescheuert und mit Hohlkehlen und „Kesseln“ versehen. Weiterhin ist festgestellt worden, daß das rißzeitliche Eis bei Bingen ein Stück ins Moseltal hineinreichte und sich von Wilflingen bis Riedlingen an die Tertiärdecke „Teutschbuch“ anlegte. Der Riedlinger Österberg war vom Eis umgeben. Von Laiz bis Riedlingen geht also die Strecke, auf der der Gletscher über die Donau herüberkam. Zwischen Untermarchtal und Ulm nochmals und dann ein drittes Mal zwischen Stepperg und Kelheim in Bayern; aber das würde für vorliegendes Thema zu weit führen.

Sieht man sich einen heute noch bestehenden Gletscher an, besonders wenn er markiert ist, so wundert man sich, in welch

kurzer Zeit er zurückgeht. Manchmal rückt er auch wieder vor. Er „oszilliert“. Wie lange der Vormarsch des Alpenheinglet-



schers über die Donau angehalten hat, wissen wir nicht genau. Wie alle Gletscher hat er besonders bei seinem Vor und Zurück den meisten Schutt abgeladen.

„... über die Donau kam...“ Das sagen wir so dahin. Aber wissen wir denn, wie und wo die Donau zu Beginn der Riß-Eiszeit floß? Wir wußten es bis 1955 nicht. Aber dann erforschten es die Landesgeologen Schädel und Werner sehr gewissenhaft. Ihnen standen Reflexions- und Refraktionsseismik („Schußbohrungen“, bei denen aber gar nicht gebohrt wird, was die Sache sehr verbilligt) und teure Kernbohrungen zu Diensten. Die Forschungsergebnisse sind fast unangreifbar. Nach diesen ging die Donau bei Dietfurt rechts „nebenhinaus“, bog bei Vilsingen ins Paultler Tal um und floß nach Laiz. Erst hier mündete in dieser Zeit die Schmiecha. Bei Laiz wechselte die damalige Donau hinüber auf die nördliche Seite der jetzigen. Der Straßenbau hat inzwischen die Stelle sehr eindrucksvoll freigelegt; aber sie ist inzwischen schon wieder fast zugewachsen. Weiterer Verlauf: Quer über den Sigmaringer Mühlberg ins jetzige untere Laucherttal beim Weitenried, dann nicht durchs Bittelschießer Täle, das es noch nicht gab, sondern hinten herum nach Hornstein, Bingen und Hitzkofen, auf Mengisch Heudorf zu, umbiegend nach Wilflingen, durch das jetzige Bibertal nach Altheim bei Riedlingen. Von da ab ging es zunächst im Zuge der jetzigen Donau weiter.

Diese ganze lange Strecke wurde vom Gletscher überfahren, das alte Donautal vom Gletscherschutt völlig zugeschüttet. Es war noch nahe Wilflingen ein 40 m tiefes Felsental ähnlich wie heute bei Gutenstein. Nun kommt etwas sehr Wichtiges, das auch nicht gar so lange erst entdeckt wurde. Durch den Gletschervorstoß war die Donau gestaut worden. Ein großer Eiswassersee schob sich bis hinauf nach Tuttlingen, noch wahrscheinlicher sogar bis Donaueschingen und gleichzeitig im alten Aitrachtal bis Blumberg. Nun muß man gute Höhenlinienkarten in die Hand nehmen und gleichzeitig eine spätere Anfüllung der Täler und Wasserscheiden durch Fließerden (Solifluktionsschutt) abziehen, wodurch besonders die Wasserscheiden niedriger werden. Auch eine weitere Kippung der Albscholle wurde schon herbeigezogen, wenn auch mit wenig klarer Beweiskraft. Aus den Höhenlinien und den erwähnten leichten Abänderungen derselben ergibt sich: Zeitweise kann die-

ser lange Zeit andauernde Eisschmelzsee der gestauten Donau, der natürlich auch in die Seitentäler eindrang, übergelaufen sein bei Blumberg in die untere Wutach, bei Schwenningen in einen Vorläufer des Neckars, bei Ebingen in die werdende Eyach und bei Burladingen in die Starzel. Die Breite und Geradlinigkeit der Wasserscheiden und andere Beobachtungen stützen eine solche Annahme. Damit wäre Eiswasser in den werdenden Neckar geflossen und hätte diesem sehr geholfen, ein Fluß zu werden.

Mittelbar wären dadurch also Gletscherauswirkungen bis über die Südwestalb zu verzeichnen. Der wichtigste Ausfluß des Donau-Stausees aber, der bei Sigmaringen sein mußte, ließ noch lange auf sich warten. Als er dann endlich - und recht rasch - geschah, hielt er sich nicht mehr an die verschüttete Flußstrecke, sondern wählte den Weg, wie ihn die Donau über Sigmaringendorf - Scheer - Mengen heute noch einhält. Es ist der bequemste Weg, wie ihn fließendes Wasser immer sucht. Die Annahme, der See könnte unter dem Eis hindurch einen Ausweg gefunden haben, ist kaum auf Zustimmung gestoßen. Selbstverständlich kommen Gletscherbäche unter dem Eis hervor, und das taten sie gewiß auch damals, aber sie waren anders eingestellt, von Oberschwaben her.

Auch während der letzten Eiszeit („Würm“) blieb die Alb nicht ganz vom Eise

verschont. Sie trug Firnfelder, eine Gletscher-Vorstufe, lange elliptische Mulden, gegen Osten offen. Sie sind inzwischen entdeckt und kartiert worden.

#### Hügelketten in der Landschaft

Man zählt seit langem vier Eiszeiten. Eine fünfte (älteste), die Donau-Eiszeit, ist zwar allgemein anerkannt, aber noch nicht genug erforscht worden. Ein Professor deutet an, diese Eiszeit habe zu ihrer Zeit die ganze Alb vergletschert; aber anerkannt worden ist das noch nicht. Endmoränenwälle sind von den älteren und alten Eiszeiten nicht mehr zu erwarten, besonders nicht auf der ansteigenden Alb mit ihren damals noch oder wieder fließenden Gewässern, die alles wieder abgespült haben. Nur die letzte, die Würm-Eiszeit, hat derartige Hügelketten in der Landschaft hinterlassen. Sie heißen Jungendmoränen und werden von manchem Buchdrucker gern in Jugendmoränen verbessert. Sie geben nicht den Höchststand der letzten Vereisung an. Vielmehr wurden sie dort aufgehäuft und zusammengeschoben, wo der Gletscher län-

gere Zeit vor und zurück ging. Der Höchststand der Vereisung, nur kürzere Zeit andauernd, lag weiter vorn. Besonders ging in breiten Tälern der Vorschub weit über die Jungendmoränen hinaus. Man darf ihn wohl unweit Biberach und Buchau, Saugau und Ostrach bis nach Binningen im Hegau annehmen. Damit kam ein großer Teil der Schmelzwässer der Ablach und Donau zutage, die die Rolle von „Urstromtälern“ spielten.

Was geht uns das alles an, da wir ja doch keine Altsteinzeitler mehr sind? Zuerst, was wohl den meisten Eindruck macht, aber naturwissenschaftlich nur eine Randerscheinung ist: Es hilft den Kiesfirmen enorm viel Geld verdienen. Sie haben „Geld wie Kies“. Es schwindelt einem fast, wenn man die ganze Gegend hinter Inzigkofen so ausgehöhlt und umgestaltet sieht, daß man sie nicht mehr wiedererkennt. - Das eiszeitlich verfüllte alte Donautal zwischen Sigmaringen und Riedlingen enthält gut gefiltertes Trink- und Brauchwasser. In dem Gebiet zwischen rißeiszeitlicher und jetziger Donau gibt es auch genügend Oberflächen-

wasser, so daß man in den Dörfern Gänse und Enten sieht. Das muß einem Albbewohner auffallen. - Moräneböden sind mineralfrisch und fruchtbar. Sie verkarsten nicht. - Dank der eiszeitlichen Reste bei der Ziegelholz-Kaserne bei Sigmaringen (ehemalige Ziegelei „Amerika“) konnten die Soldaten von jeher erfolgreich robben und nachher den Drillich schrubben.

#### Souvenir aus den Alpen

Den größten Nutzen aus der Schädel-Wernerschen Donauforschung zieht die Landschaftskunde. Schon dem ungeologischen Wanderer mußte auffallen, daß Oberschwaben zwischen Sigmaringen und Riedlingen beträchtlich über die Donau herüberkommt. Die Ortschaften bis über den Teutschbuch gehörten bislang zum Landkreis Saugau! Auf einen Blick erkennt man, daß hier die Landschaft viel weicher geformt ist als auf der Alb. Die Bereiche, die einst von der Eiszeitdonau in tiefen Felstälern durchflossen wurden, sind heute besonders flach und ausdruckslos. Die Gerölle sind ein Souvenir aus den Alpen!

## Die Salweide

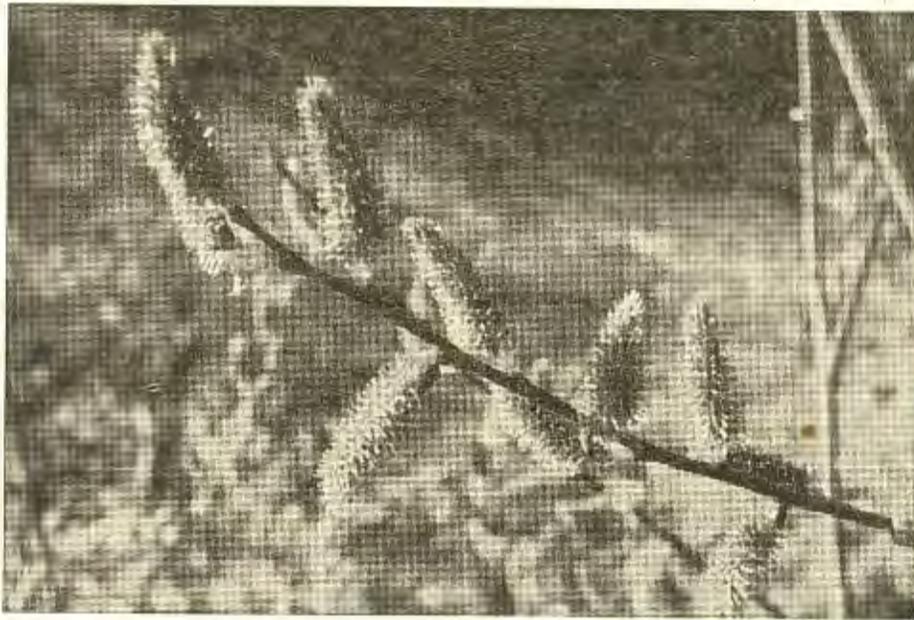
*Salix caprea*

Die Salweide ist ein typisches Beispiel einer getrennt-geschlechtlichen, zweihäusigen Pflanze, d. h. also, daß männliche und weibliche Blüten nicht vereinigt und sogar auf zwei Pflanzen (Häusern) getrennt anzutreffen sind. Man findet auf einem Strauch oder Baum nur die silbergrauen, samtigen, aufrechtstehenden Kätzchen, die später die vielen doppelt langgestielten Staubbeutel tragen. Das ist der männliche Vertreter seiner Art. Oder man findet an den Zweigen die zunächst auch in einem dicken Pelz weicher, schillernder, weißer Haare eingehüllten weiblichen Blüten, die dann grün und walzenförmig lang werden und viele flaschenförmige Stempel mit einer goldgelben Narbe tragen. Ihre beiden Nektarien geben neben dem Blütenstaub der männlichen Blüten die erste Nahrung für unsere Bienen ab, die neben Hummeln und andern Insekten die Bestäubung vor der Laubentfaltung besorgen.

Alle Blüten- und Blattknospen tragen zum Schutz eine dunkelbraune, derbledrige, gewölbte Schuppe, die beim Wachstum der Knospen später abgestoßen wird. Die männlichen Blüten fallen, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt haben, auch ab. Die Samen der weiblichen Blüten erhalten einen dichten Schopf von Flughaaren, der sie befähigt, im Juni ihre Flugreise anzutreten.

Zu den Weidengewächsen (Salicaceen) und damit zu den zweihäusigen Pflanzen zählen auch die Pappeln. Bei den eigentlichen Weiden führt Gradmann neun Hauptarten auf und darunter 22 Arten und Unterarten, wozu unsere bekannte Salweide (*Salix caprea*), die Korbweide (*Salix viminalis*) und die Trauerweide (*Salix elegantissima*) gehören. Diese vielen Arten der Weide haben die Eigenschaft, daß die weiblichen Pflanzen auch dann Samen entwickeln, wenn sie mit dem Blütenstaub einer andern Art bestäubt wurden. Aus solchen Samen entwickeln sich Bastardformen, die schwer zu bestimmen sind und auch die Möglichkeit neuer Arten ergeben.

Fotos: Wedler

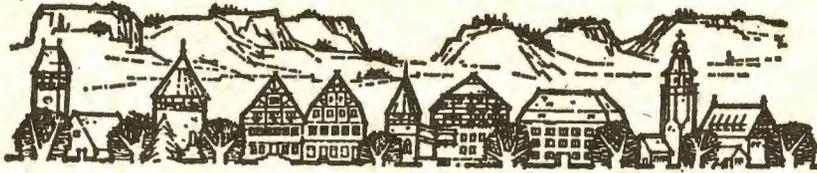


Weide, männlich



Weide, weiblich

# Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 20

31. März 1973

Nr. 3

## Württemberg zur Zeit der franz. Revolution und Napoleons

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen (Schluß)

Die Untertanen, die den staatlichen Zielen Friedrichs nur geringes Verständnis entgegenbrachten, empfanden freilich den harten Druck schwer. Man muß bedenken, daß in diesen Jahren nicht weniger als 2342 Rescripte und Verordnungen auf die Untertanen herniederprasselten. Die meisten dieser Anordnungen dienten tatsächlich der Besserung der vorhandenen Zustände, aber der ungewohnt stramme Beamtengeist ließ, vor allem in Neuwürttemberg, das Gefühl der Vergewaltigung nicht verschwinden.

Ein weiterer Grund für die Unzufriedenheit war der Aufwand des Hofes, der die Kräfte des Landes bei weitem überstieg. Dazu gehörten vor allem auch die Veranstaltung großer Jagdfeste und die Hegung des Wildes, das einen ungeheuren Flurschaden hervorrief, was gerade den kleinen Mann, den einfachen Bauern besonders schwer traf.

Als Mitglied des Rheinbundes hatte Württemberg 12000 Soldaten zu stellen. Um diese Anzahl zu erreichen, führte Friedrich die allgemeine Wehrpflicht ein, der schließlich alle Männer vom 18. bis 40. Lebensjahr unterlagen, auch wenn es dabei gewisse Ausnahmen gab, die zum Teil recht willkürlich gehandhabt wurden. Auch das erregte natürlich ebenso den Unwillen der Betroffenen, wie die hohen Steuerzahlungen, die zur Deckung des Aufwandes notwendig war.

### Die Kriege der Rheinbundzeit

Auf die Kriege, die die württembergische Armee im Gefolge Napoleons mitzumachen hatte, kann ich hier nur kurz eingehen. Im Krieg Frankreichs gegen Preußen 1806/7 wurden die Württemberger vor allem im Kampf gegen die schlesischen Festungen eingesetzt. Diese württembergischen Truppen zeichneten sich durch Zuverlässigkeit und Zähigkeit aus, ja der französische General Vandamme rühmt, ihre Tapferkeit sei würdig guter französischer Truppen, jedoch berichtet eine schlesische Chronik auch von grauenvollen Übergriffen gegenüber der Zivilbevölkerung.

Im Krieg 1809 gegen Österreich vollbrachte das württembergische Truppenaufgebot glänzende Waffentaten, wobei vor allem ihre ungeheuren Marschleistungen im Angriff auf Wien hervorzuheben sind. Die Begeisterung, die Napoleon bei seinen Verbündeten zu erzeugen vermochte, ist vielleicht am besten zu spüren in seiner Ansprache, die er vor dem Ausmarsch an die württembergischen Truppen richtete (20. 4. 1809):

„Soldaten von Württemberg!

Ihr seid im Begriff, euch mit einem Feind zu schlagen, der seit langer Zeit

Deutschland tyrannisierte. Die Ungarn, Böhmen und Österreicher haben immer Deutschland als ihr Erbteil betrachtet.

Als Beschützer des Rheinbunds habe ich mich an Eure Spitze gestellt!

Euer Souverän hatte früher nur eine Handvoll Truppen, die man nur als Contingens-Truppen ansehen konnte.

Ich habe seine Staaten vergrößert, und er erscheint jetzt als eine Macht von Europa.

Zeigt euch würdig, an der Seite der Großen Armee zu fechten und das Vertrauen zu verdienen, das ich in Euch setze. Ich befinde mich allein in Eurer Mitte und habe nicht einen Franzosen um mich her. Dies ist eine Ehre für Euch ohne Beispiel.

Ich rechne heute vorzüglich auf Euch. Noch nie habe ich dem Feind den Rücken gekehrt, und heute werde ich es gewiß nicht zum ersten Mal tun. In einem Monat sind wir in Wien.“

Der blutigste Feldzug war ohne Zweifel der Feldzug gegen Rußland im Jahr 1812. Mit annähernd 500000 Mann marschierte Napoleon in Rußland ein, wobei auf Württemberg ein Kontingent von 15800 Mann entfiel. Die Stimmung bei den württembergischen Truppen war von Anfang an gedrückt, die Verluste infolge der langen Märsche in brennender Sonne bei ungenügender Verpflegung waren enorm. Der Brand von Moskau und die Schreckensbilder des Rückmarsches sind allgemein bekannt. Nur 25 Offiziere und 325 Mann von den ausmarschierten 15800 erreichten die Heimat wieder — nicht einer von ihnen, der nicht irgendwelche Erfrierungen davongetragen hätte.

König Friedrich war von diesem Ausgang tief betroffen — er sagte alle Feierlichkeiten zum Jahreswechsel ab. Daß er auch noch eine namentliche Verlustliste veröffentlichte und so im ganzen Land die Katastrophe bekanntmachte, nahm ihm Napoleon als Verhetzung des Landes besonders übel.

### Die neue Verfassung und der „Kampf ums gute alte Recht“

Die Stimmung in Württemberg wurde nach der Katastrophe beherrscht von lauten Verwünschungen gegen Frankreich und vom Verlangen, sich an Preußen, das von Frankreich abgefallen war, anzuschließen und den Freiheitskampf zu beginnen. Für Friedrich ergab sich eine schwierige Lage: Würde er seine Souveränität ohne seinen mächtigen Protektor Napoleon behaupten können? Würde er sein so stark vergrößertes Land unversehr behalten können? Konnte er es wagen, von Napoleon abzufallen, solange dieser noch mit seinen Truppen in Deutschland stand?

Solange Österreich neutral blieb, mußte Friedrich an Napoleon festhalten, doch war

er fest entschlossen, die württembergischen Truppen vom Rheinbund abzuberufen, sobald Napoleon sich über den Rhein zurückziehen müsse. Als Napoleon dann auch den Feldzug von 1813 und vor allem die Völkerschlacht bei Leipzig verloren hatte, vollzog Friedrich die Schwenkung: Am 2. November 1813 erklärte Württemberg seinen Austritt aus dem Rheinbund und vereinigte seine Truppen mit denen Preußens und Österreichs, wobei Friedrich Schutz seiner Souveränität zugesagt bekam.

### Der Wiener Kongreß

Während noch die Truppen in Frankreich kämpften und Napoleon vom Festland vertrieben, begannen bereits die Verhandlungen über die Neugestaltung Europas, die dann der Wiener Kongreß abschloß. Drei Schlagworte formulierte das Programm des österreichischen Staatskanzlers Metternich, der den Kongreß leitete, und der versammelten Fürsten:

Legitimität, d. h. Wiedereinsetzung der alten Herrscherhäuser „von Gottes Gnaden“.

Restauration, d. h. Wiederherstellung der alten vorrevolutionären Zustände.

Solidarität, d. h. gemeinsames Vorgehen der europäischen Fürsten gegen alle revolutionären, und d. h. im damaligen Sprachgebrauch nationalen und liberalen Bestrebungen.

Mußten Legitimität und Restauration nicht auch einem Staat wie Württemberg gefährlich werden, der in den Jahren seit Ausbruch der Revolution sich so vergrößert hatte und so viele „legitime“ Herrschaften geschluckt hatte?

Immerhin kam es Württemberg zugut, daß die unmittelbar betroffenen Großmächte im Grund daran interessiert waren, die neuen Verhältnisse im deutschen Südwesten aufrecht zu erhalten. Die Österreicher sahen in Württemberg ein Bollwerk gegen Frankreich, die Franzosen eins gegen Österreich. Dazu war an eine rückgängigmachung von Säkularisation und Mediatisierung allein schon aus technischen Gründen nicht zu denken.

Dagegen konnte sich Friedrich nicht durchsetzen mit seinem Wunsch, daß die Franzosen das Elsaß an Deutschland abtreten und die süddeutschen Länder, also die Vogesen als natürlichen Schutzwall erhalten sollten. Das nämlich hätte gegen die Wiederherstellung der vorrevolutionären Zustände verstoßen, waren doch diese Gebiete schon seit etwa 1680 französisch.

Was den deutschen Einheitsgedanken anbetraf, der vor allem in der norddeutschen Bevölkerung lebendig war, so legte Friedrich ihm Prügel in den Weg, wo er nur konnte, ohne doch verhindern zu können, daß der Deutsche Bund geschaffen wurde. Aber dieser Deutsche Bund war schwach und brachte so keine allzugroße Einschränkung der mühsam behaupteten Souveränität Friedrichs.

### Neue Kämpfe im Inneren

Das Jahr 1815 bedeutete aber für Württemberg zugleich auch den Beginn neuer

innerer Schwierigkeiten. Der Ruf nach der inneren Freiheit war ein untrennbarer Teil der deutschen Freiheitsidee der Befreiungskriege gewesen. Waren nicht die fremde Macht (Frankreich) und der Despotismus ein und dasselbe? Freiheit nach außen schien so die Freiheit im Inneren einzuschließen.

Der Artikel 13 der Deutschen Bundesakte bestimmte, daß in den Staaten des Deutschen Bundes fortan landständische Verfassungen einzurichten seien.

Um allen Angriffen auf seine Souveränität zuvorzukommen und um die Initiative selbst in der Hand zu behalten, berief König Friedrich bereits auf den 15. 3. 1815 eine allgemeine Ständeversammlung ein, der er eine von ihm ausgearbeitete Verfassung vorlegte.

Friedrich hatte sich in ihr für das Einkammersystem entschieden. Zu 40 Vertretern des Adels, 4 Vertretern der Kirchen und der Universität sollten 71 gewählte Volksvertreter treten, gewählt nach einem für die damalige Zeit fortschrittlichen Wahlrecht: Wählen durften alle Männer über 25 Jahren und mit einem Jahreseinkommen von mindestens 200 Gulden. An die Stelle des imperativen Mandats sollte das freie treten: Entscheidend sollte für den Abgeordneten also nicht die Instruktion durch die Wähler, sondern das Gewissen sein. Der Zusammentritt der Kammer sollte regelmäßig alle drei Jahre erfolgen. Mitwirkung bei der Besteuerung, bei der Gesetzgebung und das Petitionsrecht — das waren die wichtigsten Rechte, die die neue Ständeversammlung erhalten sollte.

Und nun geschah etwas Bemerkenswertes: Die Einberufung dieses Landtags rief im ganzen Land eine stürmische Bewegung hervor. So verschieden auch die Interessenlage der einzelnen Gruppen sein mochte, von den mediatisierten Adligen in den neuwürttembergischen Gebieten bis zu den Honoratiorenfamilien Altwürttembergs, einig waren sie in der Ablehnung in allem, was vom König kam. Dem alten Landtschaftskonsulenten Georgii gelang es, die verschiedenen Oppositionsgruppen auf ein Programm zu einen, nämlich auf die Wiedereinführung der altwürttembergischen Verfassung, auf das „gute alte Recht“.

Sofort in der ersten Versammlung wurde der Verfassungsentwurf des Königs fast einstimmig abgelehnt, und der Landtag bestand darauf, eine eigene Verfassung auszuhandeln und mit dem König zu vereinbaren.

Und damit gewann dieser Landtag eine Popularität wie kein zweiter zuvor. „Das ist der Tag des Ruhms der württembergischen Stände“, bekannte noch Jahre später der Reutlinger Friedrich List. Die Gestalt Herzog Christophs, des Neubegründers der Landständischen Verfassung, wurde für die Anhänger des alten Rechts zum Gegenstand eines regelrechten Kults. In einem Gedicht, das damals viel gesungen wurde, heißt es u. a.:

„Christophs Ehre  
singt, Chöre  
des vereinten Württembergs!  
Brüder, preist ihn, auf ihn schauet,  
Gott und eurem Recht vertrauet  
eingedenk des Christoph-Werks!“

und auf die neue Verfassung gemünzt war der siebente Vers dieses Gedichts:

„Flob in Strömen  
Blut, zu nehmen  
deutschen Völkern Freiheit, Recht?  
Fiel zum zweitenmal der Würger,  
daß im Bann der deutsche Bürger  
schmachte als des Fürsten Knecht?“

Am Fingerring, am Hut, am Bierkrug, an der Salatschüssel wie an Blumentöpfen

prangte Christophs Bild. Als ein Abgeordneter es wagte, über die Ansicht zu spotten, daß nichts Vollkommeneres zu finden sei als die Verfassung des ehemaligen Herzogtums Württemberg, wurde er fast gesteinigt.

Der König gab nicht nach und löste am 26. 6. den Landtag auf, doch im Land stieg die Welle der Unruhe hoch und höher: Hunderte von Bittschriften aus dem ganzen Land gingen nach Stuttgart, unzählige Volksdelegationen verlangten Gehör, eine Welle der Steuerverweigerung ging durchs Land vom Bodensee bis zur Tauber. Der König mußte seine Residenz Tag und Nacht durch Kavalleriepatrouillen schützen lassen. Die deutschen Zeitungen, allen voran der Rheinische Merkur, waren voll von Berichten aus Württemberg. Preußen und Österreich befürchteten gar den Ausbruch einer neuen Revolution und rieten König Friedrich zum Einlenken.

Da gab dieser nach und berief die Versammlung wieder auf den 15. Oktober 1815. Friedrich anerkannte die innere Gültigkeit der alten Verfassung für Altwürttemberg; sollte eine Einigung nicht zustandekommen, war er bereit, im Stammland die alte Verfassung mit ihrer „herkömmlichen Repräsentation“, in den neuerworbenen Gebieten dagegen eine mit „wahrhafter Nationalrepräsentation“ einzuführen. Das Angebot des Königs hatte weitreichende Folgen: Er gewann die bisher feindselige öffentliche Meinung Deutschlands und sprengte die oppositionelle Einigkeit der Stände. Diese zerfielen von nun an in eine Gruppe, die zum Einlenken bereit war, und eine zweite Gruppe der Vertreter des „alten Rechts“, deren literarischer Vorkämpfer vor allem Ludwig Uhland in seinen „vaterländischen Gedichten“ wurde. Besonders bekannt ist sein „Trinkspruch“:

„Wo je bei gutem altem Wein  
der Württemberger zecht,  
da soll der erste Trinkspruch sein:  
Das gute alte Recht!“

Eine Einigung war noch nicht abzusehen, als König Friedrich plötzlich am 30. Oktober 1816 starb.

#### Wilhelm I. wird neuer König

Sein Nachfolger, Wilhelm I., der ehemalige Bundesgenosse der altwürttembergischen Landschaft, galt in ganz Deutschland als freisinnig und national-deutsch gesinnt, und er versuchte auch sogleich, die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen.

Als im März 1817 der Landtag wieder zusammentrat, legte der König einen neuen Verfassungsentwurf vor, aber dieser fand wieder nicht die Gnade der Landtagsmehrheit: Die ablehnende Mehrheit von 67 Stimmen kam vor allem aus Altwürttemberg, die zustimmende Minderheit von 42 Stimmen aus Neuwürttemberg — es war noch einmal ein Sieg der Partei des alten Rechts.

Der König bemerkte am knappen Abstimmungsergebnis und in den Berichten der Zeitungen, daß sich im Lande ein Stimmungsumschwung vorbereitete — das Volk war des parlamentarischen Streites müde. Und so begann der König, die in der Verfassung vorgesehenen Reformen nunmehr einseitig durchzuführen. So folgten in den Jahren 1817 und 1819 ganz kurz aufeinander eine Reihe von Edikten, die den Staat auf eine ganz neue Grundlage stellten: Aufhebung der Leibeigenschaften, Verminderung der grundherrlichen Abgaben, Auswanderungsfreiheit, Neuschaffung von vier Kreisregierungen (Balingen gehörte zum Schwarzwaldkreis), Trennung von Justiz und Verwaltung, auch auf der Bezirksebene.

Im Deutschen Bund zog aber zur gleichen Zeit die Reaktion herauf: Das Wartburgfest, die Ermordung Kotzebues und

die Demagogenfurcht der Monarchen führten zur Einberufung des Karlsbader Kongresses, von dem scharfe Maßnahmen gegen alle freiheitlichen Bestrebungen zu erwarten waren.

Im Wettlauf mit dieser Reaktion gelang es König Wilhelm gleichsam in letzter Minute, sein Reformwerk durch die Verfassung zu krönen. Am 21. 7. 1819 wurde ein neugewählter Landtag nach Ludwigsburg einberufen. Anfangs gingen die Verhandlungen wieder sehr schleppend, aber dann wurde doch im Blick auf die unmittelbar bevorstehenden Karlsbader Beschlüsse das Beratungstempo wesentlich beschleunigt und täglich acht Stunden verhandelt. Der König genehmigte noch einige Änderungswünsche; am 25. 9. 1819 wurde die Verfassung einstimmig angenommen. Was viele Abgeordnete über die inhaltlichen Mängel hinwegsehen ließ, brachte wohl am treffendsten Ludwig Uhland zum Ausdruck: „Mancher wird manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor allem der Urteils unseres alten Rechts, der Vertrag.“

Diese Verfassung von 1819, wie sie nach viereinhalbjährigem Ringen endlich zustande gekommen war, ist ein Kompromiß zwischen altständischen Elementen der Herzogszeit und den konstitutionellen Lehren des frühen 19. Jahrhunderts. Inhaltlich war ohne Zweifel der wichtigste Fortschritt die Notwendigkeit der Zustimmung des Landtags zu allen Gesetzen, auch wenn der Landesherr allein das Recht der Gesetzesinitiative hatte. Und dann gab natürlich das unbedingte Budgetrecht des Landtags diesem die Möglichkeit, durch die Bewilligung oder Verweigerung des Geldes sehr viele seiner Wünsche durchzusetzen. Der Landtag selbst bestand aus zwei Kammern, das aktive Wahlrecht war eine Kombination aus Klassen- und Zensuswahlrecht, das passive Wahlrecht dagegen besaßen alle Männer über 30 Jahren.

Am wichtigsten in dieser Verfassung war aber ohne Zweifel, daß sie, als einzige deutsche Verfassung dieser Zeit, nicht ein aufgezwungenes Gnadengeschenk des Monarchen war, sondern auf einen Vertrag zwischen Monarch und Ständen sich gründete, d. h. das Volk und der Monarch wurden prinzipiell als gleichwertige Partner angesehen.

#### Zusammenfassung

Blicken wir noch einmal kurz zurück. Wir haben 30 Jahre württembergischer Geschichte durchschritten. Drei Problemkreise sind es, die uns beschäftigt haben:

1. Der Kampf der württembergischen Stände gegen ihre Landesherren, der schließlich sein Ende erst in der Verfassung von 1819 fand;
2. die Vergrößerung Württembergs zum modernen Mittelstaat in der großen Flurbereinigung des deutschen Südwestens unter Napoleon;
3. die Umstrukturierung der Verwaltung Württembergs entsprechend den Forderungen der Aufklärung.

Die altwürttembergischen Stände trieben eine schroffe Politik gegen ihre Fürsten, in deren Zuwachs an Macht sie eine Gefährdung ihrer eigenen Stellung sahen. Die Verfassungskämpfe der Jahre nach 1790 erhielten dann ohne Zweifel von der von Frankreich ausgehenden revolutionären Bewegung Antrieb und Richtung. An der Frage der Kriegsrüstung entbrannte der Kampf zwischen dem Herzog und den Ständen von neuem. Während der Herzog im stehenden Heer ein ihm ergebenees Machtmittel erblickte, dessen Vermehrung im Interesse des Staates lag, glaubten die Stände durch ihre Unnachgiebigkeit nicht nur Gelder einzusparen und Friedensbereitschaft nachweisen zu können, sondern auch die fürstliche Macht schwächen zu können.

Das äußere Schicksal Württembergs in diesen Jahren ist eine Bestätigung des Wortes Napoleons, daß das Schicksal eines Landes wesentlich durch seine geographische Lage bestimmt wird. Eingeklemmt zwischen Frankreich und Österreich spielte Württemberg — wenn auch weithin passiv — eine entscheidende Rolle: Für Frankreich lag in der beherrschenden Stellung in Süddeutschland ein Schlüssel zur Beherrschung Oberitaliens, für Österreich diente die beherrschende Stellung in Süddeutschland zur Zurückweisung des französischen Führungsanspruches.

Die Politik des württembergischen Herzogs zielte darauf ab, in dieser Lage einen starken und unabhängigen württembergischen Mittelstaat zu bilden, der mit zur Aufrechterhaltung des ungefähren Gleichgewichts zwischen den deutschen Großmächten und Frankreich beitragen sollte.

Die Entwicklung der politischen Verhältnisse bewirkte, daß dieses Ziel zunächst nur von Napoleons Gnaden zu erreichen war. Mit der Einverleibung der Trümmer des Heiligen Römischen Reiches wurde das Ziel der Vergrößerung Württembergs, die Schaffung eines Mittelstaates, erreicht. Aber das stellte die württembergische Politik erneut vor schwere Aufgaben: Wie konnte Württemberg diese Vergrößerung verkraften, ohne seine Identität zu verlieren? Wie konnten die zusammengewürfelten Teile zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwachsen?

Zu diesem Zweck wurde das Land neu organisiert. Eine moderne Regierung, eine moderne Verwaltung wurden geschaffen, und den letzten Zusammenhalt sollte eine Landesrepräsentation, ein Landtag, bringen, ohne doch die Macht des Monarchen allzuviel einzuschränken.

Die Geschichte jener Jahrzehnte würt-

tembergischer Geschichte ist nicht zu verstehen ohne die Persönlichkeit des damaligen württembergischen Herrschers, des Königs Friedrich. Das Urteil über ihn ist sehr verschieden ausgefallen. Als er starb, hatten die Beamten die größte Mühe, öffentliche Freudenkundgebungen zu unterbinden, so verhaßt war er im Volk. Brutal gegen Söhne, Brüder, Diener und Untertanen, brutal in der Durchsetzung seines Willens, durch und durch rücksichtslos, ein Fürst, der die Untertanen vom höchsten bis zum niedersten nur als willenslose Werkzeuge behandelte, — so hatte sich Friedrich wenig Freunde erworben.

Jedoch: Die territoriale Flurbereinigung im Südwesten war eine geschichtliche Notwendigkeit. Allein die gewaltsame Art und Weise, wie sie sich im Machtbereich König Friedrichs vollzog, lastete schwer auf allen Schichten der Bevölkerung. Alte und neue Untertanen, Adel, Bürger und Bauern, Katholiken und Protestanten standen dem neuen Staat der Bürokraten innerlich fremd und ablehnend gegenüber. Aber über all diesen Mängeln sind Friedrichs Leistungen nicht gering zu schätzen: Er schuf eine moderne Verwaltung, eine neue Landesorganisation, auch einen neuen vergrößerten Wirtschaftsraum für das heraufziehende Industriezeitalter. Kurzum: Friedrich ist der Schöpfer des modernen Württembergs.

Und es ist ein Glück für Württemberg geworden, daß sein Nachfolger, Wilhelm II., von bedächtigerer Art als der Vater und den modernen, den liberalen Ideen aufgeschlossen, den Streit um die Verfassung beizulegen wußte und Württemberg behutsam durch die Reaktionszeit zu leiten verstand. Erst auf dem Weg über den größeren Landesstaat und regiert nach einer modernen Verfassung war der Weg ins 19. Jahrhundert möglich.

sprünglich in der Nähe der Achalm in Altenburg errichtet werden sollte.

#### Zelle zur Abtei erhoben

Im Einvernehmen mit den Stiftern traf der Abt von Hirsau die Wahl eines neuen Ortes, St. Georgen im Schwarzwald. Ein Hügel, nordwestlich Villingen, wo der Roßberg gegen die Brigach abfällt, wurde als Bauplatz gewählt. Der Grund und Boden des neuen Gotteshauses umfaßte das Waldgebiet, das vom Kesselberg gegen Ost zieht und mit dem „Langenmoos“ im Brigachtal endigt und im Norden etwa in der Höhe von Tennenbronn ausläuft. Dieses „praedium“ war zur Hälfte persönliches Eigentum Hezelos, die andere Hälfte erwarb Hesso von Walter von Tuningen. Die neue Pflanzung erhielt, wie schon in Königseggwald vorgesehen war, den Namen „Cella sancti Georgii“. 1086 wurde dann die einfache Zelle zur Abtei erhoben.

Hezelo fügte mit seinem Sohn Hermann weitere Schenkungen am Kaiserstuhl, in Baldingen in der Baar und in Stockburg an der Brigach hinzu. Hesso schenkte Güter im Wutachtal (Fützen), ein Gut in Kleinkems (Kreis Lörrach) sowie den ganzen Ort Stetten bei Haigerloch. Nachdem er seine Besitzungen verschenkt hatte, trat er in das Kloster ein. Auch Konrad machte weitere Traditionen und trat ebenfalls ins Kloster ein. Hermann, der sich nach Mähringen bei Tübingen nennt, vermachte die Hälfte von Hauchlingen (nordwestlicher Teil von Nehren), während er die andere Hälfte seiner Gattin Gerhilde übereignete (Not. 1013 cap. 44), die sie 1089 ebenfalls dem Kloster St. Georgen schenkte. Dann traten noch weitere Schenker auf, so vergabte u. a. Sigehard von Hohenkarpfen mit seiner Mutter Ita Güter in Dunningen und Eberhard von Seedorf in Leidringen („Eberhardus quoque de Sedorph tradidit deo s. Georgio unum mansum in Lideringen“, Not. 1012 cap. 29). Bei dieser großen Stiftung waren 36 Adelige anwesend.

Alle diese Vergabungen lagen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bereits im Lebensraum des neuen Klosters. Der Schwerpunkt des Besitzes, den das Georgskloster erwerben konnte, war nun nicht mehr bei Königseggwald, sondern im weiteren Quellgebiet von Donau und Neckar. Die Grablage der Vorfahren Hezelos wurde von der Königseggwalder Georgskirche in das Schwarzwaldkloster übertragen.

#### Engilhard in Dormettingen

1088 vergabte Ulrich zu Leidringen zwei Mansen dem Georgskloster („Udalricus consanguineus [Hezelos] ipso dedit deo s. Georgio proprietatem arui et saltus in Lideringen, circiter duos mansus“, Not. 1013 cap. 42). Nach dem Tod Hezelos (1088) wurde sein Sohn Hermann Vogt des Klosters. Er schenkte 1090 einen halben Mansen in Dunningen. An diesem Schenkungsakt beteiligte sich u. a. auch ein Engilhard in Dormettingen („Engilhard liber homo praedium, quod in villa Dormutingen“, Not. 1015 cap. 52).

1092 tauschte Hermann in Nehren gegen Klosterbesitz in Starzeln, Altheim und Dormettingen. Starzeln und Altheim lagen nach H. Jänichen bei Schörzingen bzw. Schömberg (abgegangene Orte), während J. A. Kraus Starzeln im Killertal vermutet. Doch sofern die Aufzählung geographisch geordnet ist, dürfte es sich um die Schömberger Gegend handeln (Dormettingen!). Auch Kraft von Dürbheim und sein Bruder Adelbert vergabten im selben Jahr einen halben „mansus“ in Alheim. Die Schenkung eines Gutes des freien Swiggers von Horowa (Horb) für seine Gattin Hedwig und zwei Töchter 1138 in „Schönenberg“ (Schömberg?) ist in der Ortsfestlegung

## Besitz des Schwarzwaldklosters St. Georgen in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

Zu den Klöstern, die in unserer engeren Heimat im 11. Jahrhundert Besitz hatten, zählt auch das Reformkloster St. Georgen im Schwarzwald. Als Hauptquelle für die Frühgeschichte dieses Klosters besitzen wir die „Notitiae fundationis et traditionum monasterii Sancti Georgii in Nigra Silva“ (Notizen über Gründung und Vergabung an das Kloster St. Georgen im Schwarzwald). Neben dem eigentlichen Schenkungsbuch für die Zeit von 1090-1095 ist vor allem der einleitende Gründungsbericht (1083-1089) von Bedeutung. In einer ausführlichen Schilderung wird der Adelige Hezelo genannt, der in Königseggwald in der Nähe von Altshausen das von seinen Vorfahren als Grablage erbaute Georgs-Oratorium zu einem Benediktinerkloster umwandeln wollte (Not. 1007 capl.).

Im 11. Jahrhundert ist für den Adel eine typische Erscheinung, durch Zuwendungen an ein Kloster sich Verdienste für den Himmel zu erwerben und mit der Frömmigkeit verbindet sich der Wunsch, durch Gründung eines Familienklosters die Schaffung eines Herrschaftsmittelpunktes zu ermöglichen. Wie eng die Bindung einer Adelsfamilie an ihr Kloster werden konnte, zeigen Beispiele jener Zeit wie Weingarten (Welfen), Muri (Habsburger) oder St. Peter (Zähringer).

Ähnliche Motive mag auch Hezelo beim Plan einer Klostergründung gehabt haben. Nur 3 km von seiner Burg entfernt trafen sich daher am 4. Januar 1083 Hezelo und der reiche Hesso in Heratskirch, wo sich zahlreiche Zeugen, an ihrer Spitze Graf Manegold von Altshausen, eingefunden hatten. Zur Erstaussstattung stiftete Hezelo den Ort Königseggwald, den er seiner inzwischen verstorbenen Gemahlin Bertha zur Mitgift und ihren Nachkommen zu eigen übergeben hatte, ihn aber von seinem einzigen Sohn Hermann wieder eintauschte

und diesem dafür die Dörfer Degernau und Ingoldingen bei Biberach überließ. Auch Hesso übertrug sein zur Schenkung bestimmtes Gut dem Hezelo zur Weitervergabe, und der dritte Mitstifter, Konrad von Eschendorf, folgte dem Beispiel Hessos und legte sein Eigentum in die Hand des anwesenden Adelbert von Otterswang. Die „fideiussores“ Manegold, Hezelo und Adelbert führten die übernommenen Schenkungen an das noch zu errichtende Kloster durch. Damit waren die wirtschaftlichen Voraussetzungen geschaffen.

Bevor es nun an die Einrichtung des Klosters ging, wandte man sich an Abt Wilhelm von Hirsau. Dieser hielt aber Königseggwald für eine klösterliche Niederlassung für ungeeignet. Sehr wahrscheinlich hatte Abt Wilhelm die den adeligen Stiftern sich bietende günstige Gelegenheit erkannt, in der Verbindung von Burg und Kloster einen starken Kern ihrer Macht zu schaffen. Einen ähnlichen Vorgang haben wir bei der Gründung des Klosters Zwiefalten durch die Grafen von Achalm, das ur-

ebenfalls zweifelhaft, da die Siedlung Schömberg um diese Zeit wohl noch nicht bestanden hat. Der Name Schömberg wäre so schon vor der Stadtgründung um 1250 vorhanden gewesen. Bei Altheim handelt es sich entweder um das schon 768 genannte Altheim 300 m vor dem Westtor der späteren Stadt Schömberg oder um Altheim bei Meßkirch. 1092 tauschte auch Hesso von Fürst (bei Mössingen) in Bärenthal gegen Klosterbesitz in Hauchlingen, Nehren und Gönningen, wobei neben andern Erbo und sein Bruder Gerung von Lautlingen Zeugen sind („Erbo et frater eius Gerunc de Lute-lingen“, Not. 1012 cap. 29), die 1094 nochmals als Zeugen auftreten. Zum Vergabungsakt waren Hermann und der Abt Theoger eigens nach Bärenthal gekommen. Schon vorher war Hermann einmal in Bärenthal

gewesen, als ein Harpreht sein Eigentum in Renquishausen vergabte (Not. 1016 cap. 65). Der kleine Besitzkomplex in Bärenthal wurde durch die Schenkung Hessos von Fürst in Ensisheim und den nahen Wald „Oberholz“ abgerundet (Not. 1019 cap. 92).

#### Vergabungen an das Kloster

In unserer Gegend wurden vor allem 1094 und 1095 Vergabungen an das Kloster vorgenommen. Im Februar 1094 war der Klostervogt in Begleitung der Mönche in Ehestetten, der „villa proprietatis“ eines adeligen Landold und seines Sohnes Hug. Über den mitgebrachten Georgsreliquien veräußerten die beiden ihr ganzes Eigentum in Ehestetten, Dürrwangen, Stockenhausen, ausgenommen eineinhalb Mansen mit

einer Hörigenfamilie in Stockenhausen, die ein Jahr später von Landolds Schwiegersohn Hartmann von Talhausen vergabt wurden (Not. 1020 cap. 102). Landold und sein Sohn verließen sofort ihre Burg, die von Hermann zerstört wurde. Unter den vier Zeugen steht an erster Stelle Werner von Dürbheim. Die Tradenten waren Herren von Ehestetten, nicht vom abgegangenen Winzeln beim Wenzelstein. Schon 1084 beschloß Hug von Ehestetten eine 14 Namen zählende St. Georger Zeugenreihe, während an zweiter Stelle Landold von Winzeln steht, der um 1119 für sich und seine Töchter in Reichenbach stiftete. Eine Verwandtschaft Ehestetten-Winzeln-Hessofamilie dürfte jedoch wahrscheinlich sein. Landold und sein Sohn traten ins Kloster ein. Im April wurde die Übergabehandlung im Kloster wiederholt. Vor zahlreichen Zeugen, an ihrer Spitze Manegold von Altshausen und Werner von Dürbheim, schenkte bei diesem Anlaß auch „Alker de Rossiwanc“ in Rosswangen und in „Wilon“ (Weilheim). Am 20. September des gleichen Jahres machte der „capitaneus“ Erchenfried, der Brüder von Hezelos „consanguineus“ Ulrich, eine Schenkung in Leidringen und Bickelsberg (Not. 1019 cap. 85).

Nach dem Tode Hezelos schenkte dieser Ulrich auch in Leidringen, Swigger von Owingen in Kleinzimmern (abg. bei Brestnecker- oder Michelesmühle im Schlichental, Not. 1019 cap. 86), Luitfried von Leidringen in Rotenzimmern eine Mühle und einen Wald von 8 Jauchert („Luitfridicus de Lideringen traditit deo s. Georgio unam molendinum apud villam Cimberen et unam saltum, circiter octo iugerum, Not. 1019 cap. 86). Nach und nach kam Rotenzimmern ganz an das Kloster (OAB. Sulz S. 250). Durch einen unbekanntes „fideiussor“ ließ die „libera mulier“ Irmgard eine Vergabung in Bickelsberg vollziehen, über Swigger von Owingen Bobo von Bochingen in Haarhausen (abg. bei Brittheim).

(Schluß folgt)

## Der Landeskommunalverband der Hohenzollerischen Lande

(Eine Buchbesprechung)

Die Landeskundliche Forschungsstelle des hohenzollerischen Landeskommunalverbandes hat in ihrer Schriftenreihe „Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns“, die bis jetzt neun Hefte aus der Geschichte Hohenzollerns umfaßt, ein zehntes Heft in der Druckerei von M. Liehners Hofbuchdruckerei KG., Sigmaringen, herausgebracht mit dem Titel „Der Landeskommunalverband der Hohenzollerischen Lande. Geschichtliche Entwicklung, Rechtsgrundlage und Aufgabengebiete“.

In sachlicher und übersichtlicher Darstellung würdigt ein geborener Hohenzoller (von Hausen am Andelsbach), ein Mann, der von 1935 bis 1970 leitender Verwaltungsbeamter des Kommunalverbandes war, der Landesverwaltungsrat Josef Mühlebach, eine Selbstverwaltungseinrichtung besonderer Art, für die es in süddeutschen Landen kein Gegenstück gibt, den Landeskommunalverband, den Hohenzollern, die damaligen Oberämter Gammertingen, Hailerloch, Hechingen und Sigmaringen, als preussische Provinz zum 1. Januar 1875 erhielt. Er beschreibt bis in Einzelheiten die Geschichte dieser Institution, ihre rechtlichen Zuständigkeiten und würdigt jeweils in einem Anhang, auch im Bild, die Männer in führender Stellung, die die Selbstverwaltung im kommunalen Bereich wirkungsvoll gestalteten.

Nachdem nun durch die Gebiets- und Funktionalreform mit dem 31. Dezember 1972 der hohenzollerische Landeskommunalverband zu bestehen aufgehört hat, ist eine Übersicht auf seine Vielgestaltigkeit und seine Leistungen in annähernd 100 Jahren in verschiedenen Aufgabebereichen wirklich angebracht. Das Heft dürfte aber nicht nur in den einstigen hohenzollerischen Landen einen aufmerksamen Leserkreis finden, sondern auch im gesamten Zollernalbkreis und darüber hinaus, da die Einrichtung sonst in Baden-Württemberg nicht bekannt ist. Durch diese Schrift kann Verständnis für die zollerischen Lande mit ihrer reichen Tradition geweckt, das Zusammengehörigkeitsgefühl und das Zusammenwachsen zu einer verwaltungsmäßigen Einheit gefördert werden.

Aus dem umfangreichen Inhalt seien neben der Entwicklung der landeskommunalen Selbstverwaltung nur die wichtigsten Themen herausgegriffen und in Stichworten angeführt: Sozial- und Jugendhilfe,

Kriegsopferversorgung, Straßenwesen, Kultur- und Wirtschaftspflege, die Hohenzollerische Landesbank, die Landesbahn, das Fürst-Carl-Landeskrankenhaus usw.

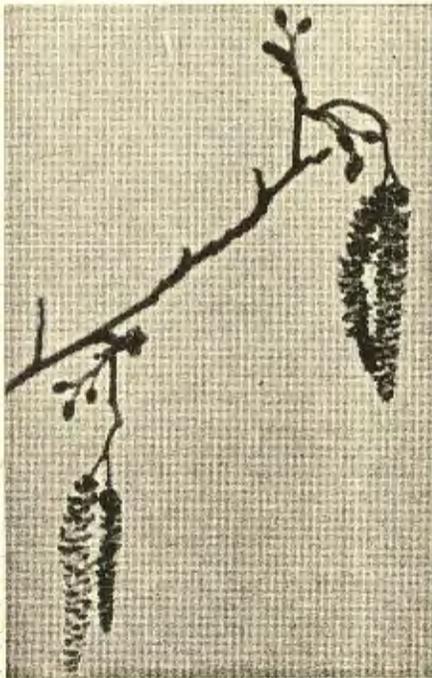
Die Landesbahn verdankt ihre Gründung und ihren Ausbau der Initiative des Kommunalalltags, ebenso viele Einrichtungen auf dem Gebiet der Kulturpflege, wie Landessammlungen, Bücherei, Landeskundliche Forschungsstelle. Zahlreiche wissenschaftliche, geschichtliche und heimatkundliche Veröffentlichungen wurden vom Verband durch finanzielle Zuschüsse gefördert oder erst ermöglicht. So blickt Mühlebach mit Stolz auf das segensreiche Wirken einer verantwortungsvollen Selbstverwaltung.

Scheerer

## Die Schwarzerle

(*Alnus glutinosa*)

Die Schwarzerle gehört wie der Haselstrauch, die Weißbuche und die Birke zu den Birkengewächsen (Betulaceae), und sie ist wie der Haselstrauch und die anderen zwar eine einhäusige, aber getrennt-ge-



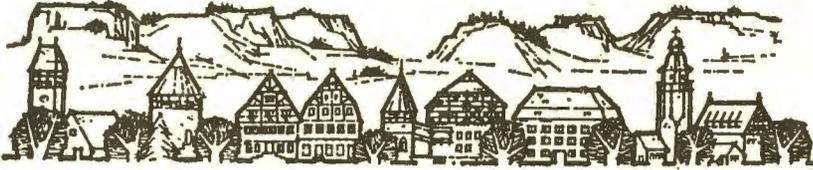
schlechtliche Pflanze. Auf dem Bild erkennt man deutlich die hängenden Würstchen als Blütenstaubbildende, männliche Blüten, die denen des Haselstrauchs ähnlich sehen. Und man erkennt die kleinen, eiförmigen, rötlich-braunen weiblichen Blüten, aus denen sich dann nach der Bestäubung durch den Wind die schwarzen holzigen Fruchtzapfen entwickeln, die oft bis zum nächsten Frühjahr an den Zweigen hängen. Diese weiblichen Blüten unterscheiden sich von den pinselartigen des Haselstrauchs dadurch, daß sie gestielt sind. Zwischen ihren Deckblättern entstehen die kleinen nußartigen Samen.

Verwandt mit der Schwarzerle ist die Grau- oder Weißerle und die Grünerle, die durch Nadelholzsamen aus dem Gebirge eingeschleppt wurde. Alle Erlen lieben feuchten Untergrund. Man findet sie deshalb gern an Bach- und Flußufern, aber, wegen seiner Wasserdurchlässigkeit, selten im Weißen Jura. Die Erle blüht kurz nach dem Haselstrauch, und sie entwickelt ihre Blüten wie dieser vor der Blattentfaltung. Man nennt diese Pflanzen daher „Vorblüher“. Auf diese Weise kann die Bestäubung der Blüten ohne Hindernis vor sich gehen. Die jungen Blätter der Erle glänzen, weil sie mit einer dünnen Harzschicht überzogen sind. Sie sind rundlich, ungleich gesägt und auf der Unterseite etwas heller.

#### Berichtigung

In der Ausgabe der Heimatkundlichen Blätter vom 28. Februar 1973 wurden beim Bildbericht „Die Salweide“ irrtümlicherweise die beiden Bilder vertauscht. Wir bitten das Versehen zu entschuldigen.

# Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 20

30. April 1973

Nr. 4

## Ein neolithischer Steinwerkzeugfund

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dessen Abteilung für Bodendenkmalpflege die Zentralstelle in Stuttgart und Außenstellen in Freiburg, Karlsruhe und Tübingen hat, macht es sich zur Aufgabe, Geschichtsepochen, die nicht durch schriftliche Quellen erschlossen sind, zu erforschen und Denkmale aus jenen Zeiten zu konservieren. Wissenschaftliche Untersuchungen der Funde lassen neue Erkenntnisse über fernste Vergangenheit gewinnen und spornen die archäologisch interessierte Öffentlichkeit an, bei der Sicherstellung oft wertvoller Bodenfunde mitzuwirken. An sich verpflichtet das seit 1. Januar 1971 in Baden-Württemberg bestehende Denkmalschutzgesetz jeden Bürger, Funde von Kulturdenkmälern unverzüglich bei Denkmalschutzbehörde oder Gemeinde zu melden, aber es wird doch auch stark von der Resonanz der Öffentlichkeit abhängen, inwieweit die Denkmalspflege ihre Ziele erreicht.

Ein sich für Vor- und Frühgeschichte lebhaft interessierender Amateur ist Anton Grözinger, wohnhaft in Schömberg im Zollernalbkreis. Ihm glückte unlängst ein neolithischer Steinwerkzeugfund in Schömberg auf der Flur „Siechengarten“. Es handelt sich um einen „Kratzer“, eine Art Schaber, die wohl zum Hautabziehen und Fettlösen dienten. Die Gesteinsart ist Jura-hornstein, also Silexmaterial, das auch

Einordnung. Eine Fundbergung führt zu theoretischer Rekonstruktion prähistorischer Situationen und damit zu systematischen Zuordnungsversuchen mit Hilfe der Stratigraphie und Typologie, also der Schichten- und Formenkunde. Eine relative Zeitbestimmung ist mit der Unterscheidung von Stein-, Bronze- und Eisenzeit gegeben, der absoluten Chronologie dient die Geochronologie und die Radiokarbonmethode. Wichtig ist die Warvenforschung — Warven sind Bändertone, eiszeitliche nach Farbe und Material wechselnde Sedimente — und die Lichenometrie (Altersbestimmung mittels Flechten). Kartographischen Niederschlag findet die Chorologie (Ortskunde), wenn man auf Spezialkarten die regionale

Gliederung des Fundstoffs festhält und daraus Formen- und Kulturgruppen sowie Siedlungs- und Kulturprovinzen ableitet.

Der Kratzer aus Schömberg wurde als neolithisch erkannt. Das Neolithikum oder die Jungsteinzeit ist in Europa eine vorgeschichtliche Periode gewesen, die etwa vom Jahr 5 000 bis 1 800, dem Beginn der Bronzezeit, reichte. Gegenüber der Alt- und Mittelsteinzeit sind im Neolithikum die Feuersteine besser bearbeitet, zum Teil schon poliert, durchbohrt oder sonstwie verfeinert bis hin zum kultischen Gerät, das für profane Zwecke untauglich wäre. Zur Jungsteinzeit zählen auch die fortgeschrittenen Töpfereistufen der Glockenbecherkultur, der Schnur- und Bandkeramiker. Außerhalb der gelehrten Auseinandersetzungen wegen der vorgeschichtlichen Funde gilt ein Satz von Pierre Honoré, mit dem er sein Buch betitelt: „Mit der Technik fing es an“. Ja, es ist ein weiter Weg gewesen von den Anfängen mit dem großen Faustkeil bis hin zu den technischen Glanzleistungen Neolithikums. Aber es lohnt sich, ihn zu erforschen wie Anton Grözinger: Die Heimat bringt Werte, und Rückschau ist hier Ausschau zugleich.



sonst zur Werkzeugherstellung diente. Das Landesdenkmalamt Tübingen bestätigte, daß dieser Kratzer in seiner Art atypisch und als neolithischer Streufund zu betrachten ist. Steinzeitliche Werkzeuge wurden im Raum Schömberg bisher noch nicht gefunden, bekannt sind aber die zwei 1944 ausgegrabenen Pfeilspitzen aus der Grabhügelschüttung an der Straße Schömberg-Zimmern (Blatt 7718 der topographischen Karte 1:25 000). Der Kratzer ist lateral retuschiert, also an einer Kante und nicht über seine ganze Oberfläche hin bearbeitet. Im Gegensatz zu einem Depotfund, der auf eine örtliche Massenfertigung oder doch Sammlagerung hinweist, braucht ein Streufund nicht an die Örtlichkeit gebunden zu sein.

Am Schömberger Fund interessiert seine Einmaligkeit und seine wissenschaftliche

Vom Hundsrücken bis zum Himberg, auf 12 km Grenze zum Land der zollerischen Schwaben, kommen nur zwei Fahrstraßen. Aber auch gut begehbare Waldwege und Pfade sind knapp. Das hängt damit zusammen, daß die Grenzsteine mit KP und KW ganz vorn an der Steilkante der Alb stehen. Die Alb war an dieser Strecke württembergisch, der Steilhang und das Vorland war preußisch. Es geht 300 m und mehr in die Tiefe. Weil aber die Albkante ständig zurückweicht, mußten manche Randwanderwege etwas zurückverlegt werden. Es kam auch schon so mancher Grenzstein ins Wanken. Bei dem großartigen Bergschliff am Hundsrücken-Hörnle-Sattel haben eine ganze Anzahl Grenzsteine ihren Dienst quittiert und sind ins Tal in den Ruhestand gegangen.

Vom Hundsrücken aus geht ein schöner, wilder Wanderpfad nach Thanheim, erst durch viel Braunjurawald mit stellenweise Morast, dann durch Baumwiesen. Es ist angenehm, wenn man im Sommer aus dem kühlen Wald in die sonnenüberlastete Landschaftsweite hinaustritt. — Sind wir ein andermal oben am Hundsrück — Hörnle — Irrenberg bis zur Hessensteige am oberen Rand entlanggegangen, so sehen wir einen Pfad in der Waldschlucht verschwinden. Er führt uns ins Klingenbachtal. Dort gehen wir aber nicht die Verkehrsstraße; sie lenkt uns nur vom Beobachten ab. Dafür verfolgen wir den Bach selber. Das ist etwas für Krebsler und Steinesucher. Der ganze Braunjurasaum der Alb ist „unsre Wildnis“, und so etwas brauchen wir nach Riehl bitter notwendig. Mit dem Klingenbach kommen wir wieder nach Thanheim.

Die oberste Talspitze mit dem Stich-

wirtshaus wird von der ehemaligen Grenze abgeschnitten; aber schon am Lengenloch, Beutenberg, Heiligenkopf stehen wieder die Steine am Steilrand, und so geht es weiter zum Blasenberg mit den schönen, großen Laubbäumen. Ein Pfad geht nach links steil hinunter und kommt in ein Geflecht von Waldwegen, dann zum langgestreckten Thanheimer Ebersberg. Wären wir nach rechts abgeirrt, hätten wir am Weidenbach entlang Zimmern erreicht. — Wieder oben, über die Katzensteige, hin zum Rübenteich (Zollersteighof) läuft der Grenzpfad immer noch scharf an der Albkante hin; dann schiebt er sich in 830 m Höhe spitzig vor: Das macht der Zollergraben. Man kann da auf Waldwegen nach Zimmern, auf den Zollerberg oder nach Boll gehen. Einst ging über diesen Sattel eine kleine Handelsstraße von Boll nach Bisingen. Sie ist eingegangen. Lange Zeit fanden in den Wäldern die blutigen Auseinandersetzungen

## Wege über die Grenze

Von Hans Müller

Vom Hundsrücken bis zum Himberg, auf 12 km Grenze zum Land der zollerischen Schwaben, kommen nur zwei Fahrstraßen. Aber auch gut begehbare Waldwege und Pfade sind knapp. Das hängt damit zusammen, daß die Grenzsteine mit KP und KW ganz vorn an der Steilkante der Alb stehen. Die Alb war an dieser Strecke württembergisch, der Steilhang und das Vorland war preußisch. Es geht 300 m und mehr in die Tiefe. Weil aber die Albkante ständig zurückweicht, mußten manche Randwanderwege etwas zurückverlegt werden. Es kam auch schon so mancher Grenzstein ins Wanken. Bei dem großartigen Bergschliff am Hundsrücken-Hörnle-Sattel haben eine ganze Anzahl Grenzsteine ihren Dienst quittiert und sind ins Tal in den Ruhestand gegangen.

Vom Hundsrücken aus geht ein schöner, wilder Wanderpfad nach Thanheim, erst durch viel Braunjurawald mit stellenweise Morast, dann durch Baumwiesen. Es ist angenehm, wenn man im Sommer aus dem kühlen Wald in die sonnenüberlastete Landschaftsweite hinaustritt. — Sind wir ein andermal oben am Hundsrück — Hörnle — Irrenberg bis zur Hessensteige am oberen Rand entlanggegangen, so sehen wir einen Pfad in der Waldschlucht verschwinden. Er führt uns ins Klingenbachtal. Dort gehen wir aber nicht die Verkehrsstraße; sie lenkt uns nur vom Beobachten ab. Dafür verfolgen wir den Bach selber. Das ist etwas für Krebsler und Steinesucher. Der ganze Braunjurasaum der Alb ist „unsre Wildnis“, und so etwas brauchen wir nach Riehl bitter notwendig. Mit dem Klingenbach kommen wir wieder nach Thanheim.

Die oberste Talspitze mit dem Stich-

wirtshaus wird von der ehemaligen Grenze abgeschnitten; aber schon am Lengenloch, Beutenberg, Heiligenkopf stehen wieder die Steine am Steilrand, und so geht es weiter zum Blasenberg mit den schönen, großen Laubbäumen. Ein Pfad geht nach links steil hinunter und kommt in ein Geflecht von Waldwegen, dann zum langgestreckten Thanheimer Ebersberg. Wären wir nach rechts abgeirrt, hätten wir am Weidenbach entlang Zimmern erreicht. — Wieder oben, über die Katzensteige, hin zum Rübenteich (Zollersteighof) läuft der Grenzpfad immer noch scharf an der Albkante hin; dann schiebt er sich in 830 m Höhe spitzig vor: Das macht der Zollergraben. Man kann da auf Waldwegen nach Zimmern, auf den Zollerberg oder nach Boll gehen. Einst ging über diesen Sattel eine kleine Handelsstraße von Boll nach Bisingen. Sie ist eingegangen. Lange Zeit fanden in den Wäldern die blutigen Auseinandersetzungen

zwischen den vermeintlichen Rechtsnachfolgern der „Freyen Pürsch“ und den zollerischen Jagdhütern statt.

Schon am Backofenfelsen verläuft die frühere Grenze wieder oben an der Steilkante. Hier oben fühlt man sich wie im Himmel, und tief unten liegt das Paradies ausgebreitet. Am Backofenfelsen führt ein steiler Zickzackpfad hinunter, auf dem man zum Zeller Horn oder aber zur Kapelle Maria Zell oder nach Boll gelangt. — Oben weitergehend merkt man, daß es am Hangenden Stein immer unmöglicher wird, überhaupt noch hinunterzukommen. Diese Steinwildnis ist die Nordostabschiebung (Verwerfungsschar) des Zollerngrabens. Erst beim Kohlwinkel ist ein Pfad in die Tiefe wahrzunehmen. Er führt steil hinab ins Bärentäle. Da muß man langsam gehen, denn es ist viel zu beachten, unter anderem auch, daß man sich keinen Fuß verstaucht; denn das Wasser hat tiefe Runsen gerissen. Oder auch, daß man den Weg überhaupt findet; denn sowie wir die größte Steilheit hinter uns haben, setzt ein Geflecht von Holzwegen ein. Man nehme das erste sich zeigende Rinnsal aufs Korn und folge ihm ungefähr. Jeder Weg, der abwärts geht, ist der richtige. Nach insgesamt einer Stunde teilweise recht mühsamen Gehens in herrlicher Wildnis haben wir das liebliche, stille Weiherbachtal erreicht. Das ist eine fast parkartige Talaue mit großartigen Aufblicken zum unruhig-felsigen Raichberg und der langezogenen glatten Stufe des Zeller Horns. Beim Gut Friedrichstal kommt dann auch der Zollerberg großspurig hervor — und ist doch im Rahmen der gesamten Alb nur ein „Ausliegerle“. Die Ortschaft Boll ist harmonisch, hübsch und anheimelnd. Der namengebende „Boll“ aus Braunjura liegt südwestlich am Ort. Eine ruhige, weil für den Verkehr gesperrte Straße führt nach Stetten, und von da ist es nicht mehr weit nach Hechingen.

Wenden wir uns noch einmal nach oben. Die Grenze geht an den Kohlwinkelfelsen auf dem Steilrande weiter, sodaß Heufeld und Bremelhart noch zu Onstmettingen gehören. Wo der Himberg anfängt, ist eine Ruhebank. Hier gehen wir auf einem Steilpfad hinunter in den Junginger Wald und bleiben unentwegt auf seiner Höhe. Links ist das „Vogelnest“ und die „Weinhalde“ (!), rechts der „Mönchwald“ und die Ruine Afenschmalz. Links im Tal begleitet uns der Weiherbach, rechts im Tal die Killer/Starzel. Das ist seltsam und ohne Zollergraben nicht zu erklären. Der Kammweg zieht sich lang hin; der mächtige Sporn zwischen den beiden Tälern heißt nun Hausterberg. Am Neuberg ist nun endlich wieder freie Sicht, und unser Sporn wird flach. Aber er hält durch bis Hechingen, sodaß die Eisenbahn einen Durchstich machen mußte. Wieder haben wir einen wilden, felsigen Steilhang, große schöne Wälder und ein Stück lachendes Vorland erlebt. Alle unsere Wanderungen über die Grenze begannen mühsam und endeten harmonisch.

Den Ausdruck „Wege über die Grenze“ kann man noch anders auffassen. Durch eine Art Volksentscheid hat sich Hohenzollern-Süd zum größten Teil an den Kreis Balingen angeschlossen. Vorher wollte „man“ zu Tübingen. Na ja. In früheren Zeiten hätte man die Volksentscheidung weggelassen und wäre dafür mit dem Pariser Einzugsmarsch in Hechingen einmarschiert. Vor 170 Jahren sind unverschämte Bestechungssummen nach Paris marschiert, und die beiden hohenzollerischen Fürstentümer entstanden. Ohne weiter danach zu fragen, muß man doch zugeben, daß es sich heute dennoch um ein historisches Ereignis handelt. Es möchte sein, daß die Angliederung der Angegliederten nicht ganz leicht fällt. Sie muß ihnen mit größtem Taktgefühl erleichtert werden. Schon daß

es vom Gaißberg — Hundsrücken bis zum Himberg — Remelsenberg so hoch und steil hinaufgeht, bremst die Annäherung. Und oben ist dann erst keine Zollernalb sondern Altkreis Balingen und somit Schwäbische Alb. Natürlich sind die Hohenzollern echte Schwaben. Aber schon der Altmeister der Geographie Robert Gradmann hat nach langen, ausgebreiteten Studien gefunden, daß langjährige staatliche Zugehörigkeit auch einem ausgeprägten Volksstamm seine Züge aufprägt. Mir gefällt diese besondere zollerisch-schwäbische Ausprägung sehr. Ich will gerade darum nicht oberflächlich darauf eingehen. Zu einer nationalen oder gar nationalistischen Andersartigkeit hat es nie geführt. Eine landsmannschaftliche ist zu verstehen und zu achten. Kleinliche Egoismen gibt es überall; sie scheiden hier aus. Ganz winzige, subalterne Mini-Eroberer gibt es wohl hüben wie drüben. Sie können nur schaden, aber im großen nichts entscheiden. — Die Burg Hohenzollern ge-

hört nun „uns allen“. Der Denkmalschutz darf sie erhalten. So ist das immer, wenn etwas ideell uns allen gehört. Allein der historische Name gilt und gibt vielen vieles. Wir lassen sie „zollern“. Auch wenn vielleicht von oben noch mehr gezollert wird als von unten.

Obwohl Hohenzollern nicht mehr besteht, ist es doch noch ein schönes Land. Wir erleben das auf jeder Wanderung. Sogar die Ortschaften sind noch schön. Bei uns nicht mehr alle. Es gibt einen Ebinger Vesuv und einen Balingen Ätna, aber noch keinen Hechinger Stromboli. — Unsere Wertschätzung der Landschaft darf sich auf die Bewohner übertragen, die sie noch nicht verdröben haben.

Wir gehen sehr gern die Wege „über die Grenze“. Dabei stürzen wir keine Grenzsteine um sondern überlassen es dem Zahn der Zeit, sie vom Steilrand in die Tiefe hinunterzulegen.

## Kostbarkeiten der Heimat

Kurt Wedler, Balingen

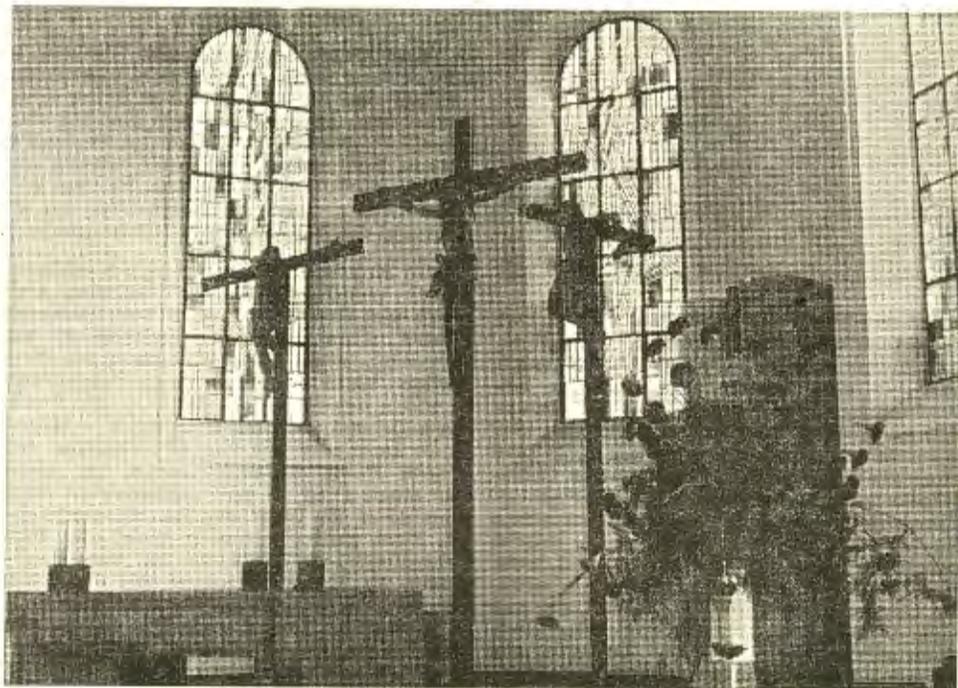
### Stadtkirche St. Peter und Paul in Schömberg

Das kleine Städtchen Schömberg, das mit seiner Stadtgründung ins 13. Jahrhundert zurückreicht, hat eine große Stadtkirche, deren schlanker Turm, von weither sichtbar, die Häusergruppen überragt. Ursprünglich gehörten zu Schömberg die Peterskirche außerhalb der Stadtmauer, die später verfiel und abgerissen wurde, die Marienkapelle innerhalb der Stadt, die sich im Spätmittelalter zur Haupt- und Stadtkirche entwickelte, und die Leonhardskapelle, heute Wallfahrtskirche am Fuß des Palmbühls und am gegenüberliegenden Rand des Schlichemtales gelegen.

Die heutige Pfarr- und Stadtkirche, die das erweiterte Patrozinium der alten Peterskirche als Peter- und Paulskirche übernommen steht in der Südwestecke der Altstadt und wurde 1838—1840 auf dem Platz einer spätgotischen Kirche, die damals abgerissen wurde, in neuromanischem Stil erbaut. Der Chor liegt nicht wie üblich im

Osten, sondern im Süden, der Turm an der Fassade im Norden. Er erhebt sich über einer quadratischen Vorkirche, geht ins Achteck mit neuromanischen Fenstern und Rundfenstern über und wird von einem spitzen, geknickten Zeltdach bekrönt.

Der Innenraum ist ein schlichter, großer Saalbau mit einem eingezogenen, halbrunden Chor, der 1928/29 erweitert wurde. Schiff und Chor haben eine Flachdecke und sind durch einen runden Chorbogen miteinander verbunden. Durch die letzte Renovierung der Kirche von 1969/70 hat der Innenraum sehr gewonnen. Der Chor mit seinen verhaltenen, modernen, ornamentalen Farbfenstern, dem schlichten, guten Steinaltar, dem Ambo und dem Sakramentsgehäuse in gleichem Stein wirkt beruhigend auf den Besucher. Die Kreuzigungsgruppe aber bringt das Erregende und Aufrüttelnde in den Raum herein, der damit zugleich Ruhe und Unruhe, Friede



Der Chor der Stadtkirche St. Peter und Paul in Schömberg.

Fotos: Wedler

und inneren Kampf und Erlösung und Zweifel symbolisieren will.

Im Kirchenschiff sind wertvolle Ausstattungsstücke, vorwiegend aus dem 18. Jahrhundert, angebracht, die schon die alte Kirche schmückten. Sie werden dem Schöm-



Christus-Johannes-Gruppe

berger Bildhauer und Altarbauer Urban Faulhaber (1711—80) und seinen Zeitgenossen und Nachfolgern Valentin Karer und Geiger zugeschrieben. Da ist gleich am Eingang an der Rückwand eine Christus-Johannesgruppe aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Solche Gruppen, die aus dem Abendmahls-geschehen herausgelöst wurden, entstanden als Andachtsbild in der Zeit der Mystik in den Nonnenklöstern. Man findet sie in der Barockzeit sehr selten. Hier in Schömberg ist diese Gruppe sehr lebendig und bewegt gestaltet, sie wird umrahmt von einem schwungvollen Thronessel. Daneben sehen wir eine Anna-Mariagruppe aus derselben Zeit. An der rechten Schiffswand entdecken wir die beiden Kirchenpatrone Petrus mit dem Schlüssel und Paulus mit dem Schwert, die ursprünglich im Hochaltar aufgestellt waren. In Haltung, Geste und Gewand sind sie typische und deutliche Vertreter der Bildnerei der Mitte des 18. Jahrhunderts.

An derselben Wand und aus derselben Zeit stammen auch Johann Nepomuk mit



Die Kirchenpatrone Peter und Paul

dem Beichtkreuz und Barbara mit Kelch und Schwert. Diese Barbara wird auch als Katharina gedeutet, aber der Kelch tritt in der Katharinen-Legende nirgends auf, während in den Barbara-Darstellungen die Krone, der Kelch und das Schwert, mit dem sie der eigene Vater nach der Legende umgebracht haben soll, erscheinen. Barbara und Nepomuk gehörten einst zum rechten Seitenaltar. Auch die Pieta, das Vesperbild, ist in der Zeit der Mystik entstanden und zwar herausgelöst aus der Beweinungsgruppe. Ein Beispiel sehen wir, nicht so qualitativ, aus dem frühen 18. Jahrhundert an der rechten Chorwand. Davor steht der schlichte Taufstein.

An der linken Schiffswand befindet sich ein in seiner Geste und seinem Gewand sehr ausdrucksvoller Wendelin aus der Barockzeit, der Schutzpatron des Viehes und der Hirten. Er stellt hier seinen Fuß in eine Krone zum Zeichen, daß er als irischottischer Königssohn auf den Thron verzichtete und sich als Hirte dem Gebet widmete. Die saarländische Stadt St. Wendel trägt seinen Namen. Hier liegt er auch begraben (617). Die hl. Agathe an dieser Wand



An der linken Chorwand: „Anna-selbdritt“



Wendelin in der Schömberger Kirche

ist nicht ganz so ausdrucksvoll. Sie trägt als Attribut eine, sonst zwei Brüste, auf einem Buch, die ihr Martyrium verdeutlichen. — Die beiden Gemälde der „Taufe Christi“ und die „Enthauptung der hl. Ursula“, die wahrscheinlich Altarblätter früherer Nebenaltäre waren, sind nicht von hoher Qualität.

Ein besonders wertvolles Ausstattungsstück an der linken Chorwand ist aber die „Anna-selbdritt“, die das Hauptschnitzwerk des rechten Seitenaltars war und von einem unbekanntem Meister des 15. Jahrhunderts stammt. Die Mutter Anna trägt auf ihrem Schoß links ihre Tochter Maria, die das Buch des Propheten Jesaija aufgeschlagen hat, und rechts den Jesusknaben mit der Erdkugel und dem Kreuz darauf. Solche Darstellungen sind aus dem Annenkult des Spätmittelalters hervorgegangen. Der überaus reiche, fast dramatische Faltenwurf des Gewandes der Anna weist auf die Spätgotik des 15. Jahrhunderts hin. So birgt diese Kirche manche sehenswerte Kostbarkeiten, die eines Besuches wert sind.

## Besitz des Schwarzwaldklosters St. Georgen in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Auch 1095 wurden, neben Schenkungen vor allem in der Baar, in unserer Gegend Vergabungen vorgenommen. Der „presbyter“ Chunemund und seine Brüder „totum praedium quod habuerunt apud Wildorf (Weildorf bei Haigerloch) circiter duos mansus“ (Not. 1020 cap. 97). Kuno und Walker von Gruol, Manegold von Anhausen (abg. bei Ostdorf), Arnold von Kirchberg und Söhne Arnold und Eberhard sind Zeugen, die auch als Zeugen bei der Schenkung Wortwins, seiner Gattin Irmgard und seines Sohnes Hartmut in Wilflingen auftreten. Um 1095 erhielt Helica, die Witwe des Klostersvogts Hermann, der 1094 ermordert wurde, aus der Hand des Abtes Theoger persönlich Klostergut in Weilheim zur Ver-

fügung gestellt, das der Abt erst gegen sein Eigen in Achern und Gaugenwald (Kreis Calw) und St. Georgen einlösen konnte (FUB. V 56).

### Eine größere Schenkung

Vom Jahr 1132 ist wieder eine größere Schenkung bezeugt. Ritter „Henricus de Stoupfenberg“, Zähringer Ministeriale (Staufenberg im Breisgau), schenkt all seinen Besitz in Owingen („predia sua in Owingen“) (Kreis Hechingen), Isingen (Kreis Balingen), Beckhofen, Klengen, Überauchen, Bräunlingen, Steingart (alle in der Baar) sowie in Mimmelhausen am Bodensee (Not. 1021 cap. 112). Zeugen sind Arnold von Wolfach, Bruno und Konrad von Hornberg. Auch die päpstlichen Privilegien von 1139 und 1179 für das Kloster

St. Georgen erwähnen Besitz in Owingen, und das Reichenbacher Schenkungsbuch berichtet von einem „Bertoldus sacerdos de Dornstetten (Dornstetten) et frater eius“, der ebenfalls ein Gut an das Kloster schenkte. Die romanische Kirche des 12. Jahrhunderts, St. Georg, im Friedhof oberhalb des jetzigen Dorfes Owingen, im ehemaligen Oberowing, weist sicher auf das Brigachkloster. Der größte Teil von Stetten bei Haigerloch, wenn nicht der ganze Ort, war grundherrlich an das Kloster gebunden; auch der Kayhof zu Stetten mit eigenem grundherrlichen Gericht und der Kirchensatz gehörte dem Kloster. Von dem in der Nähe von Stetten und Owingen abgegangenen Gailhofen heißt es in der Beschreibung der Zinsen der Herren von Bubenhofen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts „item der Hof zu Gailhofen galt ein Mt. (Malter) Kernen, lit jetztund wüchst. Die Herren von St. Georgen gent 5 Sch. (Scheffel) Vesen und 2 Sch. Hafer von dem Gut Gailnhofen, haut Junker Konrad“ (Fürstl. Hohenz. Hausarchiv Sigmaringen R 75). 1330 verkauft das Kloster zwei Höfe in Gruol an das Kloster Alpirsbach (Hauptstaatsarchiv Stgt. A 47 Nr. 377). In Isingen konnte das Schwarzwaldkloster den halben St. Galler Fronhof erwerben; während die andere Hälfte an St. Blasien kam. Die St. Georger Hälfte (1699: 71 J. Äcker, 21 Mannsmahd Wiesen und 44 J. Holz) war 1675 in sechs Trägerlehen unterteilt.

#### Lucila von Engen

In Tieringen tauscht Lucila von Engen gegen Klostergut daselbst (FUB. V 56 n. 91), das wohl bald veräußert wurde. 1139 ist das Kloster in Täbingen begütert. Hier besaß es den Kellershof (1749: 104 J. Äcker, 33 Mm. Wiesen und 150 J. Hölzer) und das Schupislehen (19 J. Äcker) (Kreisbeschreibung Balingen S. 788). Der Hof, in der Nähe der heutigen Kirche, muß ein alter Maierhof gewesen sein, denn zu ihm gehörten große zusammenhängende Stücke und er war von Frondiensten, vielen Beschwerden und Auflagen befreit und hieß daher auch Freihof. Er unterstand dem Dinghof in Leidringen. Im selben Jahr machte Dietrich von Leidringen eine nicht genauer beschriebene Schenkung in Leidringen.

Hugo von Baldingen (Baar) „traditit etiam ipsa hora praetato martyri, quio quid habuit apud Brunhoubton (Bronnhaupten), unumque, mansum in Baldingen“ (1140, wahrscheinlich Baldingen nicht Balingen, Not. 1022 cap. 120) mit der ganzen Familie seiner Leibeigenen. Zeugen sind Konrad von Wartenberg, Markward von Ramstein (bei Schramberg), Arnold von Balingen, Dietrich von Leidringen, Gozbert von Waldhausen (abg. bei Villingen). Beide Güter muß aber das Kloster bald verloren haben, da sie 1179 in der Bestätigung der Güter durch Papst Alexander III. nicht mehr aufgeführt werden. In Erlaheim gehörte 1491 das „Weidmännigut“ zum Leidringer Dinghof.

Egino, Graf in Freiburg und Urach, vergabte 1231 ein Gut in Leidringen, das seinem Dienstmann Berthold von Leidringen von seinem Vater (Heinrich) als Erbe angefallen war und Egino von demselben 20 Mark Silber eingebracht hatte, dem Kloster St. Georgen.

In vielen Orten unserer engeren Heimat hatte das Kloster Leibeigene, so in Endingen (11), Meßstetten, Oberdigisheim (6), Obernheim, Ostdorf, Rosenfeld, Täbingen, Zillhausen (7), Weilheim, Balingen (3), Frommern, Dürrwangen, Ehestetten, Ebingen. Zu Stockenhausen waren ursprünglich wohl alle Einwohner Leibeigene. Der württembergische Vogt in Balingen tauschte 1480 in Engstlatt Leibeigene des Klosters gegen württembergische in Brittheim ein.

#### Der Leidringer Dinghof

Den umfassendsten Grundbesitz besaß das Schwarzwaldkloster in Leidringen. Die niederadeligen Herren von Leidringen wurden so um 1300 aus Leidringen verdrängt. Wohl gleich nach seinem Eindringen errichtete St. Georgen einen Fronhof, dessen Verfassung im Dingbrief von 1399 (s. Heimatkundl. Blätter 1966, S. 613 ff.) über das Verhältnis der Eigenleute und Zinser zum Dinghof enthalten ist. Der Hof, der anfänglich vom Kloster unmittelbar bewirtschaftet wurde, hielt das Faselvieh, war von gewissen landesherrlichen Auflagen befreit, mußte aber die Verpflegung für alle Personen, die zum Vogtgericht gehörten, und Futter für deren Pferde stellen. Dem Dinggericht waren die Klosteruntertanen in Leidringen, Täbingen, Bikelsberg, Brittheim, Trichtingen, Rotenzimmern und Isingen unterstellt.

1401 gab das Kloster die Eigenwirtschaft auf. Die 87 J. Hofäcker wurden in 14 Schuposen (kleinere Güter) abgeteilt, die gegen Gülten ausgegeben wurden. Auch die drei Brühle des Dinghofes wurden bis auf zwölf Mannsmahd zerteilt. Auf den Hof wurde ein Hofmeister gesetzt, der alle Renten, Zinsen, Gülten und Hühner einziehen mußte. Auch die St. Georgen gehörenden Lehenhöfe wurden aufgeteilt. 1491 umfaßte der gesamte Klosterbesitz 57 Lehengüter mit 607 J. Äcker, 262 Mm. Wiesen und vielen kleineren Wiesenplätzen, dazu zwei Lehen in Kleinzimmern („in kleina zimmern, von des vogtz guot“). 1829 kaufte die Gemeinde das Verwaltungsgebäude des Dinghofes und richtete darin Rat- und Schulhaus ein.

Der Kirchensatz gehörte 1179 dem Kloster und wurde 1372 Klosterlehen der Herren von Falkenstein im Schwarzwald, an die auch der halbe Großzehnten verliehen wurde. Nach der Aufteilung des Dinghofes zog St. Georgen den Zehnten von den neu entstandenen 14 Schuposen bis zur Zehntablösung (1852) allein ein.

#### Die Güter wurden aufgeteilt

Den St. Georgischen Besitz in Owingen, Stetten und Weildorf verkaufte Abt Heinrich am 17. Oktober 1438 um 1700 Gulden an Konrad von Bubenhofen. Der Hof und alle anderen Güter in Haarhausen wurden schon 1322 an Hermann Vollmar von Dornhan, Bürger in Oberndorf, verkauft. Der Fronhof zu Dürrwangen, der 1491 der Leidringer Pflege unterstand, und der Maierhof wurden mindestens seit dem 15. Jahrhundert in Teilen ausgegeben. In Ehestetten war das Kloster schon im 14. Jahrhundert nicht mehr in der Lage, den Klosterbesitz zusammenzuhalten. Die Güter wurden aufgeteilt und an Ebinger Bürger verliehen. 1416 wurde der Ehestetter Grundbesitz um 538 lb. hlr. (Pfund Heller) verkauft; ausgenommen blieben Kirche und Kirchensatz, ferner die St. Georger Eigenleute in Ehestetten und Ebingen.

Wir sehen, seit dem 15. Jahrhundert schmilzt der Besitz des Brigachklosters zusammen. Die insgesamt 168 Besitztitel, über die St. Georgen im 12. Jahrhundert verfügte, bilden in großen Zügen einen starken landschaftlichen Kern im Raum von oberer Donau und oberem Neckar, mit besonderer Verdichtung um Dunningen und Leidringen, sowie einzelnen Gruppen von zerstreutem Fernbesitz (Königsegwald, im Breisgau, in der Ortenau, Pfalz usw.). Unter den Schenkern, deren Burgen meist in der Nähe ihrer Besitzungen lagen, fällt die große Zahl der als „liber homines“ bezeichneten auf. Aus ihren Familien wird auch der Konvent immer wieder Mönche gewonnen haben, wie Hesso, Landold und Sohn Hug, Chunemund, Heinrich von Staufenberg usw. Durch einen im Kloster lebenden Angehörigen wurden zahlreiche Familien immer wieder daran erinnert, zu ihrem

eigenen Seelenheil die Mönchsgemeinschaft wirtschaftlich zu unterstützen. Dank dieser Gesinnung eines großen Schenkerkreises konnte sich die Abtei einen bedeutenden Besitzkern schaffen, von dem aber die Außenkomplexe seit dem 15. Jahrhundert größtenteils verloren gegangen sind.

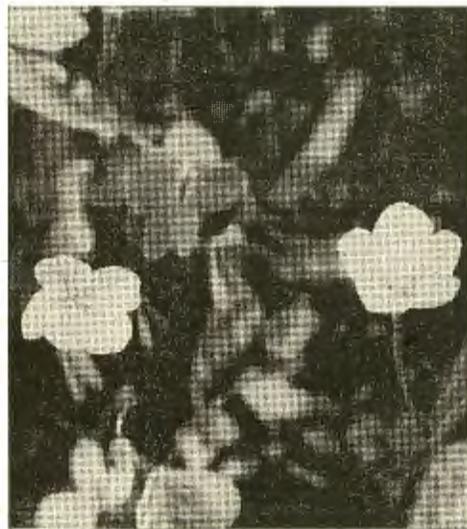
## Der Sauerklee

*Oxalis acetosella*

Ein äußerst interessantes Pflänzchen ist der Sauerklee, der sowohl im Buchen- wie im Nadelwald oder im Mischwald vorkommt. Er gehört als typische Pflanze der nordischen Waldgemeinschaft an und bedeckt oft weite Flächen des Waldbodens.

Seine dreiteiligen, verkehrt-herzförmigen Blätter sind so empfindlich, daß sie sich nicht nur am Abend, gleichsam als Schlafstellung, um den Stengel herum zusammenschließen, sondern auch bei Sonnenbestrahlung. Das kann man im Wald sehr schön beobachten, wenn ein Sonnenfleck langsam über ein mit Sauerklee bestandenes Gebiet wandert. Auf unserem Bild, das am frühen Nachmittag aufgenommen wurde haben sich drei Blätter geschlossen, das vierte schickt sich an, es zu tun.

Die beinahe durchscheinenden Blättchen haben am Grund kleine Gelenke, mit Hilfe derer sie diese Reizbewegung ausführen



können. Das bei diesen Schattenpflanzen mit ihrer dünnen Oberschicht der Blätter sehr empfindliche Chlorophyll soll vor direkter Bestrahlung geschützt werden. Bei Nacht wird durch das Zusammenfallen ein zu großer Wärmeverlust verhütet.

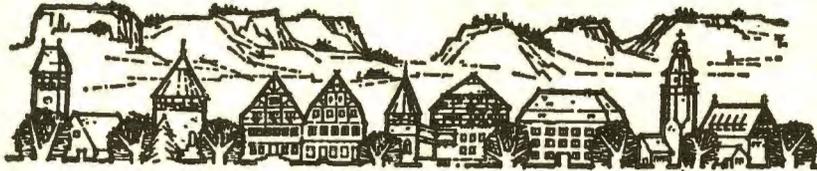
Die zarte weiße Blüte hat lichtviolette Adern in ihren fünf Kronblättern. Sie kommt in der Regel erst im Mai und kann sich selbst bestäuben. Ihre Früchte springen aus der reifenden Kapsel heraus. Die ungeschlechtliche Vermehrung geschieht durch einen kriechenden Wurzelstock.

Die Blätter des Sauerkleees enthalten Oxalsäure (Name), ein saures Kaliumsalz, das als Kleesalz in der Kattundruckerei als Beize, in der Woll- und Seidenfärberei und zum Beseitigen von Tinte- und Rostflecken u. a. Verwendung findet. — Auch Sauerampfer, Rhabarber und Spinat enthalten Oxalsäure und sollten wie der Sauerklee nie in größeren Mengen genossen werden. Der aufrechte und der gehörnte Sauerklee mit ihren gelben Blüten sind in unserer Heimat selten.

Foto: Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter Balingen



Jahrgang 20

31. Mai 1973

Nr. 5

## Die erste Erweiterung des Ebinger Krankenhauses im Wettlauf mit der Inflation

Von Dr. Walter Stettner

In dem Aufsatz über Spital und Krankenhaus war die Entwicklung des 20. Jahrhunderts nur knapp skizziert. Die freundliche Aufnahme ermutigt mich zu einer Ergänzung für die schlimmen zwanziger Jahre. Im Jahr 1878 war der neue Spital an der Sonnenstraße bezogen und kurz danach im 1. Stock das Krankenhaus eingerichtet worden. Damals zählte Ebingen noch keine 6000 Einwohner; 1910 war ihre Zahl auf 11 432 angestiegen. Wen wundert es da, daß Spital und Krankenhaus sich mehr und mehr als unzureichend erwiesen, ganz abgesehen vom technischen und medizinischen Fortschritt? Ob die seit etwa 1880 verstärkte Farbfabrikarbeit gesünder war als die Arbeit am eigenen Webstuhl in enger Stube bei meist ganz unzulänglicher Beleuchtung, wissen wir nicht. Immerhin hatte dank der von Bismarck durchgesetzten Krankenversicherung (1883) das Krankwerden etwas von seinem Schrecken verloren. Die Krankenkassen hatten ein starkes Interesse an befriedigenden Krankenhausverhältnissen.

Schon vor dem 1. Weltkrieg war der Wunsch laut geworden, mehr Platz für Kranke zu schaffen. Nach dem Krieg wurde dieser Wunsch noch vernehmlicher. Um dem abzuhelfen, wurden 1919 die Mehrzahl der Spitaliten in ein Hinterhaus des Spitals verlegt, wodurch für Kranke etwa 30 Betten zur Verfügung standen. Anfang 1920 brachten zwei Anträge die Krankenhausfrage ins Rollen. Der Ärzteverein Balingen legte ein Gesuch vor, es möchte im Spital oder im Hintergebäude „ein für Operationszwecke geeignetes Lokal“ gefunden und ausgerüstet werden. Das Bedürfnis eines Operationssaales wurde von der zunächst zuständigen Ortsarmenbehörde anerkannt, nicht zum wenigsten deshalb, weil damals die Bahnverbindungen nach Tübingen schlecht waren (an einen Sanka für Ebingen dachte damals noch kein Mensch). Aber zwischen grundsätzlicher Bereitschaft, den Wunsch zu erfüllen, und seiner Verwirklichung stand die Raumfrage. Das Stadtbauamt sollte einen geeigneten Raum ausfindig machen; dann wollte man die Chirurgische Klinik in Tübingen um ein Gutachten über Einrichtung und Ausrüstung des Operationssaales ersuchen.

Ein paar Wochen später stellte die sozialdemokratische Partei im Gemeinderat den Antrag, einen Anbau oder Neubau des Krankenhauses zu erstellen, sie fand jedoch bei den anderen Parteien aus finanziellen Erwägungen keine Zustimmung. Immerhin kaufte man im folgenden Jahr im Hinblick auf eine künftige Erweiterung des Spitals das Anwesen des Orgelretzers Wilhelm Friedrich Maurer in der Sonnenstraße 42 für 60 000 Mark und Anfang 1922 von Schreinermeister Adolf Beck knapp 10 ar Garten, den Quadratmeter zu 45 Mark (bei diesem scheinbar hohen Preis ist zu bedenken, daß am 31. Dezember 1921 für den Dollar schon 184 Papiermark bezahlt werden mußten).

### Zu einem Neubau geraten

Nach diesen Käufen schlägt Ende März 1922 der Stadtvorstand dem Gemeinderat vor, der Frage eines Krankenhausneubaus näher zu treten. Der Sachverständige des

Innenministeriums, Obermedizinalrat Dr. Gnant, habe nach einer Besichtigung des Spitals zu einem Neubau geraten; ein Umbau würde keine befriedigende Lösung ergeben und auch hohe Kosten verursachen. Die Vereinigung von Krankenhaus und Pfründnerhaus sei unerfreulich. Für einen solchen Neubau fehlt es nach Meinung von Stadtschultheiß Spannagel dem Stadtbauamt an der nötigen Zeit; er empfiehlt deshalb, damit die staatliche Bauberatungsstelle in Stuttgart zu betrauen.

Der Gemeinderat beschließt statt dessen, eine Kommission zu bestellen, die zusammen mit dem Stadtbaumeister und einem Vertreter der Ärzteschaft die Bezirkskrankenhäuser in Saulgau und Wangen besichtigen soll, die kurz vor dem Krieg fertig geworden waren, um Anregungen für den Neubau zu gewinnen, der hinter dem Spital an der Silberburgstraße gebaut werden soll. Man macht Bestandsaufnahme: Das Ebinger Haus hat in 14 Zimmern Platz für 57 Betten, von denen 32 von (15 männlichen und 17 weiblichen) Spitaliten belegt sind. Für Kranke stehen also 25 Betten zur Verfügung. Ihre Zahl könnte auf 36 erhöht werden, wenn weitere Spitaliten im Hintergebäude und in einem Zimmer des Rollerschen Gebäudes untergebracht würden. Wollte man im Hintergebäude wieder einen Isolierraum schaffen, so wäre für die Spitaliten eine weitere Baracke erforderlich, die ebenfalls hinter dem Spital Platz fände; sie könnte zum Teil auch als Liegehalle verwendet werden.

Natürlich hat niemand Freude an einer solchen Barackenwirtschaft; alle Parteien sind sich einig, daß ein Neubau die einzige befriedigende Lösung wäre, aber bei den auf 20 bis 25 Millionen geschätzten Kosten wagt es im Juli 1922 niemand, für diesen Neubau zu plädieren. Man behilft sich mit dem Auftrag an den Bauausschuß, die Gebäulichkeiten zu besichtigen und Vorschläge für eine anderweitige Unterbringung der Spitaliten zu machen, um den Spital für Krankenhauszwecke frei zu bekommen; die etwa 60 Betten würden dann vorläufig genügen.

Im Oktober trägt Armenpfleger Hengstberger der Ortsarmendeputation vor, das Krankenhaus sei stets übertoll belegt. Die Ärzte verfügten Einweisungen trotz Fehlens von Betten, so daß erst halb geheilte Kranke entlassen werden müßten; sie beachteten nicht die Bestimmung, daß für Krankenaufnahme die vorherige Genehmigung des Stadtvorstands — außer bei dringenden Operationen — einzuholen sei.

Ein paar Wochen später legt Stadtbaumeister Knödler dem Gemeinderat drei Projekte für die Krankenhäuserweiterung vor. Diese Projekte sind als selbständige, durch überdachte Gänge mit dem Spital verbundene Anbauten teils mit, teils ohne gleichzeitigen Ausbau des Dachstockes gedacht. Die Kosten schätzt Knödler für das billigste Projekt auf 54, für das teuerste auf 110 Millionen. Bei diesen Beträgen spricht sich der Gemeinderat einhellig dahin aus, daß ein derartiges Bauwesen jetzt zu erstellen der Stadt unmöglich sei. Man sucht erneut nach Möglichkeiten, die Spitaliten anderswo unterzubringen, etwa in einer Heubergbaracke oder durch einen Einbau in den Obertorkasten. Als beste Behelfslösung bleibt jedoch die Erstellung eines Notbaus hinter dem Spital, vielleicht unter Vergrößerung der Isolierbaracke. Schließlich wird dem Stadtbaumeister wieder der Schwarze Peter zugeschoben.

### Zwei Vorschläge

Dessen neue Vorschläge bewegen sich zwischen 11 und 30 Millionen. Für diese Beträge will er entweder eine 1- bis 2-stöckige Baracke hinter dem Spital oder einen Anbau an das bestehende Spitalgebäude erstellen. Der zu Rat gezogene Spitalarzt, Sanitätsrat Dr. Binder, empfiehlt dringend den zweiten Vorschlag, nicht bloß, um wieder eine Trennung von Altersheim und Krankenhaus zu erreichen, sondern auch deshalb, weil damit der Platz hinter dem Spital für einen vielleicht in besseren Zeiten zu erstellenden Krankenhausneubau frei bleibe. Die Zimmer im Neubau sollten in verschiedener Größe für höchstens vier Personen geplant werden. Obwohl dieser Vorschlag höhere Kosten verursacht als der erste, stimmt ihm der Gemeinderat zu und beschließt: 1.) ein Altersheim neben dem Spital zu erstellen und mit dem Neubau alsbald zu beginnen, 2.) im Spital die nötigen Verbesserungen zur Ausgestaltung als Krankenhaus vornehmen zu lassen (dazu gehörte u. a. die Abortausbauten zu entfernen und die Aborte im Gebäude selbst unterzubringen, ferner die Anbringung einer Deckenlampe und einer Steckdose in jedem Zimmer — vor 50 Jahren gehörten also solch bescheidene Dinge noch nicht zu den Selbstverständlichkeiten!). Zur Aufbringung der Mittel will man die Industrie um größere Beträge bitten.

### Galoppierende Inflation

In den letzten Tagen des Jahres 1922 beschließt man, Baumaterialien für den Bau des Altersheims zu kaufen, ist sich aber eine Woche später uneins, ob der Anbau als Altersheim oder als Krankenhaus gebaut werden soll. Immerhin, es wird gebaut. Eine weitere Woche später aber marschieren die Franzosen ins Ruhrgebiet ein; nach einigen Monaten Ruhrkampf setzt die galoppierende Inflation ein: für den Dollar zahlt man am 30. Mai 1,1 Millionen, am 9. Oktober 1,2 Milliarden, am 20. 11. 4,2 Billionen (= 4200 Milliarden) Papiermark. Angesichts dieser Zahlen wundern einen die geforderten Preise nicht mehr: Die Eisenbetondecke über dem Untergeschoß des Altersheims wird am 13. 4. 23 dem Baugeschäft F. und W. Baur für 19,071 Millionen zugeschlagen, die Lieferung von Kunststeinen zu Fensterbänken der Firma Maag für 400 000,- je Quadratmeter.

Trotzdem entschließt sich der Gemeinderat auf Anfrage des Stadtbauamts, 1. den Operationssaal im Neubau auszubauen und für die Boden- und Wandverkleidung einen Plattenbelag zu verwenden, 2. eine Kläranlage zu bauen (und nicht nur eine Abwasser- und Abortgrube anzulegen, was auch vorgeschlagen worden war). Das waren angesichts der verzweifelten Währungslage mutige Entschlüsse!

Über die Zweckbestimmung des Anbaus wird erst Mitte Juli endgültig entschieden: der Neubau soll als Krankenhaus, der alte Spital als Altersheim ausgeführt werden (die gegenteilige Entscheidung wäre ein Schildbürgerstreich gewesen, nachdem man den Operationssaal im Neubau etabliert hatte).

### Der Rohbau ist fertig

Ende August 1923 ist der Rohbau fertig. Für den Innenausbau sind jetzt Milliardenbeträge erforderlich, und noch einmal stöhnen die Herren Stadträte: Manches hätte erspart werden können, wenn wenigstens die unumgänglich notwendigen Materialien und Einrichtungen rechtzeitig beschafft worden wären. Es sei wieder einmal am falschen Ort gespart worden (wie vielen Menschen haben sich damals ähnliche Stoßseufzer entrunnen!). Der Stadtpfleger berichtet, daß die Stadtgemeinde etwa 18 Milliarden Schulden habe. Trotzdem will man jetzt das Begonnene zu Ende bringen. Es muß versucht werden weitere Gelder zu beschaffen. Geldgeber der Stadt waren bisher in der Hauptsache die Angehörigen des Mittelstandes, aber die brauchen jetzt ihr Geld selbst. Von der Gewerbebank und der Oberamtsparkasse ist derzeit kaum etwas zu erwarten. Man ist auch bereit, Gelder, die auf ein Vierteljahr unkündbar gegeben werden, mit 30 Prozent zu verzinsen. Aber wer wolle sein Geld auf ein Vierteljahr festlegen, wenn es von einem Tag auf den anderen ein Drittel oder gar die Hälfte seines Wertes verliert? Der einzige Ausweg ist ein außerordentlicher Holztrieb, der 10 bis 15 Milliarden bringen soll.

### Neue Schwierigkeiten

Ende Oktober gerät man in neue Schwierigkeiten. Bei einer Tübinger Firma wurden Bodenplatten bestellt, deren Lieferung sich zunächst verzögert hat. Jetzt sind sie unterwegs; der Rechnungsbetrag beläuft sich auf 1650 Goldmark. Die aber hat man nicht. Die Annahme zu verweigern bedeutet ein erhebliches Risiko: vielleicht braucht man die Firma ein andermal wieder. Ein Prozeß würde viel Geld verschlingen, vielleicht mehr, als man durch die Verwendung von Terrazzoböden einsparen würde. Daher beschließt man, die Ware anzunehmen, mit dem Unternehmen wegen Zahlungsaufschubs zu verhandeln, Gold- und Dollarschatzanweisungen zu erwerben und end-

lich so weit als möglich Notgeldscheine der Stadt in Anspruch zu nehmen und nach Bedarf neue Stücke herzustellen.

Am 13. Dezember 1923 (die neue wertbeständige Rentenmark ist da, aber noch arg rar) möchte der Stadtbaumeister wissen, ob der Operationssaal fertiggestellt werden soll. Dr. Baur als Vorstand des Ärztevereins Balingen empfiehlt dringend die planmäßige Vollendung, aber der Gemeinderat wünscht zuerst eine Besichtigung des Hauses (am Samstag nachmittag um drei Uhr — noch liegt für Behörden wie Geschäftsleute der freie Samstagnachmittag in nebelhafter Ferne).

Durch die Verzögerung kommt es dahin, daß im Mai 1924 zwar die Krankenzimmer des Neubaus bezogen werden können, der Operationssaal aber erst ein Vierteljahr später benützlich wird und die Küche noch einige weitere Wochen hinterherhinkt. Für die Waschküche soll später ein Nebengebäude erstellt werden. Im alten Gebäude wird die Teeküche für das Krankenhaus eingerichtet; anstelle des hinteren Treppenhauses werden drei Zimmer eingebaut, auch der Speisesaal bekommt einen anderen Platz.

### Im Spital auch Obdachlose

Im Krankenhaus stehen nun für die Männerabteilung 20, für die Frauenabteilung einschließlich Kinder 25 Betten zur Verfügung; im Spital können 40 Personen untergebracht werden, ein Teil allerdings im Hintergebäude. Auswärtige Kranke will man nicht aufnehmen, dagegen müssen im Spital auch Obdachlose, Durchreisende usw. ein Nachtquartier finden, da die Polizei die Arrestzellen nicht mehr zur Verfügung stellt und andere Unterbringungsmöglichkeiten fehlen. Es werden für solche Kunden im Hinterhaus sechs Betten aufgestellt. An Personal benötigt man sieben Diakonissen fürs Krankenhaus und eine weitere für den Spital sowie 6 Dienstmädchen. Auch die Anstellung eines Heizers wird sich im Herbst nicht vermeiden lassen.

Die Baukosten sind 1923 mit aufgenommenen Papiermarkschulden, Notgeldvorschüssen der Stadtpflege und Überschüssen beim Verkauf von Lebensmitteln bestritten worden. Für die 1924 angefallenen Un-

kosten erwartet man Stiftungen der Industrie für den Operationssaal, Beiträge von der Amtskörperschaft, ev. auch vom Staat, Einnahmen vom außerordentlichen Holztrieb und Baudarlehen der Wohnungskreditanstalt, so daß voraussichtlich keine Schuld aufnehmen notwendig sein werden. Damit hatte die Stadt unter schwierigsten Verhältnissen eine Erweiterung des Krankenhauses verwirklicht. Aber die Freude darüber währte nicht lange. Schon bald zeigte sich, daß der gewonnene Platz für die gestiegenen Anforderungen wieder nicht ausreichte. Im Jahr 1930 heißt es im Protokoll der Ortsarmenbehörde: bei der Beratung des Voranschlags kam der fortwährende Mangel an Krankenbetten und die dauernde Überbelegung des Krankenhauses zur Sprache. Dabei wurde angeregt, wiederholt und energisch auf baldmöglichste Erstellung eines Bezirkskrankenhauses am hiesigen Platz zu drängen. Jedoch, selbst wenn die Amtsversammlung in ihrer nächsten Sitzung die Erstellung eines solchen Bezirkskrankenhauses beschließen sollte, werden mindestens noch zwei Jahre vergehen, bis man in das Haus einziehen kann. So lange ist der jetzige Zustand nicht tragbar. Daher beschließt man, ein Angebot des württ. Innenministeriums anzunehmen, das für solche Notfälle Krankenbaracken mietweise zur Verfügung stellt, für die nur die Kosten von An- und Rücktransport, Instandhaltung und Schlußdesinfektion zu übernehmen sind. Es werden zwar auch Bedenken geäußert, die Aufstellung einer solchen Baracke könne dazu führen, daß die Amtsversammlung die Erstellung eines Neubaus am hiesigen Platz weiter hinausschiebe (Bedenken, die sich hinterher als sehr begründet erwiesen haben). Aber man sieht keinen anderen Ausweg. Die Baracke, die östlich des Krankenhauses aufgestellt und vom Stadtbauamt unterkellert wurde, bot in drei Räumen Platz für die Aufstellung von 15 Betten, für ein Schwesternzimmer und einen Abstellraum. Leitender Arzt war nach wie vor Dr. Emil Baur, als Spitalarzt fungierte Dr. Eyrich; außerdem waren eine Oberschwester und 13 Schwestern (einschließlich der vier Stadtschwester), eine Köchin und 12 Dienstmädchen beschäftigt.

## Belegarzt oder Krankenhausarzt?

Seit der Eröffnung des Krankenhauses an der Sonnenstraße im Jahr 1878 war es üblich, daß jeder Arzt seine Patienten bei Bedarf ins Krankenhaus einwies und dort auch betreute. Ein ständiger Krankenhausarzt war nicht vorhanden. Einen solchen zu bestellen war schon 1913 vorgeschlagen worden, aber am Widerstand der Ärzte gescheitert.

Im Juli 1919 unternahm die AOK zusammen mit sechs Betriebskrankenkassen einen neuen Vorstoß in dieser Richtung. Sie hielt den derzeitigen Stand für unhaltbar aus zwei Gründen, einmal im Hinblick auf die Kranken, die es auf sich nehmen müßten, von sämtlichen sechs oder noch mehr Ärzten angesehen und ev. befragt zu werden, zum anderen im Hinblick auf die Kosten, die fast unerschwinglich seien. Es bereite auch dem Personal Schwierigkeiten, wenn in ein und demselben Saal verschiedene Behandlungs- und Verordnungsweisen erfolgen müßten. Die Kasse schlägt die Bildung zweier Abteilungen mit ständigen Ärzten vor, einer chirurgischen und einer inneren. Der Vorstand des Ärztevereins äußerte dazu, hier sei, seitdem die Krankenkassen bestünden, stets freie Arztwahl und Bezahlung nach der einzelnen Leistung üblich gewesen. Das werde noch immer von Ärzten und Kranken als das beste angesehen. Die württembergische Ärzteschaft wolle an kleineren und mittleren Krankenhäusern, wo bisher Ärzte fest angestellt waren, die

freie Arztwahl einführen. Es falle den Ärzten nicht ein, die Patienten eines Kollegen anzusehen und zu befragen. Zur Verbilligung des Betriebskrankenkassenverbandes, Medikamente usw. im großen bezogen werden. Man sei auch mit der Bestellung eines dem Gemeinderat verantwortlichen Krankenhausarztes einverstanden. Die AOK beantragte damals ferner die Anschaffung einer Quarzlampe und womöglich eines Röntgenapparats, Aufstellung einer Liegehalle mit Plattform für Luft- und Lichtbäder und die Herrichtung einer Waldanlage mit Liegehalle für Rekonvaleszenten auf Hörnaiten. In der Debatte wurden die Vorschläge der AOK von den Mitgliedern der Ortsarmenbehörde größtenteils gebilligt. Als Krankenhausärzte sah man vor für die innere Abteilung Dr. Eyrich, Stellvertreter Dr. Grotz, für die Chirurgie Dr. Baur, Stellvertreter Dr. Binder oder, falls er verzichte, Dr. Groz. Quarzlampe und Röntgenapparat wurden genehmigt, dagegen die Waldanlage mit Liegehalle auf Hörnaiten zurückgestellt, da der Platz für einen anderen Zweck vorgesehen sei.

Von den angesprochenen Ärzten lehnt Dr. Binder Stellvertretung ab, er ist nach wie vor für freie Arztwahl; Dr. Eyrich, der auch für die Verwaltung verantwortlich sein soll, nimmt bedingungslos an, Dr. Baur mit einigen Vorbehalten. So wird also der Versuch mit zwei von der Stadt angestellten Ärzten unternommen; sie allein haben

die im Krankenhaus befindlichen Patienten zu behandeln, dürfen aber nebenbei noch Privatpraxis zu Hause ausüben.

#### Wieder freie Arztwahl

Aber die Ärzteschaft will sich damit nicht abfinden, sie besteht auf der Wiedereinführung der freien Arztwahl. Sie weist darauf hin, daß mit dieser Regelung zwei Kollegen bevorzugt würden, während andere um ihre blanke Existenz kämpfen müßten. Offenbar taten später auch Dr. Eyrich und Dr. Baur nicht mehr mit, denn nur so ist die Bemerkung zu verstehen, daß bei Anstellung eines neu zuziehenden Arztes diesem vom Verband und hiesigen Ärzten seine Tätigkeit in jeder Hinsicht erschwert würde. Keine Einwände erhebt der Ärzteverein gegen die Aufstellung eines Armenarztes und eines die Aufsicht im Krankenhaus führenden Arztes. Deshalb beschließt die Ortsarmenbehörde, ab 1. 7. 1920 wieder freie Arztwahl für das hiesige Krankenhaus einzuführen und als aufsichtführenden Arzt sowie als Armenarzt für das Krankenhaus Sanitätsrat Dr. Binder anzustellen.

Im März 1924 wird, nachdem eine Kommission mit den hiesigen Ärzten verhandelt hat, bei der Ortsarmenbehörde erneut über die ärztliche Versorgung der Krankenhauspatienten verhandelt. Die Kommission empfiehlt die Beibehaltung der freien Arztwahl, aber Anstellung eines Chefarztes zur Beaufsichtigung und Leitung des Betriebs im Krankenhaus. In der Aussprache wird die freie Arztwahl u. a. mit dem Argument befürwortet, es gebe hier mehrere Spezialärzte, denen sonst das Krankenhaus verschlossen wäre; es sei auch vorteilhaft, wenn Patienten zu Hause und im Krankenhaus kontinuierlich von einem Arzt behandelt würden, der sie schon lange kenne. Die Krankenkassenvertreter dagegen sehen die beste Regelung in der Bestellung eines nicht voll besoldeten Krankenhausarztes. Die freie Arztwahl komme den Kassen zu teuer; im hiesigen Krankenhaus bestünden schon jetzt die höchsten Verpflegungssätze des ganzen Landes.

(Schluß folgt)

## Adelbert von Zollern

Von Fritz Scheerer

Der am 1. Januar 1973 gebildete Großkreis aus dem bisherigen Landkreis Balingen, dem größten Teil des Kreises Hechingen und einigen Gemeinden der Kreise Sigmaringen (Straßberg, Benzigen und Harthausen) und Stockach (Hartheim) bekam den Namen Zollernalbkreis. In seinem ersten Teil trägt er den Namen der Stammburg eines Geschlechts, die uns tagtäglich grüßt. Ihr umliegendes Land ist altes zollerisches Stammland. Es dürfte daher durchaus angebracht sein, in der ältesten zollerischen Geschichte etwas zu blättern.

Heute ist man überzeugt, daß der Bergnamen Zoller, über dessen eigentliche Bedeutung schon viele Vermutungen aufgestellt worden sind, nicht erst durch das Geschlecht der Hohenzollern aufgekommen ist. Er ist vielmehr vordeutscher Herkunft wie die Namen anderer hervorragender Berge der Schwäbischen Alb: Lupfen, Lochen, Achalm, Neuffen, Teck, Ipf. Das Geschlecht, das auf dem runden Berg eine Höhenburg erstellte, nahm den Namen des Berges an.

Die Höhenburg und damit auch das Geschlecht wird erstmals in der Weltchronik des Altshausen Grafensohn Hermann erwähnt, den man den „Lahmen“ nennt und der als Reichenauer Mönch zu den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit zählt (gest. 1054). Sein Schüler Berthold berichtet 1061: „Burcardus et Wezil de Zolorin occiduntur“ — Burkard und Wezil von Zollern wurden erschlagen. Doch über die näheren Umstände des Todes der Beiden, ihr Verhältnis zueinander, etwaige Vorfahren oder ihre Verwandtschaft liegen trotz der Forschungsleistung vor über 100 Jahren durch den Tübinger Prof. Ludwig Schmid (Monumenta Zolerana usw.) keine Unterlagen vor. Die Quellenbasis für das 11. Jahrhundert bleibt überaus schmal; man ist auf Hypothesen angewiesen. So hat Schmid den 34 Jahre später in der Stiftungsurkunde des Klosters Alpirsbach aufgeführten Adelbert von Zollern als Sohn des erschlagenen „Wezil de Zolorin“ angesehen und ihn mit dem in zeitgenössischen Quellen erwähnten Grafen Adelbert von Haigerloch-Wiesneck gleichgesetzt. Mit überzeugenden Argumenten hat nun Hans Jänichen 1961 in den Hohenzollerischen Jahresheften diese Hypothesen aufs schwerste erschüttert und bewiesen, daß der Mitstifter des Klosters Alpirsbach mit Adelbert von Haigerloch nicht gleichzusetzen ist (s. auch Heimatk. Blätter Nov. 1964). Der Gründungsbericht I des Klosters Alpirsbach (WUB 1, S. 315 ff.) nennt als die Klostergründer von Alpirsbach: „Rotmannus de Husin et Albertus de Zolro et comes Alwi-

cus de Sulzo“ — Rutmann von Hausen und Adelbert von Zollern und Graf Alwig von Sulz. In der gleichen Reihenfolge werden diese Namen auch in den nachfolgenden Quellenstücken genannt. Nach vorausgegangen Beratungen mit Bischof Gebhard von Konstanz, dem Abt Uto von St. Blasien und anderen ehrbaren Männern übergaben sie Bernhard von Fluorn als Salmann, damit dieser alles dem Abt und Konvent des neu zu errichtenden Klosters übergebe, ihre eigenen gemeinsamen Erbgüter mit „dem Hof Alpirsbach, dem denselben umgebenden Wald, anderen Höfen, Leibeigenen, sodann mit Höfen und Leibeigenen in Dornhan, Hochmössingen, Höfendorf, Großgartach, Haslach (Kinzigal), Vering (Kr. Rottweil) und Nordweil (Breisgau).“ Zugleich beschlossen sie, für das Kloster um den päpstlichen Schutz nachzusuchen, verliehen dem Abt und Konvent volle Gewalt, über ihr Eigentum zu verfügen, und die Freiheit einen Schutzvogt zu wählen.

#### Im malerischen Kinzigal

Das Kloster wurde im malerischen oberen Kinzigal, wo sich der von Norden kommende Fluß beinahe in einem rechten Winkel (Ellbogen) gegen Westen wendet, angelegt, eingebettet zwischen Waldberge, in die man ums Jahr 1000 rodend und siedelnd von dem fruchtbaren und altesiedelten Neckar-Gäu-Gebiet eingedrungen war. Das Kloster kam also auch wie Hirsau, (Kloster-)Reichenbach und St. Georgen an den Ostrand des Schwarzwalds zu liegen. Nachdem der Bau einigermaßen vorgeschritten war und Mönche von St. Blasien aufgenommen waren, weihte am 16. Januar 1095 auf Bitten der Stifter Bischof Gebhard von Konstanz das Kloster feierlich ein. 1099 war der Bau vollendet und nun bestätigte der Bischof im Namen des Papstes das Kloster und weihte in Anwesenheit einer Menge Adels und Volk die Kirche zu Ehren der Dreifaltigkeit, des hl. Kreuzes, der hl. Maria, des hl. Benedikt und aller Heiligen.

Die Zeugenliste des Gründungsberichts enthält 34 Namen, alles Grafen und andere Adlige. Das Ereignis der Gründung wurde im Spätjahr 1099 oder Anfang 1100 bei einem Gerichtstag in Rottweil erneut proklamiert („apud villam que Rotwilo dicitur“). Benno von Spaichingen verlas hier die Verfügung der Stifter. Daß bei einem solch offiziellen Akt die Klosterstifter und ihre Verwandtschaft anwesend waren, dürfte selbstverständlich sein. Die Stifter betonten ausdrücklich, sie hätten das Schenkungsgut zusammen geerbt. Gemeinsame Erbschaft setzt aber schon Verwandtschaft der Erben untereinander voraus. „Der Besitz in Alpirsbach wurde außerdem ungeteilt vererbt, eine Form der Weitergabe die besonders in wenig erschlossenen Landstrichen vorkam und die an eine cognatisch miteinander verwandte Erbgemeinschaft denken läßt“ (Karl Schmid). Über die Art der Verwandtschaft bestehen aber in der Forschung Lücken und noch manche Unklarheit.

#### Als Mönch ins Kloster

Adelbert von Zollern gab 1099 auch noch Eigengüter in Fützen (bei Bonndorf im Schwarzwald), Gölldorf und Boll (beide Kreis Rottweil). Dies dürfte ein Zeichen dafür sein, wie eng er sich mit seiner Gründung verbunden fühlte. Darauf deutet auch sein um 1100 erfolgter Eintritt als Mönch ins Kloster hin, ein Akt, wie er auch von dem Mitgründer des Schwarzwaldklosters St. Georgen bezeugt ist (Hezelo).

Der Zoller wird immer als zweiter unter den Stiftern aufgeführt und nie mit dem in seinem Haus geführten Grafentitel bedacht, während Graf Alwig von Sulz stets mit seiner Amtsbezeichnung genannt wird. Dies mag damit zusammenhängen, daß Alwig der Inhaber der Grafschaftsrechte der Alpirsbacher Gegend war, wie aus dem Gründungsbericht II hervorgeht: „Alwicus, regionis illius comes“ (WUB 1, S. 362). Ihm stand wohl die Gerichtsbarkeit in Alpirsbach zu. Die Exemption, die Herausnahme aus der bisherigen Befehlsgewalt, bedurfte seiner Zustimmung.

Des 2. Mitstifters, Adelbert von Zollern, wurde von klösterlicher Seite im Tympanon über dem imposanten Hauptportal der Kirche besonders gedacht, auf dessen schiefgestelltem Mäandermuster zwei menschliche Figuren in Anbetung knien, der Stifter Adelbert und seine Frau. Die Mitte des Bogenfeldes, das aus weißem Sandstein besteht, nimmt die Mandorla ein, in welcher Christus auf einem Regenbogen thronet, die Rechte segnend erhoben, in der Linken das aufgeschlagene Evangelienbuch haltend. Rechts und links schweben Engel, die die Mandorla halten. Die Frau Adelberts soll nach Ludwig Schmid eine Gräfin von Eberstein gewesen sein. Graf Berthold III. von Eberstein war in Gölldorf, wo Adelbert Güter schenkte, allodial begütert. Vielleicht ist die Schenkung Adelberts in Gölldorf Heiratsgut seiner Frau gewesen. Das Grab Adelberts wurde vor einiger Zeit im Chor der Klosterkirche entdeckt.

Für die enge Bindung der Zoller an das Kloster und ihre führende Rolle unter den Stiftern ist auch in der Tatsache zu suchen, daß die Grafen von Zollern zuerst die Schutzvögte stellten. Als erster Vogt wird Graf Friedrich der Ältere genannt („Fridiricus senior, advocatus“ Vogt). Dieser Zollerngraf erscheint auch in der Zeugenliste des Gründungsberichts. 1125 folgt ihm sein Sohn Friedrich als Vogt: „Fridiricus, Fridirici filius, advocatus“.

#### Der erste Vogt des Klosters

Friedrich von Zollern, der erste Vogt des Klosters, war mit Udilhild von Urach, der Schwester Egino III., verheiratet. Um 1130 schenkte Udilhild, comtissa de Zolron (Gräfin von Zollern), nach dem Tode ihres Ge-

mahls neben andern Dingen „unam huobam ad Stetin (eine Hube zu Stetten), unam ad Inglslatt (Engslatt), unam ad Harde (wahrscheinlich beim Ziegelwasen), unam ad Striche (Streichen), duas (zwei) ad Daneheim“ (Thanheim) an das Kloster Zwiefalten und um dieselbe Zeit ein Egino de Zolro „villam Burron“ (Beuren) an dasselbe Kloster. Vielleicht handelt es sich bei dem geschenkten Besitz Udilhilds um Erbgut, das sie mit in die Ehe brachte.

Bei Rutmann von Hausen ist außer der Tatsache, daß er zu den Stiftern von Alpirsbach gehört, nichts bekannt. Er wird immer in allen Quellenstücken an erster Stelle unter den Stiftern genannt, also vor den beiden Grafen. Der Geschichtsschreiber des Klosters Alpirsbach, K. J. Glatz, vermutete, sein hohes Alter sei der Grund dafür gewesen. Doch Adelbert von Zollern muß auch schon älter gewesen sein, sonst wäre er nicht als Mönch eingetreten. War nun Rutmann der wichtigste Stifter? Die Zimmerische Chronik berichtet zwar: „Der grundt und boden, darauf Alpersbach das closter anfangs erbawen, ist herr Rutmans freiherrn von Hausen gewesen.“ Es ist aber nicht bekannt, worauf der Schreiber der Chronik, Graf Froben Christoph von Zimmern, diese Behauptung stützt, denn im Gründungsbericht ist von gemeinsamem Erbe die Rede. Rutmann wird in der Klostergeschichte auch nicht mehr erwähnt. Der Ehrenplatz, die erste Stelle, dürfte in der Person Rutmanns begründet sein. Auf Grund anderer Quellen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, wird vermutet, daß er Geistlicher war und daher in einer urkundlichen Nennung Vorrang vor Grafen hatte.

#### Hausen: ein Allerweltsnamen

Lange war auch seine Herkunft „de Husen“ umstritten, da der Ortsnamen Hausen in Schwaben ein Allerweltsnamen ist. In der Zimmerischen Chronik ist als Herkunftsort angegeben: „Rutman von Hausen im Kinzgerthal“, also das Städtchen Hausach. Diese Ortsbestimmung wurde auch von Glatz und andern übernommen. Doch im 11. und 12. Jahrhundert hatten die Herren von Wolfach in der Hausacher Gegend Besitzungen und Rechte, und das Städtchen Hausach wurde erst im 13. Jahrhundert von den Grafen Urach-Freiburg gegründet und zwar zum Schutz ihrer Bergbaurechte im mittleren Kinzigtal. Die Burg Hausach dürfte nach ihrem Rundturm aus dem 2. Viertel des 13. Jahrhunderts stammen. Heute wird mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen, daß der Herkunftsort Rutmanns Neckarhausen Gemeinde Betra ist.

Über Person, Stellung und Verwandtschaft des 3. Mitsifters, des Grafen Alwig von Sulz, sind wir besser unterrichtet, da er dem in Sulz und auf Albeck gesessenen Geschlecht der Grafen von Sulz angehört. Schon 1080 wird er mit seinem Bruder Hermann als Schenker an Hirsau erwähnt. 1092 ist er in einer Schaffhauser Urkunde als Zeuge verzeichnet. Er stand im Investiturstreit im Lager des antikaiserlichen süd-deutschen Adels, gehörte also der päpstlichen Partei an.

#### Adelheid von Nusplingen

Nach der Zwiefalter Chronik Bertholds war er mit Adelheid von Nusplingen verheiratet („Adilhaid nomine de Nusplingen uxor [verheiratet] Alewici comitis de Sulzā . . .“). Adelheid vermachte mit ihrer Mutter Gepa, wie Udilhild von Zollern, um 1130 mehr als 10 Huben in drei Orten um Riedlingen an das Kloster Zwiefalten. Sie stammte aus einer Familie, die sich nach

Nusplingen im Zollernalbkreis und der Burg Dietfurt im Donautal nannte. Ein Heinrich von Dietfurt und zwei weitere Mitglieder seiner Familie sind als Verwandte des Grafen Alwig von Sulz Zeugen bei der Gründung des Klosters Alpirsbach. Ihre Mutter Gepa von Dietfurt, der Bruder Albert und der Vater Heinrich sind im Zwiefalter Nekrolog (Totengedenkbuch) verzeichnet. Adelheid, die von ihrem Gatten verlassen worden war, vermachte dem Kloster Zwiefalten um 1135 ihr väterliches Erbe, nämlich 30 Mansen in Münchingen und im benachbarten Birkach und 6 Huben auf der Alb und an der Donau (KBschr. Balingen Bd. II, S. 549).

#### Motive der adligen Stifter

Graf Alwigs Teilnahme an dem frommen Werk zu Alpirsbach erhält durch seine antikaiserliche Parteistellung auch einen politischen Zug, aus dem die Entstehung von Alpirsbach als Reformkloster zu erkennen ist. In Schwaben fand der Investiturstreit, der Kampf zwischen Kaiser und Papst, seinen Ausdruck im offenen Kampf. Der Großteil des schwäbischen Adels stand in Opposition zu Kaiser Heinrich IV. In der großen Zahl von Klostergründungen fanden die gregorianischen Kräfte ihre Hauptstütze. So sind in Schwaben zwischen 1075 und

1105 nicht weniger als 22 Klöster durch Adlige gegründet oder von Bischöfen und Äbten reformiert worden. Diese Klöster sind nun nicht mehr Reichs-, Königs- oder Bischofsklöster, sondern dynastische Eigengründungen (St. Georgen, Zwiefalten, Hirsau, Wiblingen, Ochsenhausen usw.). Der Adel stellt Grund und Boden zur Verfügung und gewährleistet durch reiche Schenkungen die wirtschaftliche Existenz. Die Motive der adligen Stifter reichen von religiöser Überzeugung bis zur Erwägung rein machtpolitischer Natur: die Habsburger Grafen gründen Muri, die Grafen von Achalm Zwiefalten, die Herzöge von Zähringen St. Peter usw.

In diesem Rahmen muß auch die Stiftung des Klosters Alpirsbach gesehen werden. Das Jahr seiner Gründung, 1095, fällt mitten in die aufgewühlte Zeit des Investiturstreits. Abt Uto von St. Blasien, der Abt des berühmten Reformzentrums, konnte in Verhandlungen mit den Stiftern die Reform der „libertas“, der Freiheit, durchsetzen: Verzicht auf eigenkirchenrechtliche Ansprüche, Unterstellung des Klosters unter den päpstlichen Schutz und freie Vogtwahl (Gründungsbericht S. 315 ff). Unter den drei Initiatoren und Förderern des frommen Werks gebührt Adelbert von Zollern die führende Rolle.

## Eberesche (Vogelbeerbaum)

*Pirus (sorbus) aucuparia*

Die Eberesche erfreut uns im Frühjahr mit ihren gelb-weißen großen Trugdolden und den eschenartigen, unpaarigen, lanzettlichen und ungleich stachelspitzig gesägten Blättern. Zur Maikäferzeit kann man erleben, daß sie von vielen dieser Krabbeltiere, die sonst nur an den Blättern der Bäume zu finden sind, als Nachtquartier benützt werden. Wenn die Sonne die Luft erwärmt hat, fliegen sie ab zu ihrem Blätterschmaus.

Noch mehr erfreut uns aber der Strauch oder Baum im Spätsommer, wenn seine erbsengroßen, scharlachroten Früchte von

weit her leuchten, vor allem, wenn sie von der Sonne beschienen sind. Vogelbeeren nennt man sie, weil sie gern von den Vögeln als Zusatznahrung genommen werden. Sie enthalten Provitamin A, reichlich Vitamin C, verschiedene Zuckerarten, einen Bitterstoff und mit andern ihrer Verwandtschaft Parasorbinsäure. In russischer Gefangenschaft haben wir sie gern als Vitaminspender genommen, obwohl sie harn-treibend und leicht abführend sind. Das Holz der Bäume wird wegen seiner besonders guten Qualität gern von Wagnern, Schreinern, Drechslern und Holzschnitzern benützt. — Früher wurde die Eberesche, da wo das Klima für Obstbäume zu rau war, gern als Straßenbaum gepflanzt. Zu den Pirusgewächsen, die zur Großfamilie der Rosaceen gehören, zählen auch der Birn- und Apfelbaum und die sorbinsäurehaltigen, wie die Mehlbeere, die Elzbeere und der Sperberbaum. Kurt Wedler



Die Vogelbeere



Fotos: Wedler

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 20

30. Juni 1973

Nr. 6

## In der Werkstatt der Vulkane

Ohne Vulkane wäre Leben unmöglich gewesen

Von Kurt Wedler, Balingen

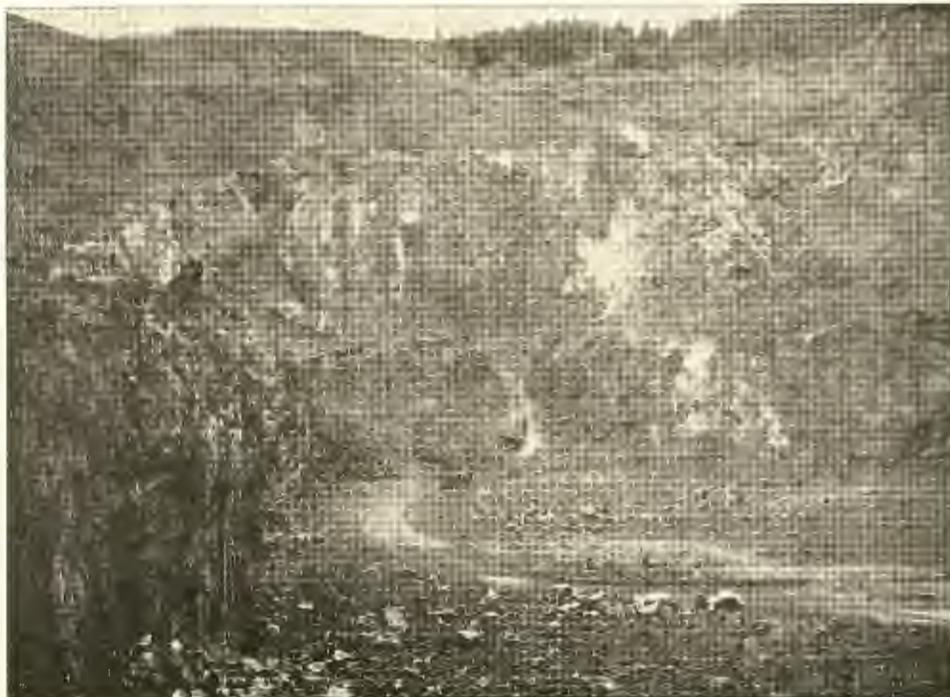
Der Ausbruch des Vulkans Helgafjell auf der Insel Heimaey bei Island hat die Nachdenklichen unter uns wieder aufhorchen lassen, und hat sie erinnert an die Vulkangebiete unserer Heimat. So haben wir im Hegau über 25 größere und kleinere Vulkanschote und auf unserer Schwäbischen Alb und ihrem Vorland sind es gar über 300, die allerdings alle nur embryonalen Charakter haben.

Am Ende der Alt-Tertiärzeit hat die Alpenauffaltung begonnen und ist dann auch der Rheintalgraben in verschiedenen Schollen allmählich abgesunken. Diese Bewegungen der Erdrinde haben mit dem späteren Einbruch des Bonndorfer Grabens, in dem das Bodenseebecken und die Hegauvulkane liegen, mit der Hebung der Juraschollen gewaltige Auswirkungen gehabt. Diese Tektonik hat Risse und Spalten hervorgerufen, in denen aus den in der tieferliegenden Erdkruste befindlichen Magmaherden Gase, Dämpfe und vulkanische Gesteine durch gewaltigen Druck aufgestiegen sind und teilweise herausgeschleudert wurden.

Bei all unseren Vulkanen, deren Tätigkeit rund 30 Millionen Jahre zurückreicht, ist aber nie Magma, also flüssige Lava ausgetreten. Man nennt sie daher Vulkanembryone. Es wurde zwar Vulkantuff, also durch Druck und Hitze umgewandeltes Gestein, herausgeschleudert, aber der magmatische Kern der Schote blieb im Gebirge wie ein Pfropfen stecken.

Im Randecker Maar haben wir noch den Rest des Auswurftrichters erhalten, bei den anderen ist er durch Erosion abgetragen.

Wo die Erosion noch gründlichere Arbeit geleistet hat, wo also der Schutt und das weichere umgebende Gestein beseitigt wurden, da sehen wir heute den Kern des Schotes als kegelförmigen Berg aufragen, so etwa den Georgenberg bei Pfullingen, den Weinberg und Florian bei Metzingen, die Limburg bei Weilheim u. a. Der Zollern und die Achalm sind aber keine Vulkane, sie sind nur aus der Albtafel herausge-



Am Höwenegg, südlich von Immendingen, wird immer noch Basalt gewonnen.



Basaltsäulen am Hohenstoffeln.

Fotos: Wedler

waschen worden und dokumentieren nun als sog. Zeugenberge, daß einst die Albtafel viel weiter nach Norden reichte.

Auch die Hegauvulkane sind zum großen Teil durch das Wasser und hier auch durch das Eis der Eiszeitgletscher aus dem noch weicheren Tertiärgestein herausmodelliert worden, und zwar so, daß man noch an vielen Stellen ihre sehr harte Innenstruktur deutlich erkennen kann: an der älteren Gruppe, z. B. am Hohentwiel und Hohenkrähen den Phonolith mit Feldspat und gelben Natrolithadern, an der jüngeren Gruppe, wie am Hohenhöwen und Hohenstoffeln den Basalt mit Melilith und weißen Thomsomitadern.

Da wo der Mensch noch weiter nachgeholfen hat, um den harten Basalt für Straßenbau zu gewinnen, wo er teilweise das Landschaftsbild schon empfindlich gestört hatte, kann man heute in die „Werkstatt“ der Vulkane hineinschauen. An der „Wunde“ des Hohenstoffeln erkennt man deutlich die erstarrten sechskantigen Basaltsäulen und am Höwenegg, südlich von Immendingen, einem noch im Albkörper stekenden Hegauvulkan, kann man tief hin-

untersteigen in den ausgehobenen Basaltkern. Hier wird noch immer Basalt gewonnen.

Die vulkanische Tätigkeit unserer Heimat liegt nun zeitlich so weit zurück, daß an ein Aufleben dieser Eruptionen bestimmt nicht mehr zu denken ist. Aber eine neue Erkenntnis wollen wir zum Schluß mit einem Blick in die Werkstatt der Vulkane noch festhalten, die nämlich, daß die Erde ohne die Tätigkeit der Vulkane niemals Lebewesen haben könnte. Sie waren es, die erst die Voraussetzung für organisches Leben auf unseren Planeten geschaffen haben. Mit den glühenden Lavamassen wurden und werden auch heute Wasserdampf, Stickstoff, Kohlendioxid, Wasserstoff, Methan und Ammoniak ausgeschie-

den, Stoffe also, die erst die gasförmige Atmosphäre und die Weltmeere möglich machten.

Man schätzt die heute aktiven Vulkane der Erde auf rund 500 und die jährlich von ihnen ausgeworfenen Gesteinsmengen auf drei Kubikkilometer. Die dabei ausgeschiedenen Gase, von denen 97 Prozent Wasserdampf sind, werden etwa das gleiche Volumen haben. So kann man sich bei einem Alter der Erdkruste von über vier Milliarden Jahren gut die Entstehung der Weltmeere vorstellen, noch dazu, wenn die vulkanische Tätigkeit früher, was anzunehmen ist, noch viel größer war. Versuchen wir dieses Wunder der Natur auch von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Die Angst vor der Geburt ist groß, aber die Freude am Leben noch größer.

die Erzeugermaschinen gerade noch für die Stadtbelastung ausreichten; ja sogar sich die Notwendigkeit ergab, die Maschinenleistung auf irgend eine Art zu erhöhen. Die Dieselpreise waren zu der Zeit so hoch, daß eine Rentabilitätsberechnung erwies, der Fremdstrom sei billiger als die Stromerzeugung mittels Dieselmotoren. Geführte Verhandlungen mit dem nächstgelegenen Heimbachkraftwerk Glatten ergaben dann die dahingehende Einigung, daß das Zementwerk Balingen einen Hochspannungs-Direktanschluß bekam ebenso wie das Elektrizitätswerk der Stadt Balingen.

Die bisherige Stromversorgung im städtischen Bereich erfolgte mit Gleichstrom; der Fremdstrombezug bestand aber in Drehstrom bzw. Wechselstrom, der mit Hilfe eines Gleichrichters in Gleichstrom umgeformt werden mußte; dabei waren natürlich die üblichen Umformungsverluste in Kauf zu nehmen. Um für die nächsten Jahre die immer weiter ansteigende Belastung durch umgewandelten Fremdstrom zu decken, lag es nahe, zunächst den entferntesten gelegenen nordwestlichen Stadtteil wie auch größere Betriebe, z. B. Mercedes, Adlerbrauerei und Bizerba vom Gleichstromnetz zu trennen und mit Drehstrom zu versorgen, wozu einige kleinere Umspannstationen erforderlich wurden; zu diesen mußten vom Elektrizitätswerk aus 20kV-Hochspannungskabel verlegt werden. Viele Jahre später erfolgte dann der Ausbau zu einem Ringkabelnetz.

## 75 Jahre Elektrizitätswerk Balingen

Christian Blochinger, Balingen

**Es ist gerade 75 Jahre her, daß die Stadt Balingen über elektrische Energie verfügt. Die Hochwasserkatastrophe im Jahr 1895 hat nicht nur zwei Balingen Brücken zerstört, die Fluten der Eyach haben auch Häuser mitgerissen und es sind in ihr zahlreiche Menschen umgekommen. Die am Ende der Stadt gelegene Getreide- und Sägmühle wurde überflutet und die ganze Inneneinrichtung samt Wasserrad vernichtet. Den Besitzer Walther traf das Unglück finanziell so schwer, daß er nicht in der Lage war, die Mühleneinrichtung erneuern zu lassen. Als Triebwerksbesitzer hat er sich dann etwas später doch entschlossen, die Wasserkraft der Eyach wenigstens zur Erzeugung elektrischer Energie auszunützen.**

Er ließ daher an Stelle des Wasserrads eine kleine Turbine mit etwa 40 PS, also rund 30 kW, samt einer gleichleistungsfähigen Dynamomaschine einbauen. Gleichzeitig wurde eine Niederspannungs-Freileitung auf Holzgestänge entlang der Eyach bis ins Zentrum der Stadt erstellt. Im Hotel Schwanen, in der Apotheke Egelhaaf und im Kaufhaus Judä wurden die ersten Hausinstallationen ausgeführt. Als Leitungsmaterial verwendete man damals verdrehte mehrdrähtige Litzen mit Baumwollummwicklung, die an etwa 2 cm hohen Porzellanrollen befestigt wurden, die Abzweigstellen waren ebenfalls aus Porzellan, die Schalter entsprachen dem Drehsinn. Die schon damals bestehende Edison-Gewindefassung für die Kohlenfadenlampe hat sich eigenartigerweise bis zum heutigen Tag in der Grundidee erhalten. Als die erste Kohlenfadenlampe im Schwanenhotel aufleuchtete, gab es zweifellos ein kleines Lichtfest.

### Wasserkraft voll ausgelastet

Aber die Anwendung elektrischer Energie beschränkte sich nicht nur auf Beleuchtungszwecke, denn der Elektromotor zum Antrieb von Arbeitsmaschinen in gewerblichen Betrieben folgte bald. Das erste elektrische Haushaltsgerät dürfte das Bügeleisen gewesen sein. Für stets bereitstehende und leicht zufühbare elektrische Energie brauchte es wenig Werbung, um sich ihrer Anwendung zu entschließen. So war die in Balingen vorhandene Wasserkraft schon in wenigen Jahren voll ausgelastet, so daß sich der Besitzer Walther entschloß eine Zentralerzeugerstelle Ecke Sting- und Eyachstraße — das spätere Elektrizitätswerk der Stadt — zu schaffen.

Da er selbst jedoch kein Elektrofachmann war, ist Wilhelm Kraut als erste techn. Kraft dort tätig gewesen, eigentlich als Alleinmann für sämtliche vorkommenden Arbeiten. Nach Fertigstellung des baulichen Teil kam zur vorhandenen Wasserkraftanlage ein Lokomobil mit ca. 150 PS und eine entsprechende Dynamomaschine samt Schaltereinrichtung in Betrieb. Um eine konstante Spannung im Stadtnetz bei den schwankenden Belastungen zu gewährleisten und um andererseits die Lokomobile als Erzeugeranlage während der Nachtzeit außer Betrieb setzen zu können, erwies sich die Aufstellung einer 2x110-

Volt-Bleibatterie, bei weniger stark belasteten Tagesabläufen konnte die Batterie aufgeladen werden und so die Nachtbelastung übernehmen. Nach damaligen Begriffen hatte die Stadt Balingen jetzt ein regelrechtes Elektrizitätswerk; eine gleichmäßige Versorgung mit elektrischer Energie war somit bei Tag und Nacht gesichert. Die Elektrifizierung in Haushaltungen, Gewerbe und Behörden ging weiter, das Ortsnetz erforderte laufende Erweiterung; auch Hausinstallationen wurden vom Elektrizitätswerk ausgeführt. Im Jahr 1906 hat sich dann Wilhelm Kraut selbständig gemacht, schied also vom Waltherschen EW-Betrieb aus. An seine Stelle trat der seitherige Mitarbeiter Holoher. Zwei Jahre später, 1908, ging das ganze EW-Besitztum Walther an die Stadt Balingen über. In der Folgezeit wurde die Wasserkraftanlage um eine Turbine mit etwa 50 PS erweitert und gleichzeitig der Wasserzulaufkanal verbreitert.

### Rege Installationstätigkeit

Mit Ausbruch des ersten Weltkrieges trat eine Verknappung an Leuchtpetroleum ein, so daß eine rege Installationstätigkeit einsetzte. In den Wintermonaten nahm die Abendbelastung des EWs erheblich zu. Die bestehende Maschinenkapazität reichte während der Kriegsjahre einigermaßen aus, es war aber schließlich doch eine Erweiterung der Maschinenleistung anzustreben. Als nach dem Ersten Weltkrieg die Rüstungsindustrie eingestellt wurde, aber noch gefertigte U-Bootsdiesel in den Werften sich befanden und zum Kauf angeboten wurden, hat sich die Stadtverwaltung entschlossen, die Maschinenleistung um einen sechszylindrigen 350-PS-Dieselmotor samt angebaute Gleichstromgenerator zu erweitern. Für die ersten Nachkriegsjahre reichte nun die bestehende Erzeugerkapazität wieder aus. Immerhin konnte an den registrierten Belastungskurven ein fortgesetzter Anstieg des Energiebedarfs festgestellt werden. Dabei wurde nicht verkannt, daß der Elektromotor eine billige Arbeitskraft darstellte, die insbesondere auch in der Landwirtschaft Anwendung fand.

Im Jahr 1925 stellte das einstige Balingen Zementwerk beim Elektrizitätswerk einen Antrag auf Äquivalente für eine Energiebelastung von 400 kW. Dazu war aber das Elektrizitätswerk nicht in der Lage, da

### Neues Freileitungsnetz

Der Übergang von der Gleichstromversorgung zu Wechselstrom machte schrittweise ein vollständig neues Freileitungsnetz notwendig und auch die Hausinstallationen mußten den neuen Bedürfnissen und Sicherheitsvorschriften angepaßt werden, ebenso die im Haushalt benutzten und die gewerblichen Elektrogeräte. Bei Erreichung der Altersgrenze des bisherigen Betriebsleiters Holoher übernahm den techn. Teil des EWs am 1. 1. 1939 Chr. Blochinger. Das Ziel lag auch für ihn fest, fortschreitend das ganze Versorgungsnetz auf Drehstrom umzustellen und die Gleichstromerzeugeranlagen stillzulegen. Die Hauptverteilerstelle verblieb unverändert in den Gebäuden der Sting- und Eyachstraße, es bedurfte jedoch einer größeren Hochspannungsschaltanlage und die Erstellung weiterer im Stadtnetz verteilter Umspannstationen. Eine größere Werbeaktion wurde in Zusammenarbeit mit der „Energieversorgung Schwaben A. G.“ gestartet, um den Elektrohaushalterd einzuführen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieg, also 1945, waren das ganze Freileitungsnetz und die Hausinstallationen auf Drehstrom umgestellt; in der Stadtmühle liefen nun Drehstromgeneratoren. Nach der Fusion des Heimbachkraftwerks und des Zweckverbandes EW Aistaig mit der Energieversorgung Schwaben AG (EVS) erfolgte der Fremdstrombezug vom Umspannwerk Geislingen im Abgang von der Umspannstation Reichenbacherhof. Die Hochspannungsleitung EVS führte von dort in Richtung Streichen durch den Wald weiter; aber Waldsturmschäden verursachten öfters Störungen, so daß auch Stromversorgungsunterbrechungen im Bereich der Stadt Balingen hingenommen werden mußten. Man sah sich somit veranlaßt, den Antrag bei der EVS zu stellen, eine separate Hochspannungsleitung direkt vom Umspannwerk Geislingen bis zum EW Balingen auszuführen.

Der rasche Belastungsanstieg nach dem Zweiten Weltkrieg von 800 kW auf 3000 kW bis zum Jahr 1955 machte sowieso eine Leitungsverstärkung erforderlich. Hinzu kam noch, daß bauliche Erweiterungen in Balingen in östlicher Richtung (Längen-

feld), insbesondere der bevorstehende Schulhausneubau, den Abbau der 20-kV-Freileitung vom Reichenbacherhof bis zum EW Balingen bedingte.

#### Ausbau des Hochspannungskabelrings

Als nach der Währungsreform 1948 die Industriebetriebe ihre Produktion wieder steigern konnten, ergab sich laufend ein höherer elektr. Energiebedarf; um das Niederspannungsnetz zu entlasten, wurden die meisten Industriebetriebe mit Hochspannung versorgt; dadurch war der Ausbau des Hochspannungskabelrings bedingt. Sämtliche Umspannstationen, d. h. die betriebseigenen wie die EW-eigenen Stationen wurden zweiseitig in den Hochspannungskabelring eingeschleift. Dies brachte für Industriebetriebe den Vorteil, daß sie bei auftretenden Kabelschäden durch Umschaltung von der anderen Kabelrichtung versorgt werden können und somit nur von kurzer Störung betroffen sind, d. h. kaum einen Fertigungsausfall haben werden. Bis zum Jahr 1957 waren insgesamt 7 werks-

eigene und 7 betriebseigene Umspannstationen in Betrieb. Die folgenden Jahre waren durch Erweiterungen und Verbesserungen der elektrischen Anlagen gekennzeichnet. Betriebsleiter ist z. Z. Ing. Schafitel.

#### Elektrische Energie im Großeinsatz

Die angeführten technischen Einzelheiten dürfen nicht den Blick verschließen vor dem, was grundsätzlich geschehen ist: die menschliche Zivilisation machte in den letzten 75 Jahren rasche, das Leben umgestaltende Fortschritte. Elektrische Energie ist heute im Großeinsatz, und auch das Elektrizitätswerk Balingen hat im lokalen Bereich dazu beigetragen, dem wachsenden Bedarf an elektrischer Arbeit gerecht zu werden. Man hat es heute so bequem, man schaltet den Strom nach Belieben ein und aus; ein bißchen Nachdenken läßt aber erkennen und anerkennen, daß erst der Einsatz von sachkundigen, pflichtbewußten Männern uns diese Bequemlichkeit verschafft.

## Erinnerungen an Kommerzienrat Albin Moser aus Anlaß seines 150. Geburtstages

Von Guido Henne, Obernheim

Am 3. 3. 1973 jährte sich der 150. Geburtstag von Kommerzienrat Albin Moser, den wohl größten Sohn der Gemeinde Obernheim. Egesheim rühmt sich die Geburtsstätte des Rottenburger Bischofs Wilhelm Reiser zu sein, eines durch Geistesadel wie durch seine würdevolle Erscheinung gleich ausgezeichneten Prälaten der katholischen Kirche. Zur selben Zeit, als dieser große Sohn des Heubergs im kirchlichen Leben seiner schwäbischen Diözese zuerst als Direktor des Wilhelmstiftes, dann als Weihbischof und zuletzt als Bischof an führender Stelle stand, da entfaltete sich ein anderes Heuberger Kind und Sohn der Gemeinde Obernheim zu einem der größten Industriellen Württembergs. Es war dies Kommerzienrat Albin Moser.

Seine Person und sein Schaffen ist freilich der Öffentlichkeit verborgen geblieben und zwar nicht ohne seine Schuld. Er liebte es nie, daß mit ihm viel Aufhebens gemacht wurde und er trat nie vor die Rampe um sich zu zeigen. Diese scheue oder überlegene Zurückhaltung, diese demütige Bescheidenheit ist dem großen Manne eigen geblieben bis zum Tode, so daß eigentlich nur diejenigen Zeitgenossen, die tieferen Einblick hatten in sein unermüdliches Wirken und Schaffen und in seiner näheren Umgebung waren, den wahren Wert und die ganze Größe seiner Person erkannten.

Albin Moser ist am 3. März 1823 in Obernheim geboren worden und verbrachte seine Kindheit im Elternhaus. Seine Eltern waren vermögliche Bauersleute. Seine Mutter war nach dem Zeugnis Mosers eine tiefgläubige, fromme Frau. Von seiner Kindheit und Jugend hebt er selbst drei Punkte besonders hervor. Er erwarb sich im elterlichen Anwesen einige ökonomische Kenntnisse durch das praktische Mitarbeiten in Stall und Feld. Dann wuchs er zu einem regelrechten „Bastler“ heran, der ihm den Beinamen „Der junge Kunstwagner“ eintrug. Zugleich war er ein Bücherwurm, der alles was ihm unter die Hände kam, zusammenlas, bis oft tief in die Nacht hinein, ohne daß die Mutter davon wußte. Besonders gern las er die Schriften von Christoph von Schmid. Einige Jahre später schrieb er in diesem Stil selbst eine Novelle „Das Gefängnis in Illok“, die im Magazin für Pädagogik erschien. Er erhielt schon als kleiner Junge zu Hause von seinen Eltern eine treffliche Erziehung, nach den Grundsätzen der katholischen Familie und bewahrte seinem katholischen Glauben die Treue bis in den Tod.

Als er die Volksschule verließ kam für Moser die schwere Entscheidung der Berufswahl. Pfarrer und Lehrer rieten ihm Lehrer zu werden und so kam er dann ins

Lehrerseminar in Gmünd. Als der Erste seines Kurses kam er, 19 Jahre alt, als Lehrgehilfe nach Ochsenhausen, wo er drei Jahre verblieb. Allein diese Stellung genügte nicht, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Er entschied sich, das Notariatsfach zu ergreifen. Er ließ sich Privatstunden geben und war dann ein Jahr Volontär bei einem Notar in Ochsenhausen. Da er neben dem Notariatsexamen auch die Staatsprüfung im niederen Verwaltungsfach bestehen wollte, trat er als Volontär wieder bei der Stadtpflege in Biberach ein. Er wohnte bei seinem Prinzipal, dem Stadtpfleger Kleinlogel, was für sein Leben von entscheidender Bedeutung wurde. Die älteste Tochter heiratete er am 12. August 1850 und war mit ihr 45 Jahre lang in einem glücklichen Eheleben verbunden.

Nachdem er die Prüfung mit der besten Note bestanden hatte, wurde er Verwaltungsaktuar in Ravensburg. Ohne noch die Notariatsprüfung machen zu können, trat er als Rentamtmann beim Grafen Beroldingen in Ratzenried in Dienst und hatte dort in dem aufgeregten Jahr 1848 den großen gräflichen Betrieb mit Land- und Forstwirtschaft zu leiten. Von 1852 bis 1857 wurde er dann Aktuar im Bezirk Wangen. Ohne sein Zutun wählte ihn 1855 der Bezirk in den Landtag, so sehr war seine Popularität allgemein geworden. Eine zweite Phase seines öffentlichen Lebens begann 1857, als er die Stelle als Verwalter des Katholischen Interkalarfonds in Stuttgart antrat. Das Vermögen der Kasse betrug ein paar Millionen Mark und wuchs immer noch mehr an, weil die Zahl der Pfarrstellen sich immer vermehrte und ihr Kapitalvermögen sowie die Pfründgefälle während der Vacatur der Pfarreien immer in die Verwaltung von Stuttgart kamen. Das Riesenvermögen ist jedoch auch der Inflation nach dem ersten Weltkrieg zum Opfer gefallen und die Behörde längst aufgehoben. Moser entwarf für die Verwaltung des Fonds ein

organisatorisches Statut, welches seine Behörde, der katholische Kirchenrat annahm und welches bis zuletzt in Geltung blieb.

#### Herausgabe eines Buches

Die literarische Frucht seiner Tätigkeit in diesen Jahren war die Herausgabe eines Buches, das 1862 unter dem Titel erschien „Die Kapitalanlage in Wertpapieren der Staaten, Korporationen, Städte, Gesellschaften und Standesherrn.“ Ebenso redigierte und schrieb er fast allein die Zeitschrift für „Kapital und Rente“ in den Jahren 1862 bis 1866. Seine literarische Tätigkeit machte ihn in den kaufmännischen Kreisen des Landes schnell bekannt. Als im Jahre 1865 die Finanzgrößen Württembergs sich von Frankfurt unabhängig machen wollten und die Errichtung einer inländischen Notenbank anstrebten, mußte Moser auf ihr Ansuchen dafür agitieren und in den größeren Zeitungen Artikel darüber veröffentlichen. Die Württembergische Notenbank wurde dann auch nach schweren Kämpfen errichtet und sie ist mit der gleichzeitig errichteten Vereinsbank dem württembergischen Handel von großem Nutzen gewesen. Im Gründungskomitee für die Notenbank lernte Moser erstmals Eduard Hallberger kennen, der damals anfangs, sich zum größten Industriellen des Landes zu entwickeln. Auf 1. Januar 1866 trat er in sein Geschäft ein und damit begann für ihn der wichtigste und größte, aber auch erfolgreichste Abschnitt seines Lebens, seine industrielle Laufbahn. Er wurde der geistige Leiter der großen Hallbergerschen Unternehmungen. Unter seiner Leitung wurde im Jahre 1866 die Kernerstraße in Stuttgart gebaut, 1868 die Zuckerrfabrik und die Pferdeisenbahn eröffnet, das württembergische Kohlegeschäft auf den Rat Mosers gegründet. Am Starnberger See wurden 1869 große Gutsanlagen, Hotels und Brauereien sowie das Schloß gekauft und in Betrieb genommen. 1870 wurde ein großes Verlagshaus gebaut und 1871 wurde das Immobilien- und Baugeschäft gegründet, in welches Hallberger seine Bauareale einwarf. Im gleichen Jahr wurden noch vier Papierfabriken in Göppingen, Eisligen und Salach gekauft, umgebaut und auf den neuesten Stand der Technik gebracht. In Blaubeuren wurde 1873 eine Zementfabrik errichtet und die Goethe- und Wörthstraße gebaut. Im Jahre 1876 wurden die Güter Kerschlach und Monatshausen gekauft, 1877 und 1878 die Standesherrschaft Heggbach und Ellmandweiler von dem in Konkurs geratenen Grafen von Basenheim erstanden, wobei Hallberger 440 000 Mark gewann. Nebenher ging eine beständige Vergrößerung des Hallbergerschen Druckereiverlags. Die Ausführung all dieser Geschäfte u. ihrer Leitung fiel Moser zu und als Hallberger 1880 starb, war dessen Vermögen von einer halben Million auf 14 Millionen in den 14 Jahren, in denen Moser im Geschäft an der Spitze stand, angewachsen.

#### Verdienste in der Industrie

Insbesondere glückten zwei Unternehmungen, welche auf die Anregung von Moser zurückgehen. Für die zahlreichen Bauten in Stuttgart waren Ziegelsteine notwendig, denn man mußte in dem immer mehr zur Großstadt anwachsenden Stuttgart von dem Bauen im Riegelfachwerk wegen der Feuergefährlichkeit Abstand nehmen. Mosers Bemühungen gelang es, die Tonfelder auf der Prag bei Stuttgart zu erwerben, eine große Ziegelei zu errichten und in eigens von ihm konstruierten ovalen Ringöfen brauchbare Ziegelsteine herzustellen, in einer Jahresproduktion von acht bis neun Millionen Stück. Alle Ziegeleien des Landes, die später zu Dutzenden im Lande entstanden, wurden nach dem System der Pragziegelei gebaut und Würt-

temberg hat dadurch eine Ziegelindustrie erhalten, die sich damals mit jener aller deutschen Länder messen konnte. Ebenso bleibt es das Verdienst Mosers, der Gründer der württembergischen Portlandzementindustrie zu sein. Man hielt es in Blaubeuren bis zum Jahre 1873 für unmöglich, Portlandzement zu brennen und bezog ihn aus England. Man hielt das Gestein für ungeeignet und brannte nur den Romanzement daraus. Moser war der Überzeugung, daß auch der bessere Portlandzement zu gewinnen wäre und ließ mehrere Jahre durch einen Verwalter Proben machen. Und es gelang, als man einen preussischen Zementtechniker, den man beigezogen hatte, entließ und nach eigenen Rezepten verfuhr. Die Zementfabrik wurde nun umgebaut für Portlandzement und aus diesem Anfang ist dann in wenigen Jahren ein bedeutender Industriezweig erwachsen.

Es wurde eine zweite Fabrik von Moser in Allmendingen und eine dritte in Ehingen ins Leben gerufen, später noch eine solche in Schelklingen, Mergelstetten und Geislingen. Auch die Zementfirmen Spohn und Schwenk bauten ihre Fabriken um und es bestanden 1908 in Württemberg zehn Portlandzementfabriken, die 4 Millionen Zentner Zement erzeugten und 2000 Arbeiter beschäftigten und an die Eisenbahn ca. sechs Millionen Zentner Frachtgut ablieferen. Ebenfalls eine wichtige, aber sehr sorgenvolle Schöpfung Mosers war die Errichtung der deutschen Verlagsanstalt und der Erwerb des „Stuttgarter Neuen Tagblattes“. Seine ureigenste Schöpfung war auch der Bau der Brauerei „Zum Englischen Garten“ in Stuttgart und die Gründung der Würt-

tembergischen Hohenzollerischen Brauereigesellschaft. Später gelang es ihm noch, das Verkaufssyndikat der Oberschwäbischen Zementindustrie zu gründen und ihren Bestand durch diese Maßnahme zu sichern. Jahrzehntlang mußte Moser nach dem Tode Hallbergers noch sein Erbe verwalten und, seine Arbeitsleistung war dadurch stets eine Ungeheure geblieben. Fast täglich arbeitete er zehn bis zwölf Stunden. Nur dem Umstand, daß er überall war und allen gesellschaftlichen Vergnügungen aus dem Wege ging, war es möglich, daß er die Riesenaufgabe einer weit verzweigten Verwaltung erfüllen konnte.

#### „Königlicher Kommerzienrat“

Sein unerschöpflicher Tatendrang, sein weitblickender, intelligenter Unternehmergeist, verbunden mit überragender Organisationskunst und sein vorbildliches Pflichtbewußtsein wurden schließlich von höchster Instanz mit der Verleihung des Titels „Königlicher Kommerzienrat“ anerkannt und gewürdigt. Bis zu seinem Lebensende war Moser Vorstandsmitglied des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäftes, Aufsichtsratsvorsitzender der Stuttgarter Gemeinnützigen Baugesellschaft, der Kunstgewerblichen Werkstätte Paul Stotz, der Dr. Theinhardt'schen Nahrungsmittelgesellschaft, der Katholischen Töchterschule, des Deutschen Volksblattes, der Deutschen Verlagsanstalt, des Neuen Tagblattes, der Württ. Hohenzollerischen Brauereivereinigung, der Stuttgarter Gewerkekasse und der Rentenanstalt, außerdem noch Verwalter des Hallbergerschen Familienfonds.

(Fortsetzung folgt)

## Die erste Erweiterung des Ebinger Krankenhauses im Wettlauf mit der Inflation

Von Dr. Walter Stettner  
Schluß

Der Schultheiß bemerkt, daß man bei Bestellung von Krankenhausärzten gleich drei brauche, für Chirurgie, Gynäkologie und innere Krankheiten. Dr. Baur berichtet, die Anstellung von fest besoldeten Krankenhausärzten überwiege derzeit noch in Württemberg, aber das sei ein veraltetes System, das man nur mit Rücksicht auf ältere Ärzte beibehalte; die moderne Art sei die freie Arztwahl, die vom Ärzteverein angestrebt werde. Ein gegensätzlicher Vorschlag geht dahin, der Ärzteverein solle abwechselungsweise zwei Ärzte bestimmen, die die Behandlung im Krankenhaus übernehmen würden; auf diese Weise könnten alle hiesigen Ärzte in gewissen Zeiträumen Zutritt zum Krankenhaus erhalten. Die Sitzung endet mit dem Beschluß, für das Krankenhaus freie Arztwahl beizubehalten und einen Arzt als Chefarzt mit der Aufsicht zu betrauen.

#### Vertrag wird abgeschlossen

Schließlich wird ein Vertrag zwischen der Stadtgemeinde Ebingen, vertreten durch die Ortsarmenbehörde, und dem Ärzteverein abgeschlossen, worin es u. a. heißt:

§ 1) Die am städtischen Krankenhaus tätigen Ärzte bedürfen einer Zulassung seitens der Ortsarmenbehörde, die für die zur Zeit hier tätigen Ärzte (Dr. Binder, Dr. Eyrich, Dr. Baur, Dr. Groz, Dr. Wegenast, Dr. Pape und Dr. Beck) als erteilt gilt.

§ 2) Für die ärztliche Leitung wird von der Ortsarmenbehörde als verantwortlicher leitender Arzt Herr Dr. Baur nebenamtlich und privatrechtlich angestellt. Im Fall der Verhinderung hat der leitende Arzt auf seine Kosten für Stellvertretung zu sorgen

und den Stadtvorstand sofort zu benachrichtigen.

§ 3) Jeder Arzt behandelt die von ihm mit Zustimmung der Krankenhausverwaltung eingewiesenen Kranken selbständig.

§ 7) Der leitende Arzt ist für den hygienischen Zustand des Hauses, für das ärztliche Inventarium und insbesondere für die Operationseinrichtung verantwortlich. Die Zubereitung der Krankenkost untersteht seiner Kontrolle.

§ 8) Sämtliche Ärzte haben dem leitenden Arzt, dem Krankenhausverwalter und dem Stadtschultheißenamt ohne besondere Anrechnung die nötige Auskunft über Kranke oder sonstige Krankenhausangelegenheiten zu erteilen. Die Jahresstatistik für die Medizinalbehörden fertigt der leitende Arzt, das Krankenbuch führt die Oberschwester.

§ 10) Weitere Aufgaben des leitenden Arztes sind die Behandlung der Diakonissen, der orts- und landarmen Personen und der polizeilichen Strafgefangenen sowie die Beratung der Stadtverwaltung in sanitäts-polizeilichen Angelegenheiten.

§ 12) Die Ärzte sind bei Ausbruch von Streitigkeiten zwischen Ärzteverein und Krankenkassen doch zur Behandlung der ins Krankenhaus aufgenommenen Personen verpflichtet, während die Ortsarmenbehörde auf alle Fälle die Bezahlung nach der Mindesttaxe der staatlichen Gebührenordnung garantiert.

Diese Ordnung hatte, soweit ich unterrichtet bin, im großen und ganzen noch über den 2. Weltkrieg hinaus Bestand ebenso wie das Krankenhaus, das nur, wie in dem früheren Aufsatz dargelegt, durch die Ausquartierung der Spitaliten in die Augusten-

hilfe im Jahr 1937 eine Entlastung erfahren hat.

Wir stöhnen heute manchmal über die Kosten eines Krankenhausaufenthaltes oder über die hohen Zwangsbeiträge zu den Krankenkassen. Aber Hand aufs Herz: Wollten wir wirklich zurück zu jenen billigen Zeiten? Oder ist uns nicht doch die heutige Einrichtung und ärztliche Betreuung, die so unvergleichlich besser sind als noch vor einem Menschenalter, die höheren Kosten wert? Oder haben wir nur Sehnsucht nach den Diakonissen?

## Sonnenröschen

Helianthemum chamaecistus



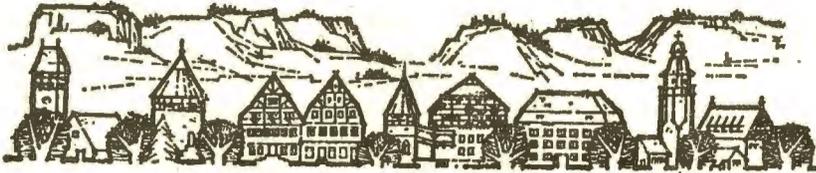
Das Sonnenröschen macht seinem Namen Ehre. Wie kleine Sonnen strahlen die Blüten an grasigen Abhängen, Waldrändern, Schafweiden und Felsen auf ihrem kalkigen Untergrund. Oft sind die Hänge von seinen Blüten übersät, denn aus seiner weitverzweigten Wurzel entspringen oft viele niedere Blütenstängel, die an ihrem Schaft schmale, kleine gegenständige Blätter haben. Die Blättchen können sich bei starker Sonnenbestrahlung nach unten einrollen. So werden die Spaltöffnungen an der Unterseite vor zu starker Wasserabgabe geschützt (sog. Rollblätter). Das Sonnenröschen gehört trotz seines Namens nicht zu den Rosaceen, sondern zu den Cistrosegewächsen. Seine locker traubenartig angeordneten Blüten, die sich bei Nacht und bei Regen schließen, gehen nacheinander auf und blühen oft von Juni bis in den Herbst hinein. Sie haben wie die Rosen keinen Nektar, nur Blütenstaub, und werden daher von den nur Nektar suchenden Faltern gemieden. Die wenigen Arten des Sonnenröschens unterscheiden sich kaum voneinander, so daß sie nicht besonders erwähnt werden brauchen. Im Gebirge gibt es noch eine strauchartige Form mit myrtenartigen Blättern.

Foto: Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 20

31. Juli 1973

Nr. 7

## Berggrutsche und Bergstürze an unserem Albtrauf

Von Fritz Scheerer

Nähern wir uns der Alb von Westen her, so sehen wir über einem etwas breiten Sockel eine Steilwand, verbrämt mit einem Felsenkranz, aufsteigen, der, von der Abendsonne beschienen, weit ins Land hinausleuchtet. Diese Steilwand erhebt sich bei uns bis zu 400 m über das unmittelbare Vorland und erreicht Meereshöhen von über 1000 m (Lemberg 1015 m, Oberhohenberg 1011 m, Plettenberg 1005 m). Der aus der Ferne als geschlossene Mauer erscheinende Albtrauf ist aber in unserem Gebiet vielfach in aussichtsreiche Randberge und Vorsprünge mit unruhiger Horizontlinie aufgelöst, die die Talbucht der Eyach und das Schlichemtal bewachen. Erst am Böllat und am Irrenberg bilden ebene Randplatten die Stufenstirn, die vom Hohen Randen bis zum Dreifürstenstein durch die dicht aufeinanderlagernden, mauerartig gebankten lichten Kalkbänke des Wohlgeschichteten Weißjura, meist „Betakalke“ genannt, gebildet wird.

In zwei Streifen schiebt sich die Kuppenalb bis zum Trauf vor. Denn vom Plettenberg über Schaffberg, Lochenstein bis zum Gräbelesberg und zur Schalksburg tritt schon der untere Weißjura als felsbildender Schwammkalk auf, der sonst bei uns erst weiter im Hintergrund als 2. Stufe in einem unruhigen Hügelland beginnt. Diese Riffkalke schmücken unseren Albtrauf mit großartigen Felsbildungen. Der 2. Streifen hat im Zollerngraben seine Ursache. In seiner tieferen Scholle sind die Quaderkalke (δ) mit ungeschichteten Riffkalken erhalten geblieben und dringen mit ihren Kuppen über den Hangenden Stein und den Raichberg bis zum aussichtsreichen Zellerhorn vor.

An unserem unvergleichlich schönen, in einzelne Blöcke und Vorberge aufgelösten Albtrauf, dessen Schönheit noch gesteigert wird, weil durch Verschwammung der Wohlgeschichteten Kalke mächtige Felsklötze aufragen, sind die hellen Kalke des Weißen Jura auf den tonigen Schichten des Braunjura allenthalben in Bewegung. Der Wechsel von weichen Tonen oder Mergeln und hartem Kalk, die der Abtragung verschiedenen Widerstand leisten, läßt Stufen entstehen und bewirkt, daß die harten Felsen als Steilwand erhalten bleiben. Nur langsam werden sie durch Bergstürze und Berggrutsche stückweise abgetragen. Die Stufe wandert dann zurück, bleibt aber als Stufe erhalten. Oben am Trauf sind dann die Stellen noch offen, an denen einst die Kalkfelsen an- und nachbrachen, als unter ihrem Druck die durchfeuchteten Mergel und Tone nachgaben. Dazu bieten sich auf Markung Ratshausen oder am Raichberg und an vielen anderen Stellen anschauliche Beispiele für das in der Gegenwart noch unentwegt weitergehende Rückschreiten des Albtraufs.

### Berggrutsche im Ornatenton

Wulstige Hänge und schiefe Bäume in der Gegend von Laufen, Lautlingen, Margrethausen, zwischen Thanheim und Stichwirthshaus im Klingebachtal und vielfach

anderwärts sind Zeugen auffallender Gleitbewegung am Steilhang vom Oberen Braunjura bis zu Weißjurabeta. Die Ursachen hierfür sind in der besonderen Plastizität und Quellbarkeit der oberen Doggermergel, der Ornatentone (Braunzeta) sowie in den mit steiler Wand auflastenden und in den Klüften wassersammelnden Kalken zu suchen. Die Tone und Mergel werden durch ein recht unruhiges Gelände mit regellos verteilten Buckeln von 1 bis 10 m Höhe und von einer feuchtigkeitsliebenden Vegetation charakterisiert. In den Mulden dazwischen steht oft in nassen Zeiten Wasser. An lichten Stellen blühen Wollgras, Sumpfdotterblume, Orchisarten, Binsen, Pestwurz, Huflattich usw. Bezeichnend sind die vorweltlich anmutenden Bestände des Riesenschachtelhalms. Im Walde kennzeichnen kahle Stellen mit vereinzelt, in ihren Wurzeln gelockerten, krüppelig gewachsenen Tannenstämmen das Rutschgelände. Abgesackte Wegstrecken beweisen fortdauernde Bewegungen, wie auch der Bau der Lochenstraße erneut bewiesen hat. Wandern wir am Albtrauf entlang, so sehen wir immer wieder ein Stück des einstigen Fußwegs, das in die Tiefe gerutscht ist, so daß man den alten Weg abschränken und verlegen mußte. Werden die Tone und Mergel stark durchfeuchtet, so dehnen sie sich kräftig aus, quellen auf, um nachher beim Austrocknen wieder zu schwinden. Dann entstehen tiefe Trockenrisse, die der nächste Regen füllt und die Masse noch tiefer durchfeuchtet. Tritt gar noch eine Quelle darüber aus, so daß die Durchfeuchtung besonders stark wird, dann kommt der ganze Hang in Bewegung.

Besonders eindringlich wurde dies im Herbst und Winter 1912, wo bei Margrethausen infolge der lange andauernden Regenperiode die plastisch gewordenen Tone unter dem Druck des überlagernden Gesteins aufquollen, so daß eine etwa 12 m mächtige, vorwiegend aus verstürztem Weißjurashutt bestehende Schicht auf den Ornatenton an verschiedenen Punkten der Talhänge des tiefeingeschnittenen Eyachtales ins Gleiten kam und Teile des

Ortes bedrohte, in Feldern und Gärten großen Schaden anrichtend.

### Berggrutsche im Schlichemtal

Im Schlichemtal bei Ratshausen sind die Tonmassen des obersten Braunjura samt der überlagernden untersten Schicht des Weißjura, den Impressamergeln, durch riesige Weißjura-Schuttmassen nahezu ganz verdeckt. Jede Talseite hat hier infolge der Durchnässung dieser Schichten wiederholt Berggrutsche kleineren und größeren Ausmaßes erlebt. So folgte nach zwei kleineren in den Jahren 1744 und 1787 vom Ortenberg herunter und 1789 sehr große, die in ziemlicher Breite bis auf die Schlichem herabreichten.

1788 beschreibt Rösler in seiner „Naturgeschichte des Herzogthums Württemberg“ den Bergschliff vom Mai 1787 in der Banholzhalde u. a. folgendermaßen: „Der Berg (Ortenberg) hatte oben auf Deilinger Markung schon seit 15 Jahren einen gewaltigen Riss, und nächst unten sammelte sich in einer Vertiefung Regenwasser. Dieser See nebst einer am Berg entspringenden Quelle vertrocknete auf einmal, und 40 Morgen, meistens mit Tannen bewachsen, senkten sich von der abgerissenen oberen Ebene herunter und ließen eine 60 Fusz hohe Felswand hinter sich... Diese Last schob sich auf einen Lettengrund nach der Schiefe des Berges, so dasz viele Tannen 10-20 Fusz in die Höhe von ihrer Wurzel gespalten sind... Der verwüstete Berg beträgt 200 Morgen im Anwachs gewesene Waldung und Waidgang“.

Noch größer war nach Umfang und Wirkung der Plettenbergschliff vom Mai 1851, der unter der Südkante des Plettenbergs, breit abreißend, seine Geröllmassen in drei Zungen durch die Rinnen zwischen den Bergnasen der Braunjurastufen an die unteren Hänge hinabließ. 125 Morgen Wald setzten sich auf Ratshausen und Schömberger Markung in Bewegung. Oskar Fraas schreibt u. a. darüber, daß sich am südlichen Berghang am 5. Mai Risse bildeten, der Boden zu weichen begann und die austretenden starken Quellen versiegten. „Das Krachen im Wald und das Bersten des Bodens hielt an bis Donnerstag, den 9. Oktober. In der Nacht auf den Freitag trat endlich das vorbereitete Ereignis ein, es trennte sich der bewaldete Fuß des Berges auf 3000 Fuß vom Bergkörper und rutschte an demselben nieder.“ Erst nach 14 Tagen kam der mit Weißjurakies durchsetzte Schlammstrom völlig zum Stillstand.

In dem baumlosen Beckenraum hinter den Balingen Bergen fällt ein hinter dem Oberhauser Hof sitzender Waldschopf auf, der Burzel (850 m). Diese hochgelegene Braunjuramulde in der Alb ist von zahllosen Bächlein und Wasseradern durchflossen, die in den weichen rötlichen Tonen, wie sie in den Feldern um den Oberhauser Hof zutage treten, stark ausgeräumt haben. Nur der Burzel blieb als Insel mitten drin erhalten, während die harten widerständigen Schwammstozen des Wenzelsteins noch die Verbindung zum Schaffberg haben. Doch auch der Burzel trägt eine Kuppe aus

Schwammfelsen und Überresten von Wohlgeschichteten Kalken, aber rund 100 m tiefer als auf den umliegenden Bergen. Weißjurabeta beginnt am Schafberg erst bei etwa 940 m.

Wie kam nun Weißjura mitten in der Braunjuralandschaft in eine solch tiefe Lage? Der Burzel ist der letzte Rest der einstigen Südostecke des Schafbergs. Vor vielen Jahrtausenden ist in einem gewaltigen Bergrutsch ein Teil des Schafbergs auf dem Sockel aus Mergel und Tonen (Ornatenton) in Bewegung geraten und abwärts gewandert, wie auch der riesige Felsklotz unterhalb der „Nußhecke“ am Heersberg, der im Mittelalter eine Burg der Tierberger trug. Durch die verschwammte Weißjurakappe war der Burzel vor Abtragung geschützt, so daß er heute noch 40 m die Umgebung überragt und einen Durchmesser von 250 m hat. Im Hochmittelalter haben die Herren von Hausen, deren ursprünglicher Sitz vermutlich bei der Kirche in Hausen am Tann zu suchen ist, die Höhenburg auf dem Burzel (Name ein verdotenes Burgstall) bezogen, von der noch Mauerreste und ein künstlicher Graben mit Wall festgestellt werden konnten.

Wie ein Wächterberg erhebt sich nordöstlich von Schömburg vor der Schlichembucht, auf der Ebene der Posidonienschiefer der fast kegelförmige Palmbühl (724 m), der aus der untersten Schicht des Braunjura, dem Opalinuston, besteht und als Kappe eine dichte Schotter- und Schutthalde aus eckigem und kantengerundetem Weißjura der Wohlgeschichteten Kalke trägt. Ihnen verdankt er seine Erhaltung, denn sie leisten der Abtragung stärkeren Widerstand als die weicheren Tone. Nur 500 m von dem heutigen Talweg der Schlichem entfernt und rund 100 m über dem Bachbett wäre er ohne das Weißjuradach längst der Abtragung zum Opfer gefallen. Die wohlgeformte Kuppe verdankt auch diesen Felsenresten ihren Namen: 1331 Barmbühl (Barm = Balm = vorgermanisch Fels).

Der Palmbühl ist ein am Steilhang des Plettenbergs über 200 m in die Tiefe gegangene Weißjuramasse, heute aber von ihm 2,5 km durch eine 38 m tiefe Senke

getrennt. Das Niedergehen muß etwa an den Beginn des Diluviums gesetzt werden (s. unten Scharnhäuser!). Zu jener Zeit lag der Trauf noch rund 2 km weiter westlich.

Riesige Blöcke sind heute auch am Fahrweg vom Plettenberg nach Dotternhausen im Waldteil „Riese“ zu einem Felsenmeer gehäuft. Diese stammen vom verschwammten Trauf. Sie wurden durch Auswittern oder Auswaschen der darunter liegenden Mergel unterhöhlt, bis sie nachbrachen und dann als Felssturz niedergingen. Ähnlich liegen die Verhältnisse im großen Felsenmeer am Lochenhörnle.

Aus all dem können wir das Wandern des Traufs greifbar miterleben. Die heute vor dem Trauf liegenden Schollen können sich anfänglich nicht anders vom Trauf abgesetzt haben als durch Einschaltung von Mulden, die sich allmählich vertieften, erweiterten und vereinigten.

#### Juraschutthalden

Am Fuß unserer Berge ist ein ausgebreiteter Schutteppich, oft das anstehende Gestein verhüllend, stellenweise in Form von Zungen und Lappen ziemlich tief bis in den untersten Braunjura hinabreichend. Beim Bau der Bahn Spaichingen — Reichenbach wurde beim Schweinsbrunnen-Viadukt südlich Gosheim in 23 m Tiefe noch kein gewachsener Untergrund erreicht. Diese Schuttanhäufungen, der sog. „Bergkies“, der vielfach als Wegschotter abgebaut wird, besteht in der Hauptsache aus Trümmern der Weißjurakalke ( $\beta$  und  $\delta$ ), und zwar vor allem aus kleinen, kantigen, scherbigen Stücken.

Wie kann nun das Wasser mit den hohen, harten Felsen fertig werden? Das herabrinnende Wasser löst nur wenig an der Wand auf. Dafür hat es aber einen Bundesgenossen, nämlich den Spaltenfrost. Das Wasser sickert in die Gesteinsspalten ein und gefriert; dabei dehnt es sich um 1/10 aus und drückt damit die Spalte weiter auseinander, so daß mehr Wasser Platz hat und besser beim Gefrieren sprengen kann. In 10 oder 50 oder 100 Jahren ist das Steinchen so weit abgelöst, daß es beim nächsten Tauwetter herunterfällt (Stein-

schlag!). So bildet sich am Fuß von Felswänden im Laufe der Zeit eine Schutthalde von kleinstückigem Schutt. Dieser wandert nun langsam, besonders bei starken Regengüssen, hangab; je feiner er ist, desto weiter.

Wie schnell sich solche scherbigen Haldden bewegen, spürt nicht nur der Fuß des Wanderers, der keinen festen Halt gewinnt, sondern auch die karge Pflanzenwelt. Sehr schöne Beispiele hierfür haben wir an der „Häfnerhalde“ im Untereck oder am Lochenhörnle. Maiglöckchen sind oft während der kurzen Blütezeit von den wandernden Scherben geknickt, und die krüppelhaften „Schuttbuchen“ sind auf der hangzugewandten Seite durch die Bewegung der scharfkantigen Scherben oft tief verwundet. Rechnet man all diese abgelagerten Massen, Felsen, Gesteinsbrocken usw. zusammen, fügt sie an den heutigen Trauf an, so wundert man sich nicht mehr über sein „Rückschreiten“.

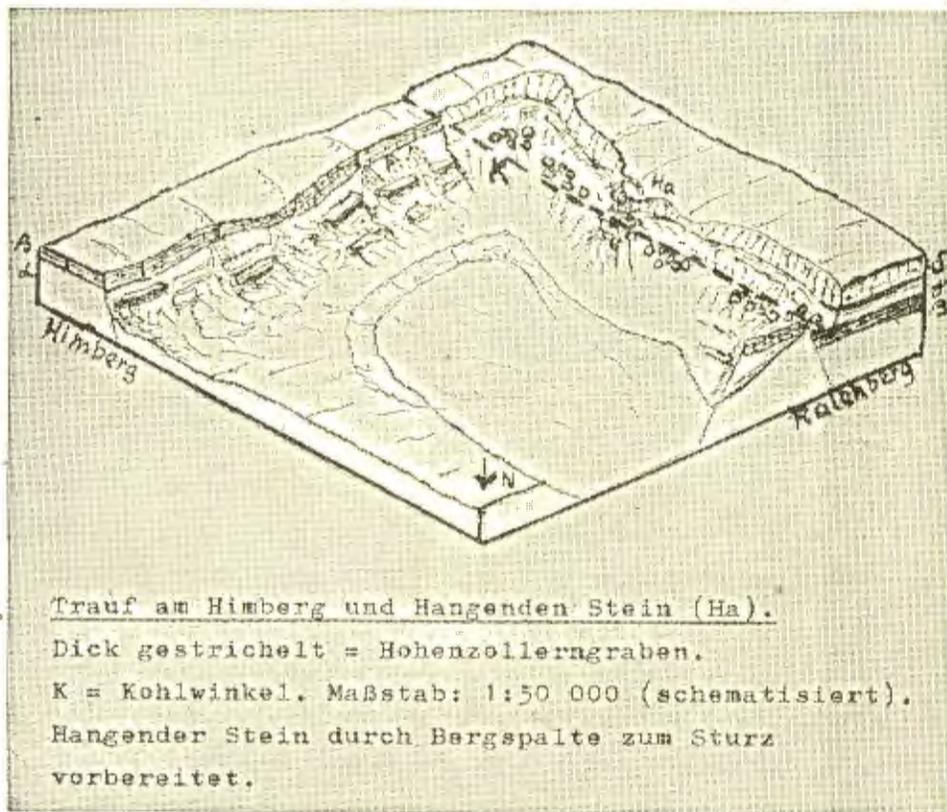
Das Maß der Geschwindigkeit des Rückschreitens gibt uns der Vulkanschlott von Scharnhäuser auf der Filder mit seinen Weißjuraesten, von dem der Trauf in 10 Millionen Jahren um 23 km, im Jahrtausend also um durchschnittlich 2 m zurückgewandert ist. Auf ähnliche Geschwindigkeiten dürfen wir bei den gegenwärtig zu beobachtenden Bewegungen schließen, die sich aus den kleinen Schritten des Schuttfalls sowie der dauernden Auswaschung unter dem Schutt und vor allem aus den großen Schritten der Schollenablösungen zusammensetzen. Selbst bei den aus Kalkmergeln des untersten Weißjura bestehenden Hangabsätzen kann es sich um mitwandernde Schollen handeln, wie schon am Westhang des Dreifürstensteins zu beobachten ist. Denn bergwärts geneigte Buchen auf dem Absatz zeigen, daß die Gleitbewegung noch nicht abgeschlossen ist.

#### Der Gespaltene Fels am Schafberg

An der bewaldeten Bergkante des vorderen Schafbergs befindet sich der Gespaltene Fels (Name!), ein gewaltiger Felsriß etwa 100 m lang und 10 bis 15 m tief, dessen Wildheit durch verstürzte Felsblöcke noch erhöht wird. Eine großartig geborstene Felsgruppe ist losgetrennt und gegen außen geschoben, um vielleicht in späterer Zeit abzustürzen. Mächtige Felsblöcke, Felstrümmer lagern zum Teil in der Tiefe auf der Sohle der Spalte.

Eine herrliche Vegetation von wildem Gesträuch, Moosen, Flechten, Farnkräutern und andern Pflanzen überwuchert die Felstrümmer aufs malerischste. Besonders schön und samtähnlich überkleiden das lichtgrüne Milzkraut und der Sauerklee mit seinen reichlich zartgegliederten Blüthenköcklein die Felsbrocken. Wildes Gesträuch und knorrige Waldpäume hängen über die Felsplatten und erzwingen sich zwischen losen Trümmern ihr Dasein; zu ihnen gesellen sich seltene Straucharten wie die Alpenjohannisbeere, der schmalblättrige Seidelbast usw. Von hier sind es nur wenige 100 Schritte bis zur „Gaiskanzel“ mit ihren Pflanzenkleinodien: einem an der Gebirgskante vorspringenden Felsen, der sich gegen unten verjüngt und gleichsam frei in die Luft ragt.

Was sich bei der Schuttbildung in kleinen vollzieht, hat sich hier im großen vollzogen. Das Auseinanderrücken der Felsen auf undurchlässigem Mergel ist bei dieser größeren Masse aber umso stärker. Es konnte aber nur dorthin erfolgen, wo das Gestein nachgeben konnte, weil das Widerlager fehlte. Die Felsen kippten nach außen und wurden zum „Hangenden Stein“ (s. unten!), bis sie schließlich das Übergewicht bekommen und als Bergsturz kopfüber hangab gehen werden. Es kann aber bei der schmierigen Unterlage auch sein,



Trauf am Himberg und Hangenden Stein (Ha).

Dick gestrichelt = Hohenzollerngraben.

K = Kohlwinkel. Maßstab: 1:50 000 (schematisiert).

Hangender Stein durch Bergspalte zum Sturz vorbereitet.

daß diese ins Rutschen kommt und die Felsen über ihnen nachkommen. Man sieht dann am Trauf die Wundstellen hell aus dem Wald herausleuchten. Weil aber das abtragende Wasser mit solchen Felsmassen weniger rasch fertig wird als mit den daneben anstehenden Mergeln, „wachsen“ sie über ihre Umgebung hinaus als kleine Kuppen („Bürgle“ am Hochberg bei Wellendingen, Burzel usw.). Am Heersberg sind zwei vom Massiv losgelöste, auf den Mergeln abgewanderte verschwammte Weißjurabeta-Schollen. Die eine Scholle (ehemalige Burg s. oben) ist etwa 20 m, die andere um 40 - 50 m talabwärts gerutscht, ohne daß sich die Kalke, was sonst in der Regel der Fall ist, aus ihrem Verband gelöst haben.

**Andere ältere abgeglittene Schollen**

Im Starzeltal liegt vor dem Himberg die Ruine Affenschmalz. Es handelt sich, wie auch beim „Bürgle“ südöstlich Jungingen, um am Steilhang vom einstigen Trauf niedergegangene Weißjuramassen (s. Palmbühl usw.). Die Kuppe von „Affenschmalz“ läßt kaum noch Bankung der dort lagernden Betakalke erkennen; sie sind wahrscheinlich schon in Auflösung begriffen. Gut erhalten sind diese Schichten auf dem „Bürgle“, das auf den Ornatentonen aufbaut.

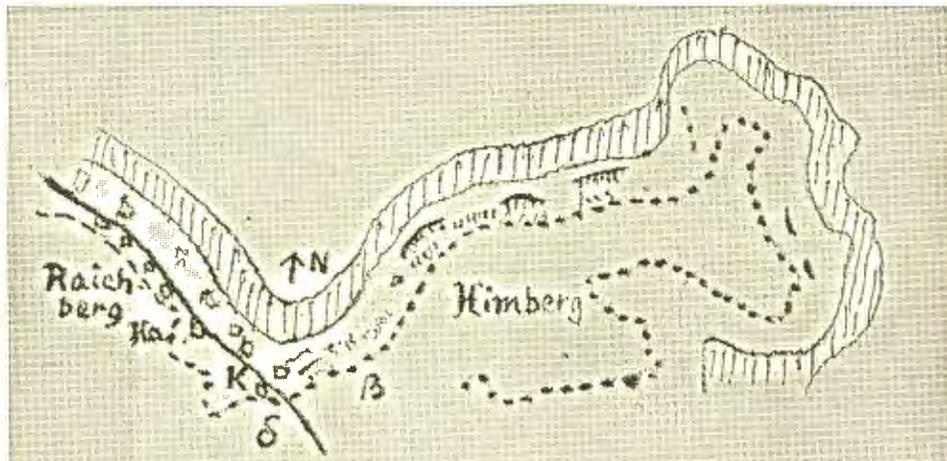
Bei Bronnweiler, westlich Reutlingen, findet sich auf höherem Braunjura weitab, 2,5 km vom heutigen Trauf des Roßberggebiets entfernt, eine kegelförmige Kuppe, die Altenburg, mit verstürztem Schwammkalk, und zwar nicht aus Delta, sondern aus Beta, wie Helmut Hölder nachweisen konnte.

All diese Schollen sind ein Beweis dafür, daß der Weißjura einstens weiter nach Norden gereicht hat. Das Niedergehen der Scholle der Altenburg wäre vor über einer Million Jahre, also am Beginn des Diluviums erfolgt (s. Scharnhäuser).

**Am Raichberg und am Himberg**

Zwischen Hangendem Stein und Himberg sind im „Kohlwinkel“ durch einen tektonischen Graben, den Zollerngraben, die sonst getrennten Stockwerke von Weiß  $\delta$  und  $\beta$ , der Quader- bzw. der Massenkalk und der Wohlgeschichteten Kalke horizontal nebeneinandergelegt. Eine südöstlich-nordwestlich gerichtete schmale Scholle der Erdrinde ist hier zwischen ihrer Nachbarschaft im Raichberg um annähernd 100 m abgesunken, so daß die Quader- bzw. Massenkalk beiderseits der Verwerfung in die Höhe der  $\beta/\gamma$ -Grenze zu lagern kamen. Vom Raichbergturm und vom Hangenden Stein sieht man deutlich die ebene Beta-Oberfläche urplötzlich an der hügeligen, vielfach mit Wald bedeckten Grabenscholle abstoßen. Der Backofenfels, von dem 1943 eine größere Felspartie im Zusammenhang mit dem Erdbeben im Mai desselben Jahres niederging, und der Hangende Stein, an dem 1879 etwa 100 Morgen abrutschten, gehören also der tieferen Scholle, dem Deltatrauf, an, während der mit mächtigem Blockmeer übersäte Abgrund zur höheren Scholle zählt. Gewaltige, klaffende Spalten, sog. „Höll-Löcher“, die eindrucksvoller als die Betaspalten sind (ausgenommen Gespaltener Fels), bereiten neue Abstürze vor. Die Verwerfung ist bis jetzt an der Auslösung von Bergstürzen nicht beteiligt.

Andere Verhältnisse wie am Hangenden Stein liegen an dem vom „Kohlwinkel“ nordostwärts ziehenden Himberg. Hier bilden die Wohlgeschichteten Kalke ( $\beta$ ) den Trauf (s. Abb.), denn er ist nicht abgesunken und dadurch kamen seine einstigen höheren Schichten in keine Schutzlage und wurden abgetragen. Die Betakalke liegen hier Bank für Bank dicht aufeinander, so daß spülendes Wasser kaum Angriffspunkte



Trauf Raichberg-Himberg. Maßstab: 1:25 000.

Senkrecht schraffiert = Ornatenton,

Dicke Linie = Hohenzollerngraben.

Punktierte Linie = Trauf

Fein schraffiert = Bergschlippe

Gezähnt = Bergabsätze

Ha = Hangender Stein, K = Kohlwinkel

findet. Aber die fortrutschende Unterlage reißt im Sturz ganze Partien mit sich („Rutschenfelsen“). Weiß leuchtet dann die Stirn ins Land hinaus.

Am Nordwest- und Nordhang ist am Himberg ein schmaler, etwa 20 m breiter Hangabsatz von fast 2 km Länge, mit nur geringen Unterbrechungen, festzustellen, den ein Weg in 780-810 m Meereshöhe über dem unruhigen, darunter liegenden Buckelgelände benützt. Der Hangabsatz besteht aus den vom Trauf herabgerutschten Schollen, die hangwärts geneigt sind. Im „Kohlwinkel“ sind haushohe Felsblöcke dicht daneben auf den Mergeln des mittleren Weißjura ( $\gamma$ ) nicht durch Rutschen, sondern durch Sturz niedergegangen, also durch ihre Schwerkraft. Die Felsenmeere am Fuß des Hangenden Steins und in der Waldwildnis am Osthang des Raichbergs beweisen, daß zahlreiche Bergstürze niedergegangen sind. An dem Hangenden Stein kann die Schiefstellung beobachtet werden (Name!). Wird einmal die Neigung zu stark, dann fällt der Schwerpunkt des Felsens außerhalb seiner Auflagerungsfläche. Er kippt um und geht als Felssturz zu Tal. Es ist also nicht eine mit horizontaler Komponente absinkende Scholle bergwärts,

sondern eine Kippung der Scholle infolge Unterwaschung ihres Fußes auf nicht gleichender Basis. Wie kommt es nun, daß hier die Erosionsformen andere sind als an dem nicht verschwammten Betatrauf? Die Mergel des mittleren Weißjura ( $\gamma$ ) sind in der Regel standfester als die des untersten Weißjura. Weiterhin stehen die Delta-Kalke in dicken Bänken oder sogar in ungebankten massigen Schwammbalken an, die bei der Unterwaschung die Schwerkraft in die Tiefe zieht, während die dünneren, klüftigen Bänke der Beta-Kalke ein Vorkragen meistens nicht ertragen und erst durch Rutschung der schmierigen Unterlage in Bewegung geraten (s. Zeichnung). Nur wo Beta verschwammt ist (Lochenhörle, Schafberg usw.), stellen sich auch Bergstürze ein.

Wir sehen, die beiden Traufstockwerke ( $\alpha/\beta$ ,  $\gamma/\delta$ ) weisen infolge ungleicher Gesteinseigenschaften verschiedene Erosionsformen auf: Beta = Berggrutsche auf wasserdurchtränkten Mergeln und Tonen, Delta = Bergstürze, die auch durch Spalten eingeleitet werden. Die vor der heutigen Trauflinie auf Braunjura liegenden Weißjurarelikte lassen Rückschlüsse auf den einstigen Traufverlauf zu.

**Erinnerungen an Kommerzienrat Albin Moser aus Anlaß seines 150. Geburtstages**

Von Guido Henne, Obernheim (Schluß)

Mit Recht konnte Moser an den Anfang seiner Lebensgeschichte den Satz schreiben: „Mein ganzes Leben war Arbeit und diese habe ich nach besten Kräften getan, sie hat mich nie unglücklich gemacht, sondern sie war mir das Leben selbst.“ Leo Schweyer, der einen summarischen Überblick über das Leben Mosers als Nachruf bei seinem Tode erscheinen ließ; hat den 83jährigen Greis kurz vor seinem Tod noch einmal besucht und aus dem Munde des so rastlos Tätigen

die Worte gehört: „Mit meinem Leben habe ich abgeschlossen, ich sehe meinem Ende gefaßt entgegen. Ich habe meine Pflicht gegen Gott und die Menschen stets zu erfüllen gesucht und sterbe in dem Bewußtsein, eine Arbeit verrichtet zu haben, die mich überleben wird. Ich danke Gott, daß er mir ein so arbeitsreiches Leben beschiedenen hat und danke all denen, die mir Freundschaft und Treue hielten.“

Seine große Arbeitslast und Leistung ist

ihm aber nicht immer in dem verdienten Maße gelohnt worden. Die Verwaltung des Hallbergerschen Nachlasses brachte ihm vielen Verdruss und wenig Dank, obwohl er selbstlos und uneigennützig in dieser Tätigkeit handelte. Die Aktionäre der verschiedenen Unternehmungen ließen Moser Tag und Nacht arbeiten und waren dann doch nicht zufrieden mit den Dividenden. Seine Pflichttreue und seine Schaffensfreudigkeit litt jedoch nicht darunter. Er blieb der tüchtige Geschäftsmann und der edle Mensch, der mit Männern aus allen Gesellschaftskreisen in warmer Freundschaft verbunden war. Besonders eng verknüpft war er zeitlebens mit dem Ägyptologen Georg Ebers und dem Kommerzienrat Alexander von Pflaum. Wie oft fanden auch Fürsten und Grafen, Direktoren großer Unternehmungen, namentlich die Vorstände wohltätiger Anstalten den Weg zu ihm in sein einfaches mitten im Grünen gelegenes Haus am Mühlberg und holten sich seinen Rat und seine Hilfe.

#### Harmonisches Familienleben

Sein Bild wäre unvollständig, wenn die Innigkeit seines Familienlebens nicht besonders erwähnt würde. Fast 50 Jahre lebte er mit Augusta geb. Kleinlogel in einer selten glücklichen Ehe, und er spendet ihr das höchste Lob. Sie war eine bescheidene Frau, die am liebsten zu Haus war und sich ihren Hausfrauenpflichten widmete. In ihren mütterlichen Sorgen an ihren sechs Kindern sah sie ihre Lebensaufgabe. Eines der Kinder war der im ersten Weltkrieg 1914/18 oft erwähnte General Moser, der im Vormarsch die 53. Brigade in die Argonnen führte. Er hat nach dem Krieg mehrere bedeutsame Schriften herausgegeben wie „Feldzugsaufzeichnungen“, in denen er den Beweis erbringt, wie wenig die Armeeleitungen auf die Truppenoffiziere hörten zum Schaden der Allgemeinheit, eine Broschüre „Strategischer Überblick über den Weltkrieg“, in der militärische Gründe für den Mißerfolg im Weltkrieg namhaft gemacht werden, und ein großes Werk „Die Württemberger im Weltkrieg“, in dem er tief bedauert, daß die schwäbischen Truppen nicht in einem einzigen Armeeverband kämpfen durften. Der freimütige und tapfere Offizier ist nun schon vor etlichen Jahren in Isny gestorben, wo er seinen Ruhestand verbrachte. Ebenso sind auch die übrigen Kinder des Kommerzienrats bereits verstorben. Einer von den 19 Enkeln Albin Mosers kam merkwürdigerweise wieder in besondere Beziehungen zum Heuberg, der Heimat seines Großvaters. Es war Regierungsbaumeister Karl Moser, der in den Nachkriegsjahren des ersten Weltkrieges den Bahnbau Spachtingen—Reichenbach leitete. Für Kommerzienrat Moser war es ein herber Schmerz, als im Jahre 1900 seine geliebte Frau starb. Er regelte und ordnete seine irdischen Verhältnisse. Manche Arbeit gab er ab und machte es sich dadurch leichter. Er erfreute sich noch einer rüstigen Gesundheit an seinem Lebensabend. Jedoch im Dezember 1903 erkrankte er unerwartet, und nach einem langwierigen schmerzlichen Magenleiden erlitt er noch einen Schlaganfall und starb am 26. Mai 1906.

#### Letzte Ehre für Albin Moser

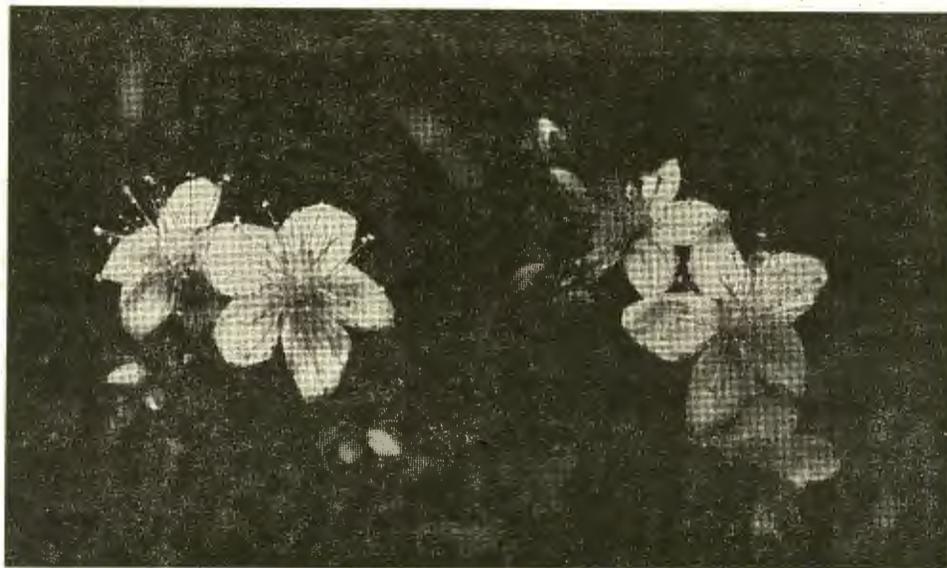
Unter großen Ehrungen wurde er auf dem Pragfriedhof beigesetzt. Die Stuttgarter Liedertafel sang bei der Beerdigungsfeierlichkeit als letzten Gruß „Friede über deinem Grab“ und Prälat Schneider von der Marienkirche predigte über den Text: „In vollem Alter wirst du ins Grab steigen wie eine reife Weizengarbe.“ Zahllose

Kränze wurden niedergelegt. Die Zeitungen würdigten den Toten und sein Lebenswerk. Besonders schön geschah dies in der „Schwäbischen Chronik“ vom 28. Mai in einem Gedicht von Widmann: „Ein Edelmann im Bürgerkleide“. Als ein kleiner Junge war Albin Moser einst aus seiner Heimatgemeinde fortgezogen und als ein großer, profilierter Mann beendete er seine Laufbahn in der Hauptstadt seines schwäbischen Heimatlandes. Das erste Lebensziel, das den Knaben fortdrängte aus dem Elternhaus und seinem bäuerlichen Wirkungskreis, erreichte er mühelos. Spielend erreichte er auch sein zweites hohes Ziel, seine Pflicht zu tun gegen Gott und die Menschen. Nun, da er sich in der Welt besser auskannte, wuchs auch seine Kraft und sein Mut. Es gab für ihn jetzt keine Schwierigkeiten mehr, vor denen er zurückgewichen wäre. Er rückte in höhere Stellungen und wichtige Ämter mühelos auf, wobei ihm seine Intelligenz und sein organisatorischer Weitblick zugute kam. Zuletzt wird er auf ein riesiges Arbeitsfeld, wie es nur wenige Menschen bemeistern können, gestellt und er erfüllt alle Erwartungen, die auf ihn gesetzt wurden. Wäre er in seiner Heimat geblieben, so wäre er sicher unter seinen Mitbürgern auch der erste Mann geworden. Nie aber hätte er sich unter den engen und bescheidenen Verhältnissen des Dorfes zu solcher Größe entwickeln können, die er im Wirtschaftsleben Württembergs im Verein mit seinem Chef Hallberger erreichte. Er verdankt sie seiner großen Begabung und seinem praktischen Wirklichkeitssinn, der das Mögliche schnell und klug erkennt. Seine gläubige christliche Erziehung gab ihm dabei feste Lebensnormen, und dieser Umstand erleichterte ihm das ruhige Verweilen bei der Ar-

beit und bewahrte ihn vor allen Gefahren der Unreellität im Geschäftsbetrieb. Er wuchs zu seiner Größe empor nicht ohne eigene, zähe Arbeit und große Genügsamkeit. Wie hat der Mann, der als Büblein die Nächte durchlas, fort und fort studiert bis in sein Alter. Wie mied er alle gesellschaftlichen Verpflichtungen und wie gern suchte er seine Lebensfreuden im Kreis seiner eigenen Familie.

#### Albin-Moser-Weg

Alle großen Männer, welche mit Kommerzienrat Moser das industrielle Württemberg gegen Ende des letzten Jahrhunderts geschaffen haben und in einer Form, daß es heute noch als Beispiel für alle Industrieländer gilt, waren Männer von hohen geistigen Fähigkeiten, die sich auf allen Gebieten des Wissens in hartem, bitterem Studium umsahen und aus den einfachsten Lebensverhältnissen heraus zu Gründern und Schöpfern der verschiedensten Fabrikationszweige aufgewachsen sind und zu einem großen Teil ihrem Namen eine Weltgeltung verschafften. In der vordersten Reihe dieser hochintelligenten Männer steht Kommerzienrat Albin Moser und seine Heimatgemeinde Obernheim wird darum seinen Namen immer mit Ehren und Hochachtung nennen, zumal Moser sich gegenüber seiner Heimatgemeinde dahingehend wohlwollend zeigte, indem er zur Gründung der Oberheimer Schwesternstation im Jahre 1901 rund 2000 Mark zur Verfügung stellte und zum späteren Bau des ersten Kindergartens nochmals 3000,— Mark spendete. So zierte auch heute noch in Dankbarkeit sein Bildnis den neuen Kindergarten und der Weg zum Kindergarten ist als Albin-Moser-Weg benannt.



## Johanniskraut

*Hypericum perforatum*

Das Johanniskraut hat seine Hochblüte um „Johanni“ (24. Juni), daher kommt sein Name. Wenn man aber einer Pflanze den Namen eines Heiligen gibt, dann muß ihr eine besondere Kraft innewohnen. Das Johanniskraut, das man aus Blüten und Knospen herstellt, wird auch heute noch mit Erfolg bei Brandwunden, Magengeschwüren, Magenschleimhautentzündungen, Magenkatarrhen und bei Nervenleiden angewendet. Im Mittelalter wurden Büschel von Johanniskraut an die Türen gesteckt um Beheugung und Gewitter abzuhalten.

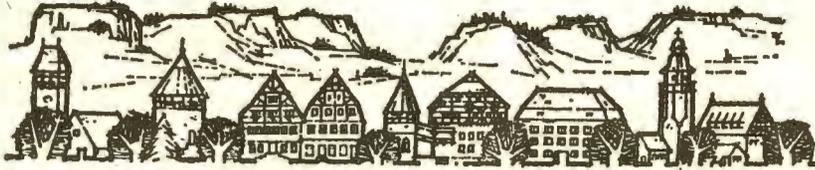
Das echte oder gewöhnliche Johanniskraut,

das für die Heilkunde in Frage kommt, erkennt man an dem roten bis violetten Saft, der aus den Knospen quillt, wenn man diese zwischen den Fingern zerdrückt. Neben diesem echten Johanniskraut gibt es noch sechs Arten: das haarige, schöne, liegende, vierkantige, geflügelte und Berg-Johanniskraut. Alle ihre Blüten sind hell- bis goldgelb und alle ihre eiförmigen, stengellosen Blätter sind durchscheinend punktiert. Diese Punkte sind eingelagerte Öltröpfchen und sollen Schutzmittel gegen Tierfraß sein.

Man findet das Johanniskraut auf Waldschlägen, Grasplätzen, an Rainen und Waldrändern. Die Staude kann fast einen Meter hoch werden, und sie ist in ihrem oberen Teil stark verästelt zu einer blütentragenden Trugdolde. Foto: Wedler

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 20

31. August 1973

Nr. 8

## Wolkenbruch und Eisenbahn

Von Hans Müller

Am 3. August 1969 stießen zwischen Meßstetten und Ebingen zwei Gewitter zusammen. Das gab einen großartigen Wolkenbruch. Die Wiederherstellung der Straße im Meßstetter Tal hat Millionen gekostet; eine etwas schmerzhaft Erinnerung daran, daß die Natur „auch noch da ist“. In Ebingen kamen Steine von 1 cm bis 25 cm Größe tonnenweise durchs Raidental herabgepoltert. Das gab einen ganz ungewohnten Klang. Auch das Klaratal beteiligte sich einigermaßen an dem Debakel.

Die Eisenbahn gleicht Steigung und Gefälle aus, soweit es möglich ist. Durch Viadukte, Dämme oder Bahneinschnitte. Ein solcher Einschnitt ist im Ebingen Stadtgebiet beim Neuhaus (Ponybar), ein kleiner in der Oststadt, ein tieferer an der Jakobstraße, dann an und nach der Franklinbrücke (teils abgebaggert), vor der Lerchenbrücke und ein ganz besonderer an der Wasserscheide. Auf jeden Bahneinschnitt ist von N her ein Tal oder Tälchen gerichtet.

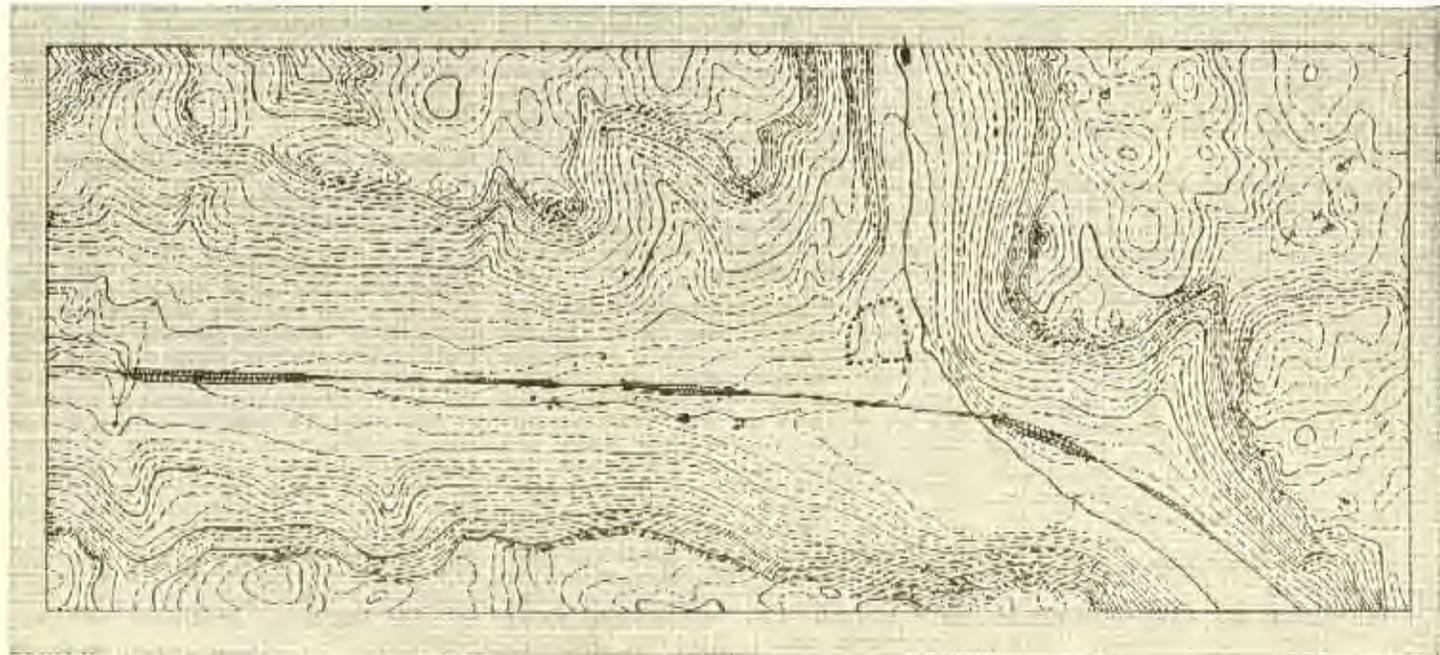
Aber was hat ums Himmels willen die Bahn mit dem Wolkenbruch zu tun? — Wir müssen schrittweise vorgehen. Außer Wolkenbrüchen gibt es ja auch „gewöhnliche“ Gewitter. Sie spülen Lehm und Steine „nur“ zentnerweise von steilen Feldwegen herab und „nur“ bis zu 10 cm Größe. Im kanalisierten und überbauten Gebiet ist ihnen das Handwerk gelegt. Aber nun denken wir uns mal die Drainagen, Abwasserleitungen und Gebäude weg. Früher waren sie ja auch nicht da. Wie schön konnte damals schon ein Landregen die Hänge abspülen! Nur die Grasnar-

be und der Wald waren hinderlich. Aber die denken wir uns auch noch weg. Dann sind wir in der „letzten“ Eiszeit. Hei, wie konnte da das Schmelzwasser in den Tälchen und Runsen wühlen! Damals ging es nicht nach Tonnen; da gings nach Megatonnen! Die mächtigste Abtragung geschah, wenn über tiefgefrorenem Untergrund eine Schicht von einigen Dezimetern, selten Metern, auftaute und ein „Erbsbrei“ ins Fließen kam, auch wo fast kein Gefälle mehr war. Diese „Fließerde“ bestand aus Verwitterungslehm und Kalksteinen. Die Schub- und Transportwirkung bei diesem Erdfließen (Solifluktion) war enorm. Zwischen Friedhof und Umspannwerk gehen drei große Solifluktionswülste quer durchs Tal. Straße und Baustellen haben sie inzwischen verwischt. Mitten im Ebingen Ried fand ich bei Bauarbeiten einen zentnerschweren Kalkklotz. So etwas transportierte das Erdfließen glatt und sogar ohne Gefälle, einfach durch Schub. Es leuchtet ein, daß aus den Tälern mehr Lehm und Gestein (Bergkies) herabkam als von den glatten Hängen. Das alles mußte unten liegen bleiben, wenn das Haupttal breit und der Bach darin klein und schwach war. Somit breitete sich vor jedem Tälchen ein Schwemmlandfächer aus. Im Höhenlinienbild sieht man die Einbuchtungen der Täler ganz unten in Ausbuchtungen übergehen! Und diese durchschneidet die Eisenbahn! Damit ist der Wolkenbruch über die Gewitter und Schneeschmelzen, die Gesteinsverwitterung und das Erdfließen mit der Eisenbahn verbunden.

Ein so schöner Paß über die Alb, wie es

das Ebingen Ried ist, mußte natürlich schon immer dazu verlocken, Fernstraßen hier durchzulegen. Zwar war es feucht und bei Regenwetter grundlos. Zum sehr geringen Gefälle kam wie überall in den Talwasserscheiden der Stau, den die vielen Schwemmlandfächer hervorriefen, besonders an der Sonnenseite. Die Schattenseite mit Riedhalde, Holzhalde und Fehthalde ist geradlinig und tälerrfrei, weil hier im Schatten nur wenig Erdfließen stattgefunden hatte. Die ältesten Wege zwischen Schmiecha und Eyach sind verschollen oder nur durch Streufunde von Scherben zu vermuten. Auf einer Baustelle im Ried fand ich ein Meter unter der Oberfläche ein Stück Bohlenweg. Die Holzrungen waren verkohlt, durch und durch schwarz. So etwas stößt in einer bauwütigen Zeit auf wenig Interesse. Vorrömische Scherben wurden schon in früheren Zeiten von Eith und Breeg gefunden. Die Römer legten ihre feste, gesicherte Straße nicht in die unterste Talsohle sondern etwas höher, auf die Schwemmfächer. Auch das Holz-Erde-Kastell an der Petersburg und die Villa rustica auf Flur Steinhaus. Da draußen hörte das nasse Ried auf. Nun mußten auch römische Streufunde im Riedbachtal anfallen. Dr. Stettner hat sehr vieles davon geborgen, zusammen mit vor- und besonders nachrömischen Scherben. Auch ein Brunnen wurde entdeckt, was bei dem Quellenreichtum des Tals (Punkte auf der Skizze) nicht verwundert. Hausgrundrisse wurden nicht gefunden, keine Pfostenlöcher, kein angekohltes Bauholz, das doch im anmoorigen Boden geradezu konserviert sein müßte. Auch alte Bausteine fehlen ganz. Die Presse wollte aus dem Ebingen Ried eine Sensation machen. Aber wo die Sensationen beginnen, zieht sich die ehrliche Forschung zurück.

Im Mittelalter gab es nachweislich viele



Weiber. Als letzter, heute auch nicht mehr vorhanden, ist auf der Skizze der Kühweiher eingezeichnet. Aber es waren mehr. Sie lagen im undurchlässigen Lehm der Schwemmfächer mit den Quellen wie der Kühweiher auch. Einige hatten eine Sohl-schicht aus sandigem Lehm mit Kalksteinchen, vom Riedbach eingeschwemmt. Dasselbe Material läuft als feines, fast horizontales Band von der Fabrik Wiedler lückenlos bis zur Friedenskirche. Die Zuschüttung der Weiher von Menschenhand mit dem anmoorigen Erdreich der aller-obersten Schicht enthält Scherben aller Zeiten, sogar einige glasierte, also sehr „junge“.

Auf einem Schwemmlandfächer wurde

auch Alt-Ebingen erbaut. (Auf der Skizze dick punktiert.) Es ist dies die Aufschüttung aus dem kleinen Klaratal. Die Anlage der Stadt war sehr klug. Ausgenützt wurde fester Baugrund, hochwasserfrei, mit Brauchwasser gut zu versorgen und mit einer Ecke im Schmiechatal. Damit konnte ein regulierbarer Mühlbach vom Fluß abgezweigt und durch die Stadt geleitet werden.

Frühere Zeiten bis hin zum Eisenbahnbau haben sich den natürlichen Gegebenheiten angepaßt. Heute rutschen manchmal neugebaute Straßen ab wie zum Beispiel zwischen Laufen und Tieringen oder bei Margrethausen.

beim Leitungsbau konnte trotz sozusagen über dem Durchschnitt liegender Hemmnisse und erschwerender Umstände gerade noch so abgeschlossen werden, daß die Leitungen termingerecht fertig wurden.

#### Ganze Versorgung über Balingen Anlage

Am 14. November 1972, um 14.05 Uhr, wurde das Umspannwerk zum ersten Mal probeweise eingeschaltet, was, von unbedeutenden Komplikationen abgesehen, reibungslos vor sich ging. Seit 22. November 1972, 17.15 Uhr, erfolgt nun die Versorgung ganz über die neue Anlage. Die Inbetriebsetzung fand, wenn man so sagen darf, keinen Tag zu früh statt; denn schon im Winter 1971/72 mußte wegen der hohen Belastung, wie der Fachausdruck lautet, über zwei Einspeisungen gefahren werden. Dies ist schon allein wegen der Unübersichtlichkeit im Netz, von Störungsfällen ganz abgesehen, denkbar ungut.

In jene Herbstwochen fiel noch ein Ereignis, das zwar in der Öffentlichkeit kaum registriert wurde, jedoch für den inneren Betrieb der Stadtwerke und damit auch für das E.-Werk von um so größerer und wirklich denkwürdiger Bedeutung war. Nach Jahrzehnten räumlicher Trennung konnten nämlich die Kaufmännische und die Technische Abteilung das neue Bürogebäude Stingstraße 5 beziehen.

Mit der Inbetriebnahme des Umspannwerkes trat die Balingen Stromversorgung in einen neuen Abschnitt ihrer Geschichte ein, der vergleichbar ist mit dem Beginn des Fremdstrombezuges 1925 oder mit der Umstellung von Gleich- auf Drehstrom anfangs der dreißiger Jahre.

#### 1895 betrug die Leistung 30 kW, heute 9 000 kW

Den ungeheuren Aufschwung, den die Versorgung mit elektrischer Energie seit ihren Anfängen bis heute genommen hat, zeigen zwei Zahlen. Betrug 1895 die Leistung 30 kW, so sind es heute 9 000 kW, also dreihundert mal mehr. Immerhin war die Stromerzeugungsanlage in der Stadtmühle noch bis 1964 in Betrieb. Im Jahr vor der Stilllegung betrug der Anteil der Stadtmühle am Gesamtstromumsatz nurmehr 1,3 Prozent, heute dagegen macht die Eigenstromerzeugung noch ganze 0,6 Prozent aus.

Es war das Verdienst des leider viel zu früh verstorbenen Turbinenwärters Georg Weresch, daß die Anlage, die in allen ihren Teilen begreiflicher Weise doch schon erhebliche Alterserscheinungen zeigte, immer noch einwandfrei funktionierte und die Turbinen, von denen eine die Jahreszahl 1895 trug, bis zum letzten Tag ihren Dienst taten.

#### Fortschritt — Reformen — Wachstum

Mit dem Aufhören der Stromerzeugung in der Stadtmühle, die, wie die genannten Zahlen zeigen, mehr und mehr ihre technische und wirtschaftliche Bedeutung einbüßte, ging das letzte Andenken an die Ursprünge der Balingen Stromversorgung dahin. Eine Tatsache, die doch ein wenig nachdenklich stimmen kann, aber schließlich ganz im Zuge der Zeit liegt, einer Zeit, die — wer möchte oder könnte es ändern? — vor lauter Fortschritt, Freiheit, Reformen und Wachstum jene Dinge, in denen unser ganz persönliches Geschick und unser tägliches Leben irgendwie verwurzelt sind, nach und nach offensichtlich nicht mehr zu erkennen vermag. Welche Auswirkungen das alles auf das nunmehr bald 80 Jahre alte Balingen E.-Werk im Laufe der Zeit noch haben wird oder kann, ist wohl kaum von jemandem vorauszusagen.

## Das Elektrizitätswerk Balingen von 1957 bis heute

Von Max Joseph Schafitel

In der Ausgabe dieser Blätter vom 30. Juni 1973 hat Herr Blochinger in dankenswerter Weise die Geschichte des Balingen Elektrizitätswerkes von seinen Anfängen im vorigen Jahrhundert an bis zum Jahre 1957 aufgezeigt. Im letzten Absatz ist angedeutet, welche Bedeutung der elektrischen Energie in allen unseren Lebensbereichen in immer noch steigendem Maße zukommt. Vielleicht können diese Zeilen den interessierten Leser auch dazu anregen, sich in einer stillen Stunde einmal darüber Gedanken zu machen, was in seiner täglichen Umgebung eigentlich nicht mittel- oder unmittelbar vom elektrischen Strom abhängig wäre.

Wer die Dinge einigermaßen aufmerksam betrachtet, wird nämlich schnell zum Ergebnis gelangen, daß unser heutiges Leben ohne elektrischen Strom schlechthin unmöglich wäre. Ja, würde die Stromversorgung versagen, fielen nach relativ kurzer Zeit fast überall die Wasserversorgung aus und mit der Gasversorgung verhielte es sich nicht anders.

Wenn man in der Stromversorgung bisher im allgemeinen mit einer Verdoppelung in zehn Jahren rechnete, war hier in Balingen die Entwicklung der letzten anderthalb Jahrzehnte von einem ungleich größeren Anstieg gekennzeichnet. Betrug doch hier der Stromumsatz 1957 rd. 8,5 Mio. kWh und wird sich bis zum Ende dieses Jahres auf etwa 35 Mio. kWh gesteigert haben, was mehr als eine Vervielfachung bedeutet.

Es ist nun durchaus einleuchtend, daß, wenn sich die abgegebene Strommenge erhöht, die Verteilungsanlagen (Trafostationen, Hoch- sowie Niederspannungsleitungen usw.) im gleichen oder vielfach noch größeren Umfang Erweiterungen erfahren müssen. Aus den 14 Umspannstationen des Jahres 1957 wurden bis heute 68, wovon 36 dem E.-Werk und 32 Großabnehmern gehören. Es sind also in 16 Jahren nahezu fünfmal mehr geworden. Die Eigentümlichkeit eines Versorgungsbetriebes liegt nämlich unter anderem auch darin, daß die erforderlichen Anlagen schon in jenem Augenblick vorhanden sein müssen, zu dem ein erhöhter Bedarf eintritt.

#### Leitung vom Geislinger zum Balingen E.-Werk

Da bekanntlich die Übertragungsfähigkeit jeder Leitung eine Grenze aufweist,

stellte sich bereits vor 1957 die dringende Frage, wie man aus dem Umspannwerk der EVS in Geislingen mit einer Spannung von 15 000 bzw. später dann mit 20 000 Volt den stetig steigenden Stromverbrauch mit der nötigen Sicherheit würde decken können. Diese Überlegungen führten schließlich zum Bau einer direkten Leitung vom Geislinger zum Balingen E.-Werk. Die Leitung ging im Spätjahr 1958 in Betrieb und nicht nur Optimisten gläubten seinerzeit, die Leitung würde gut und gerne bis 1977 ausreichen.

Es ging dann jedoch alles viel schneller, als man gedacht hatte; denn noch nicht einmal acht Jahre später war müheles zu erkennen, daß die damalige Prognose falsch war. Eine Erkenntnis, die das Signal gab zu längeren Vorplanungen und Voruntersuchungen für ein an die 110-kV-Leitung der EVS von Nehren nach Dotternhausen anzuschließendes Umspannwerk, weil keine andere Maßnahme für die Zukunft eine ebenso ausreichende wie sichere Stromversorgung von Balingen gewährleisten kann.

Der Gemeinderat hatte über das Umspannwerk in den Jahren 1967, 1968 mehrfach beraten und am 18. 11. 1969 erfolgte der grundsätzliche Beschluß, die Anlage auf dem stadteigenen Grundstück an der Talstraße mit einem Aufwand von rund 1,5 Mio. DM zu erstellen. Die Terminplanung sah vor, das Werk bis zum Herbst 1972 in Betrieb zu nehmen, was auch dann mit einigen unwesentlichen Verzögerungen gelang. Den Bau des 110-kV-Teils führte die EVS, in deren Eigentum er einstweilen bleiben wird, in eigener Regie durch. Wegen der langen Lieferzeiten wurde der Auftrag für die elektrische Ausrüstung der 20-kV-Anlage einschließlich der Fernmeß- und Fernbetätigungseinrichtungen bereits im Sommer 1970 an die Fa. AEG als günstigsten Bieter vergeben.

Bei den Fundamentierungsarbeiten für das Betriebsgebäude, das die Fa. Mauthe & Sohn, Balingen, ausführte, entstanden erhebliche Schwierigkeiten und Mehrkosten, weil der Bauplatz früher als Steinbruch diente und nachträglich wieder aufgefüllt wurde. Nachdem die Hoch- und Tiefbauarbeiten bis zum Frühsommer 1972 ihren Abschluß fanden, begann die Montage der elektrischen Einrichtungen. Monate vorher schon waren die Verhandlungen mit den Eigentümern der Grundstücke über welche die Freileitungen zur und von der Anlage geführt werden mußten eingeleitet worden. Auch dieser erste jedoch schwierigste und zeitraubende Abschnitt

# Ehemalige Orgeln in Balingen und Umgebung

Von Gotthilf Kleemann

Wenn auch das ehemalige Herzogtum Württemberg (1495-1802) keine so traditionsreiche und ruhmvolle Geschichte der Orgelbaukunst aufweist wie etwa Norddeutschland oder Sachsen, so ist es für uns doch nicht ohne Reiz, dem Orgelbau in unserer Heimat nachzugehen. In Deutschland sind die ersten Orgeln im 9. Jh. in Aachen und Straßburg bezeugt. In den folgenden Jahrhunderten fanden sie nach und nach Eingang in den Domen und Münster der Bischofssitze, in den Kirchen der Klöster und Stifte, in den Schloß- und Hauptkirchen der fürstlichen Residenzen sowie in den reich ausgestatteten Kirchen der durch Handel und Gewerbe aufgeblühten Reichsstädte.

Von Stuttgart ist überliefert, daß die Stiftskirche ihre erste Orgel 1381 bekam; später folgten die Amts- und Landstädte, z. B. Tübingen 1477, Lauffen a. N. 1480, Backnang 1503, Göppingen 1514, Schorndorf und Markgröningen 1516 usw. Merkwürdigerweise gingen die altwürttembergischen Klöster nur zögernd an die Aufstellung einer Orgel: Alpirsbach 1509, Hirsau um 1525, Bebenhausen 1612 und Maulbronn 1622.

Freilich lassen sich die Orgeln von einst in Aussehen, Konstruktion und Klangfülle nicht mit den Instrumenten der Gegenwart vergleichen, denn die Orgelbaukunst hat eine lange und abwechslungsreiche Entwicklung hinter sich. In der vorreformatorischen Zeit bestand meist nur Kontakt zwischen Orgel und lateinisch singendem Priesterchor. Der Choralgesang der Gemeinde, nun in deutscher Sprache, war eine Frucht der Reformation, allerdings anfänglich ohne Orgel. Als dann um 1580 im evangelisch gewordenen Herzogtum Württemberg der Gemeindegesang endgültig und fest in die gottesdienstliche Ordnung aufgenommen war, erschien die Anschaffung der Kirchenorgeln immer mehr als eine Notwendigkeit; 1583 wurde das erste württembergische Gesangbuch herausgegeben.

Wo in Stadt und Land eine Orgel fehlte, mußte ein Vorsänger „den Choral führen“; in Stadtkirchen wurde der Präzeptor der Lateinschule mit seiner Schülerschar damit betraut, in den Dorfschulen der Lehrer der „Teutschen Schule“ (Volksschule). Indessen ging die Orgelbeschaffung nicht schlagartig für alle Gemeinden gleichzeitig vonstatten, denn dies hing in erster Linie vom finanziellen Vermögen der Kirchenpflege- und Gemeindekasse ab. Erst im 19. Jh. waren im allgemeinen die Kirchen des Landes mit Orgeln versehen. — Der Beruf der Orgelmacher genoß den üblichen Handwerkszweigen gegenüber ein besonderes Ansehen; seine Vertreter galten als „freie Künstler“, denn sie hatten in höherem Maß eine schöpferische Arbeit zu leisten, die von Fall zu Fall den besonderen Wünschen und finanziellen Mitteln des Auftraggebers zu entsprechen hatte. Die Orgel mußte auch den jeweiligen räumlichen Gegebenheiten angepaßt werden; sie war ein wichtiger Faktor architektonischer Gestaltung und Ausschmückung des Kirchenraumes geworden. Wüßte eine Gemeinde eine Orgel, so hatte sie dies dem herzoglichen Kirchenrat anzuzeigen, dabei auch mitzuteilen, ob sie die Mittel zur Anschaffung, ebenso für spätere Reparaturen und zur Entlohnung eines Organisten besitze. Ferner hatte sie mit einem Orgelmacher einen Orgelbauvertrag (Akkord) abzuschließen, der genau detailliert die

Höhen der Kosten, die Art und Zahl der Register, Zahlungsweise, Liefertermine, Kostenträger des Orgeltransports von der Werkstatt zum Ort der Aufstellung und anderes enthalten mußte; bei Orgelneubau war ein „Riß“ (Zeichnung) des Orgelgehäuses beizulegen. Nach Fertigstellung des Instruments hatte in der Regel der Stuttgarter Stiftsorganist zu prüfen, ob die verakkordierte Arbeit nach allen erforderlichen Punkten ausgeführt wurde und ob die Kosten nicht zu hoch angesetzt werden. Jede Gemeinde sollte vor Überforderung und „Stümplerarbeit“ geschützt sein.

Die folgenden lokalen Angaben sind in der Hauptsache den Akten des Hauptstaatsarchivs und des Landeskirchlichen Archivs, beide in Stuttgart, entnommen. Da die Orgelakten sehr lückenhaft sind, vielleicht auch noch — dem Verfasser unbekannt — auf Pfarrämtern, Rathäusern und Kreisverwaltungen untergebracht sind, können im folgenden Orgelnachrichten nicht von jeder Gemeinde in gleicher Fülle geboten werden. Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß das ehemalige Herzogtum seit der Reformation (etwa 1535) ein rein protestantisches Land war und diesen Charakter bis Anfangs des 19. Jhs. unverändert beibehielt. Diesem historischen Faktum ist es zuzuschreiben, wenn bei Betrachtung der älteren Orgelbaugeschichte auf Grund der untersuchten Aktenbestände fast ausnahmslos nur einst fast rein evangelische Gemeinden in dieser Darstellung aufgeführt werden können.

## Balingen

Über die Orgelgeschichte der Stadt wurde in der Balingen Presse am 6. 4. 73 durch Herrn E. Gröner schon ausführlich berichtet. Doch soll seiner zuverlässigen Darstellung hier nur das beigefügt werden, was aus den Akten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart an Neuem gefunden wurde. Unterm 14. 10. 1765 ist dort zu lesen: „Weilen die Orgel in allhiefiger Stadtkirche so schlecht beschaffen, daß sie keiner Reparatur mehr meritierter (wert ist), auch das Werk an sich selbst zum Gesang bei der starken Gemeinde zu schwach ist, so hat man schon unterm 27. 8. 1762 bei Kirchen-Convent eine Deliberation (Erwägung) angestellt, wie und auf was Arth man zu einer neuen Orgel möchte gelangen können . . . Der Orgelmacher (Joh. Sigmund) Haußdörffer von Tübingen wurde hierher berufen und den 18. 9. mit ihm nach anliegendem Überschlag zu einem ganz neuen Hauptwerk nebst einem Brustpositiv der Accord auf gnädigste Ratification pro 1500 Gulden abgeschlossen . . .“ (J. S. Haußdörffer ab 1740 in Tübingen tätig, war als Glied eines Orgelbauerkreises nach neuesten Forschungen eines in Koblenz lebenden Nachkommen am 18. 8. 1714 in Scheibenberg im Erzgebirge geboren und am 15. 3. 1767 zu Tübingen gestorben.)

Die Balingen Bürgerschaft hatte versprochen, den Orgelbau mit mindestens 200 Gulden zu unterstützen, brachte aber durch freiwillige Gaben den unerwartet hohen Betrag von 665 Gulden zusammen, der „Armenkasten“ steuerte 400, der Hospital 300 und die „Heiligen-Vogtei“ 100 Gulden bei. Der noch vorhandene, am 18. 9. 1765 mit dem Orgelmacher vereinbarte Accord wurde am 14. 10. dem hzgl. Kirchenrat in Stuttgart mit der Bitte um Zustimmung zugeleitet.

Näheres erfährt man auch über den

Transport der zerlegten Orgel von der Tübingen Werkstatt nach Balingen, der „5 starke Fuhren auf Leiterwagen“ beanspruchte. Er wurde dem Balingen Kronenwirt anvertraut. Einsetzendes Regenwetter zwang zu einem unfreiwilligen Aufenthalt von „3/4 Tag zu Offerdingen“, was Mehrkosten verursachte und um deren Ersatz sich der Kronenwirt nachdrücklich bemühen mußte. — Diakon Klemm hatte die Orgelaufstellung zu beaufsichtigen, damit sie „mit Accuratesse“ vorgenommen würde; dabei war auch die Empore zu ändern. Nachdem Johannes Rüdiger aus Tübingen nach Haußdörffers Absterben mit zwei Gesellen und einem Lehrjungen den begonnenen Orgelbau vollends zu Ende geführt hatte, war ihm der Schulprovisor und Organist Mertz bei Stimmung des Instruments behilflich. Was geschah nun mit der abgehenden alten Orgel, die J. J. Fesenbeckh um 1670 errichtet hatte? Sie wurde dreimal „durch Ausschreiben im Wochenblatt und Missiven (amtliche Zufertigung) den Gemeinden in der Nachbarschaft angeboten, die oft bei geringen Eigenmitteln gern die Gelegenheit eines günstigen Orgelkaufs wahrnahmen. Mehrstet bot 65 Gulden, den Zuschlag erhielt Winterlingen, das 75 Gld. zu zahlen bereit war und noch eine Orgelinstandsetzung auf sich zu nehmen hatte. Mit diesem Erlös beabsichtigte die Stadt eine „Schulorgel“ anzuschaffen, denn auf Einübung von Chorälen und geeigneter Kirchenmusik für Festtage legte man bei sangesbegabten Schülern der Latein- und Volksschule damals großen Wert.

1773 findet man das Kircheninnere „noch dunkel“ und bittet deshalb, es weißnen zu dürfen. Zudem war auch „das Gemäuer der Kirche mit vielen alten dunklen und schlechten Malereyen versehen“. (Ob es nicht am Ende doch wertvolle Wandmalereien waren, die häufig aus Unverständnis mit Kalkanstrich überdeckt wurden?) Für die Kosten hatte die Spitalkasse aufzukommen. Nach Verschönerung der Kirche mußte auch der Orgel — noch im rohen Zustand — geholfen werden. „Sie ist bishero wie nackend dagestanden, mithin nunmehr nötig gehalten worden, selbige auch einmal fassen zu lassen“. Und „da aus der Nachbarschaft kein so billiger Maler wie die zwey Tyroler Andreas und Joseph Fiegenschuh“ zu bekommen waren, wurde diesen „tüchtigen Männern“, wohl in Begleitung einer Hilfskraft, die Bemalung bzw. die Fassung des Orgelprospekts 1778 übertragen; die Kosten hiefür betragen 250 Gld., zahlbar in 3 Raten zu 50 + 50 + 150 Gld. Die Haußdörffer-Organel erforderte 1781 erstmals eine Reparatur. Matthias Gauß (oder Gausser) besah die Mängel und schickte einen Kostenvorschlag an den amtlichen Orgelrevidenten, den Stuttgarter Stiftsorganisten ein; dieser begutachtete und äußerte: „Ich habe zwar niemals etwas von des Gausers Arbeiten zu Gesicht bekommen, hat aber das Lob eines geschickten Mannes“. Der weitere Verlauf der Balingen Orgelgeschichte ist dem eingangs erwähnten Bericht von Herrn E. Gröner zu entnehmen.

## Balingen-Heselwangen

Die Kirche, 1830 um 5000 Gulden neubaut, erhielt auch sofort eine neue Orgel mit 9 Registern, die Anton Braun aus Spaichingen herstellte; „im alten Kirchlein hatte eine Orgel gefehlt“. 1855 waren Ausbesserung und Stimmung nötig geworden; wegen geringer Geldmittel mußte 1860 ein Orgelrevisionsvertrag mit Orgelmacher Braun aus Balingen verschoben werden. 1902 reparierten Gebr. Link/Giengen, mit denen es auch zu einem Revisionsvertrag kam, der später an Johs. Jehle/Ebingen übergang; 1910 hatte er das Gebläse gerichtet.

**Bickelsberg**

Die kleine Orgel mit 7 Registern und ohne Pedal stammte aus dem 18. Jh., eine kleine enge Treppe führte zu ihr hinauf; um 1860 konnte sie ihre Schwächen nicht mehr verbergen. Nach 10 Jahren findet man nötig, sie zu reparieren und möchte sie „gegenüber der Kanzel“ aufstellen, was wohl unterblieb. Denn 1872 wird die Orgel durch Gebr. Link/Giengen (Brenz) gründlich instandgesetzt und zu ihrer Verstärkung einige Register erneuert, was wohl eine Versetzung unnötig machte. „Das alte Orgelwerk mit 7 Registern“ wurde um 1900 von Fa. Link alle 3 Jahre durchgesehen und 1920 durch ein neues mit 8 Registern, geliefert von Weigle/Echterdingen, ersetzt.

**Brittheim**

Die Gemeinde will ihre erste Orgel mit der Begründung aufstellen: „Verschiedene Nachbarorte haben Orgeln zu besserer Leitung des Gesangs und zu mehrerer Aufrehabung des Gottesdienstes“. Sie schloß, ohne höheren Orts anzufragen, 1793 einen Akkord um 140 Gld. mit Orgelmacher Johs. Stoll in Sigmarswangen. Man konnte es kaum erwarten, bis die Orgel in der Kirche stand, zahlte die Transportkosten mit 10 Gld. 17 Krz. und führte das Instrument eiligst in die Kirche, wobei noch Aufstellungskosten mit ca. 40 Gld. fällig wurden. Ein Bittgesuch um einen Beitrag für die zahlungsschwache Gemeinde, deren Bewohner meist als Tagelöhner sich fortbringen müßten, Handel und Gewerbe ohnedies fehlten und die geistliche Verwaltung Rosenfeld den großen Zehnten erhalte, kam das eigenmächtige Handeln zutage. Der erzürnte Kirchenrat wollte allen Ernstes die Orgelbeschaffung zu Lasten der Gemeinde rückgängig machen. Schließlich wurde doch erreicht, daß die Orgel „weil schon aufgestellt, bleiben durfte“ bei Ersatz der Transportkosten. Erst 1860 hörte man wieder etwas von der Orgel „sie dürfte besser sein“. Noch 24 Jahre durfte sie ihren Dienst tun schlecht und recht; 1884 wurde sie durch eine neue, ebenfalls mit 7 Registern, abgelöst. Hersteller war der „Müller und Orgelmacher Schwarz in Dußlingen“, der schon mehrere Orgeln erfolgreich repariert hatte, auch nachweislich einige neue fertigte. Gegen Drangabe der alten kam die neue auf bare 1060 Mark. Das Dekanatamt begrüßte es, daß die Gemeinde sich zu einer neuen aufschwingen konnte. Lange Zeit fühlte man sich mit der Orgel aus Dußlingen gut versorgt.

**Dürrwangen**

Hier besaß man schon vor 1800 eine Orgel, deren Baujahr, und Erbauer unbekannt sind; der Organist hatte sich mit einem Gulden jährlich zu begnügen. Dem Instrument mit 8 Registern mußte in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts oft „nachgeholfen werden“, auch wieder „verbessert“ und „brauchbar gemacht“ werden. Wenn auch unter diesen Umständen das Ohr oft auf reinen Klang verzichten mußte, so erfreute sich wenigstens das Auge an dem hübschen Barockgehäuse „in munteren Farben, geschmückt mit 2 musizierenden Engeln und einem bunten König David“. Weiterhin mußte dem Orgelwerk durch Gebr. Link/Giengen (Brenz) „jährlich nachgeholfen werden“. 1904/05 genügte die Orgel noch mit ihren „7 schwachen Registern von schlechtem Ton, einer Pedalkoppel und 2 unverhältnismäßig großen, wenig wirksamen Blasbälgen“. 1908 wollte sich eine Reparatur nicht mehr lohnen, „der hübsche heitere Prospekt kann den schlechten Zustand des Werks nicht verdecken“. Schwer setzte das Erdbeben vom 16. 11. 1911 Kirche und Orgel zu, das Gebäude erforderte umfangreiche Reparaturen „die Orgel war nicht mehr zu verwenden“. Letztere wurde abgebrochen und

so lange durch ein Harmonium ersetzt, bis ein besseres Orgelwerk den Schaden vergessen ließ.

**Endingen**

Einem alten Pfarrbericht entnimmt man: „Der aus Bern gebürtige und später als Bürger in Endingen aufgenommene Johann Ulrich Ustri stiftete 1769 dem Heiligen zu Anschaffung einer Orgel 150 Gld., die als sicheres Kapital angelegt werden sollen; so lange er lebe, solle er selbst den Zins genießen. Da er schon 1784 starb, wurden die Zinsen vom Heiligenpfleger verwaltet, die bei Anschaffung einer gebrauchten Orgel im Jahr 1819 auf 175 Gld. angewachsen waren.“ Um 1870 ist die Orgel zwar verstimmt, entspricht aber noch dem Bedürfnis. Doch rasch geht es mit ihr abwärts, denn sie kam schon gebraucht von Balgheim (bei Spaichingen) hierher. 1876 findet man die Orgel mit sieben Registern sehr schlecht, „aber der Gemeinde fehlt es an Mitteln zu einer neuen“. Deshalb begann man mit Anlegung eines Orgelfonds, dem die Gemeindekasse jährlich 200 Mark zuführte; 1887 belief sich der Fonds auf 2 300 M. Nach zwei Jahren wird der jährliche Zuschuß gesperrt, „da durch Zinszuwachs der Fonds 1890 die Höhe von 3 000 M. erreichen wird“. Trotzdem wird, solange es geht, das Instrument weiterbenutzt. Der Gemeinderat „versteift sich auf den alten Orgelplatz im Chor, anstatt eine neue Orgel auf einer Empore an der Westwand zu errichten“, die größere Kosten verursachen würde. „Wegen Tastenmängel mußte 1893 der Gesang bei der Konfirmation ohne Orgelbegleitung erfolgen“, was schließlich den Anlaß gab, eine neue Orgel mit zwei Manualen und 10 klingenden Registern bei der gutrenommierten Firma Christian Ludwig Goll und Sohn in Kirchheim u. T. zu bestellen. Man blieb bei der Aufstellung im Chor, da man an der Chorwand alte Gemälde entdeckt hatte und befürchtete, bei ihrer Aufdeckung und Erneuerung in höhere Kosten sich einlassen zu müssen, als vorgesehen war.

**Engstlatt**

Die 1828 erwähnte Kirchenorgel mit acht Registern stammte aus dem vorhergehenden Jahrhundert. 1858 hatte man sie gestimmt und gereinigt, wurde aber 1874 reparaturbedürftig, doch fand man sich auch weiterhin mit dem Instrument ab. 1887 machte der Organist auf die „sehr ausgehöhlten Tasten“ des Manuals aufmerksam, die auf ein hohes Alter der Orgel und ihre bevorstehende Unbrauchbarkeit hinwiesen. Unerwartet kam Abhilfe von außen: „Die Orgel wurde durch die Güte eines gewissen Herrn Albert Kastner aus Paris, der hier bei Verwandten Sommeraufenthalt zu nehmen pflegt, repariert und mit neuer Klaviatur versehen“. Die Orgel besaß vor und nach der Renovierung acht Register. Durch eine Stiftung konnte 1907 nicht nur der Chor erneuert werden sondern endlich auch unter Benützung eines Orgelfonds von 1 000 M. durch Firma Weigle/Echterdingen (1845 in Stuttgart gegründet und dort bis 1888 ansässig) eine neue Orgel, ebenfalls mit acht Registern, angeschafft werden.

**Erzingen**

Als 1833 bei dem zu klein gewordenen Gotteshaus das Kirchenschiff erweitert werden mußte, setzte man die alte Orgel nach vorhergehender Reparatur „und mit neuen Registern versehen“, in den Chor, sie durfte sich bei der Wiedereinweihung auch wieder hören lassen. Vor ihrer Aufstellung legte der Gemeinderat größten Wert darauf, daß die Orgel „keine Abseitsstellung“ erhielt sondern daß „Kanzel und Orgel miteinander gesehen werden“, weshalb letztere in den Chor kam. 1871 ließ man sie instandsetzen, doch schon 1878

waren die Register sehr verstimmt; 1885 „hält sie altershalber die Stimmung nicht mehr“ und zeigt sich auch später noch öfters „mangelhaft“. Vorsorglich wurde 1896 mit Gebr. Link/Giengen (Brenz) ein Revisionsvertrag geschlossen und man hoffte dadurch mit dem unzulänglichen Instrument sich weiter behelfen zu können; 1909 erkannte man eine neue Orgel für unumgänglich. Was damals als seltene Ausnahme galt, — man beauftragte keinen bewährten Orgelbauer des Landes für einen Ersatz, sondern wandte sich an die Nürnberger Fa. Joh. Strebel und bestellte ein Instrument mit 11 Registern, das ab 1910 seinen Dienst versah. Die periodische Stimmung und Revision übernahm Joh. Jehle/Ebingen.

Fortsetzung folgt

## Springkraut

Impatiens noli tangere

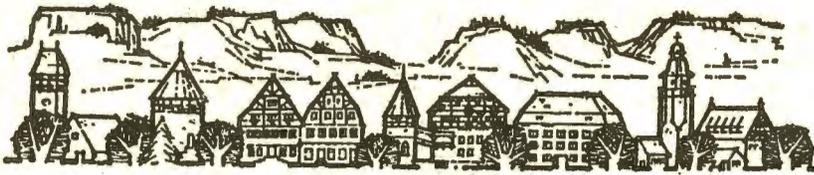


An schattigen Waldstellen, wo der Untergrund locker und gut durchfeuchtet ist, findet man das Springkraut, das zu den Balsaminengewächsen gehört. Sie ist ein sehr zartes Gewächs, dessen durchscheinende Stengel durch angeschwollene Knoten etwas gefestigt sind. Ebenso zart sind die wechselständigen Blätter. An einem fadendünnen Stiel hängen, von den Blattachsen ausgehend ein bis vier goldgelbe Blüten, die innen rot punktiert sind. Die Blüte trägt einen waagrechten, nach unten gebogenen Sporn und einen fast geschlossenen Hohlraum, in den das Insekt hineinschlüpfen muß, um zu Blütenstaub und Nektar zu gelangen. Aber wir haben beim Springkraut auch eine Selbstbestäubung, die auf alle Fälle die Erhaltung der Art dieser nur einjährigen Pflanze sichert. Sie blüht von Juli bis September. Gegen Tierfraß schützt sich die Pflanze durch ein starkes Gift. Die Frucht ist eine Springfrucht, die bei der leisesten Berührung in ihrer Reifezeit aufspringt und ihre Samen zerstreut. Dieses Aufspringen kann auch durch starken Wind ausgelöst werden. Ihr Name, der in der lateinischen Bezeichnung „noli tangere“ = „Rühr mich nicht an“ bedeutet, besteht also zu Recht. Foto: Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Ab-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 20

30. September 1973

Nr. 9

## Nikolaus Kopernikus

Von Dipl. Ing. Rudolf Kerndter, Balingen

Wer in später Nacht den geheimnisvollen Sternhimmel betrachtet und dann, wie Eduard Mörike es ausdrückte, „früh, wann die Hähne krähen, ehe die Sternlein verschwunden“, es erlebt, wie das Tagesgestirn im Osten sich anschickt, wieder einen Siegeslauf über den Himmel hin zu gewinnen, der versteht vielleicht das, was die Alten mit der Verehrung des Sonnengottes Helios, des Sol invictus oder der Frau Sunna meinten. Midgard, so glaubten unsere Vorfahren, ist die von den Menschen bewohnte, von der Sonne erwärmte Erde, die von der Midgardschlange umschlossen ist. Oder bei den Griechen: Die ruhende Erdscheibe wird vom Okeanos umflossen, von einem Weltstrom, dem alle Götter entstammen. Die Lichter der Nacht, der Mond und die Sterne, beginnen wie die Sonne ihren höherführenden Weg im Osten, sie kulminieren im Süden und versinken dann im Westen in unsichtbare Tiefen hinein. Die Erde ruht also, trotz aller Veränderung auf ihr, und zu Häupten des forschenden Menschen eilen „auf ehernen Bahnen“ die Himmelskörper, voran die lebensspendende Sonne, mit ihrer ständigen Bewegung bestätigend, daß „alles fließt“. Solche Welt ist also in ihrem Wesen nicht Sein, sondern Geschehen und Geschichte, eine sich in Bewegung darlebende Melodie. Und über die Welt als Lied sagte Goethe: „Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe, Anfang und Ende immerfort dasselbe. Und was die Mitte bringt, ist offenbar — das, was am Ende bleibt und anfangs war.“

Auch wir leben in dieser Welt und treffen zunächst die triviale Feststellung, daß auch in Balingen oder in Ebingen oder sonstwo in unserer Heimat die Sonne im Osten aufgeht. Auch wir sind also in ein allgemeines universelles Geschehen einbezogen, und dies rechtfertigt es, die Diskussion über ein astronomisches Problem zugleich als heimatkundliche Erörterung zu betrachten, die z. B. dem Thema „Drehung des Sterngewölbes“ gelten könnte.

Ein Mann nun, der nicht an diese Drehung des Sterngewölbes glaubte, war Nikolaus Kopernikus. Eigentlich hieß er Copernig und wurde am 19. Februar 1473, also vor 500 Jahren, in dem 1231 vom Deutschen Orden gegründeten, seit 1920 polnischen Thorn an der Weichsel geboren. Der Vater Niklas Koppernik war ein Großhändler und starb bald; um die Erziehung des jungen Nikolaus kümmerten sich aber die mütterlichen Oheime, Tilman und Allen, 1473 regierender Bürgermeister von Thorn, und Lukas Watzelrode, seit 1489 Bischof von Ermeland. Kopernikus war zunächst Schüler in Thorn und studierte dann ab Herbst 1491 in Krakau vor allem Mathematik, ab 1496 in Bologna die Rechte, wobei ihn der Astronom Novara auch in Mathematik und Astronomie, ferner Urceus Codrus in griechischer Sprache und Literatur einführte. Durch Vermittlung seines Onkel Lukas erhielt Nikolaus 1497 ein Kanonikat in Frauenburg, blieb aber noch zwei Jahre in Bologna. In Rom hielt er im Jahre 1500 öffentliche Vorträge über Mathematik und Astronomie, 1501 wandte er sich dem Medizinstudium in Padua und kanonistischen Studien zu, um — 1503 in Ferrara zum Doktor des geistlichen Rechts promoviert — sich an seiner Kathedrale durch einen akademischen Grad qualifizieren zu können. Zunächst wurde er jedoch beurlaubt und betrieb in Padua wieder medizinische Studien; Italien verließ er erst 1505, nun bereits als ein durch mathematische und astronomische Kenntnisse bekannter Humanist. In der Heimat verbrachte er sechs Jahre auf Schloß Heilsberg, wo er sein astronomisches Lebenswerk

schon in den Grundzügen festlegte. Sein Onkel Lukas starb 1512 und Kopernikus ging nun nach Frauenburg. Von 1517 bis 1521 verwaltete er auf dem Schloß Allenstein das umfangreiche Landgebiet des Domstifts; von 1522 bis 1529 vertrat er das Kapital auf den preußischen Landtagen und regulierte das zerrüttete Münzwesen. Als Arzt wurde er 1541 vom preußischen Herzog Albrecht nach Königsberg berufen; als Kanonikus ist Kopernikus am 24. Mai 1543 in Frauenburg gestorben und liegt dort in der Domkirche begraben. Ein für ihn aufgestelltes Denkmal trägt die Inschrift: Nicolaus Copernicus, Terrae Motor, Solis Caelique Stator. Dies bedeutet in freier Übersetzung: „er ließ die Erde sich bewegen, die Sonne aber und den Himmel stillstehen“.

Wenn man heute in der Rückschau von der „Kopernikanischen Umkehr“ oder „Wende“ spricht, dann erhebt sich die Frage, was eigentlich mit dieser Umkehr gemeint ist. Zunächst kann man darauf hinweisen, daß „Umkehr“ ein neues Denken bedeuten kann, eine ganz neue Auffassung bezüglich traditioneller Meinungen etwa in Wissenschaft und Ethik. Bei Kopernikus ging es um etwas ganz Neues in der Astronomie. Bisher hatte das Weltbild des Claudius Ptolemaeus gegolten, eines um 150 n. Chr. in Alexandria lebenden Geographen und Astronomen. In dessen „Tetrabiblos“ (vierteiliges Buch) findet sich der Ausspruch: „Was kann unserer Seele mit größerer Befriedigung erfüllen, was ist reicher an Beruhigung und Genuß, als wenn wir unsere Blicke anerkennend über die himmlischen und irdischen Dinge schweifen lassen?“ Ptolemaeus verwirklichte diese Art von Innwerden der Welt in Werken wie „Geographia“ und „Syntaxis sive constructio mathematica“, 13 Büchern, um 130 n. Chr. verfaßt, 827 unter dem verstümmelten Titel „Tabir al magesthi“ ins Arabische übersetzt. Gemeint war „al megiste (syntaxis)“, die „größte“ (d. h. umfassende Zusammenstellung), und es wurde daraus der berühmte Almagest, der geozentrisch lehrte, daß um die Erde (ge, geo-) als Mittel-

punkt sich die beobachteten Himmelskörper bewegen. Kopernikus dagegen veröffentlichte 1543 ein Werk „De revolutionibus orbium coelestium libri sex“, sechs Bücher über den Umlauf der Himmelskörper, das denkerisch eine kinematische Umkehr und damit Heliozentrik bedeutete.

### Der Wechsel von Tag und Nacht

Die Kinematik ist die Bewegungslehre, bei der Ortsveränderung und Geschwindigkeit eine wesentliche Rolle spielen. Kinematik ist die Kinematik unter Einbeziehung der die Bewegung steuernden Kräfte. Die kinematische Umkehr bedeutet die rechnerisch gleichwertige Möglichkeit, den Punkt P von A nach B zu versetzen oder an dem stillstehenden Punkt P die Strecke von AB vorbeizubewegen. Von gewissen, den Vorgang charakterisierenden Randbedingungen abgesehen, könnten wir ja z. B. bei einer Eisenbahnfahrt von C nach D behaupten, wir seien in C verharret und die Landschaft habe sich solange uns entgegenbewegt, bis D nach C gelangt sei. Genau solches behauptete Kopernikus: Nicht die Sonne und die Fixsterne gehen im Osten auf und wandern westwärts, sondern die Erde dreht sich von Westen über Süden nach Osten, so die scheinbare Himmelsbewegung uns vortäuschend. Das Zentrum für die jährliche Erdbewegung mit ihrem Jahreszeitenwechsel ist die Sonne, ist Helios, so das Wort „heliozentrisch“ sich damit genügend erklärt; der Wechsel von Tag und Nacht geht auf die Eigendrehung der Erde zurück, die sich in 24 Stunden vollzieht. Später erkannte dann Johannes Kepler (1571 bis 1630), daß sich die Erde nicht auf einem Kreis, sondern auf einer Ellipse bewegt, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. Auch die andern Planeten, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und, später entdeckt, Uranus, Neptun und Pluto, bewegen sich auf elliptischen Bahnen um die Beherrscherin der Ekliptik, die Sonne.

Die moderne Astronomie hat aber längst nachgewiesen, daß auch unsere Sonne kein bleibendes Zentrum ist, ganz abgesehen davon, daß es auch Auffassungen gibt, die die Sonne keineswegs als den glühenden Ball mit den schulmäßig bekannten Eigenschaften ausweisen. Geht man vom Faktischen der Beobachtungen aus, dann kreist die Sonne mit ihrer Planetenfamilie, zu der auch die Erde zählt, um einen Mittelpunkt, der angeblich 35 000 Lichtjahre entfernt ist (1 Lichtjahr rund 9,5 Billionen Kilometer). Was wir unsere „Galaxie“, unser Milchstraßensystem nennen, ist eine ungeheure Ansammlung weit entfernter kosmischer Gebilde, unter denen unsere Sonne nur ein winziges Glied ist. Und wenn die Forschung gar Milliarden solcher Galaxien festgestellt haben will, dann schrumpft unsere Erde praktisch zu einer Null zusammen. Kopernikus wußte davon noch nichts, doch bedeutete für seine Zeit schon die Tatsache etwas Ungeheuerliches, daß die Erde nicht mehr der Mittelpunkt der Welt sein sollte, um den sich alles dreht. Wie stand es das eigentlich um den Menschen, vom Sophisten Protagoras (480 bis 410 v. Chr.) einst zum „Maß aller Dinge“ erklärt? (Späterer „homo-mensura-

Satz“). Und wie stand es um die biblisch bestimmte Lehre der Kirche? Sollte alle bisherige Meinung und Regelung falsch sein? Kopernikus, der sein astronomisches System nie für abgeschlossen hielt und es 1516 beim Laterankonzil ablehnte, an der Kalenderverbesserung mitzuarbeiten, hat wohl selbst das Revolutionierende seiner Forschung empfunden und er hat zunächst nur seinen Freunden seine heliozentrische Auffassung anvertraut, die er, nur handschriftlich, in seinem „Commentariolus“ in den Grundprinzipien darstellte und 1536 dem Kardinal Schönberg in Rom mitteilte. Im Jahre 1539 kam J. Rheticus, Professor der Mathematik in Wittenberg, nach Frauenburg, um sich in die neue Lehre einweihen zu lassen. Er gab dann 1540 in Nürnberg unter dem Titel „Narratio prima“ einen Bericht über das Werk des Kopernikus heraus. Dieser selbst veröffentlichte mit einer Widmung an Papst Paul III sein Werk, „das vier mal neun Jahre bei ihm (Kopernikus) geruht habe“, und zwar brachte Rheticus das Manuskript nach Nürnberg zum Druck bei Osiander. Dieser fügte eigenmächtig ein Vorwort hinzu aus Furcht vor Luther und Melanchthon, die die neue Lehre von der Erdbewegung als anstößig bezeichnet hatten. Kopernikus konnte 1543, als ihm das erste Druckexemplar gebracht wurde, nicht mehr protestieren, denn er lag im Sterben. Es blieb ihm aber dadurch viel Leid erspart, daß die Fortsetzer seines Werks, Galilei und Kepler, später durchzustehen hatten.

#### Entscheidende Schrift des Kopernikus

Die „kopernikanische Umkehr“ hat man auch mit dem Beginn eines „männlichen Zeitalters“ gleichgesetzt: Die Mutter Erde war entthront, denn sie bildete allenfalls noch im Horoskop das zentrale Bezugfeld, die Heimat für die Nativität des Einzelnen, der sich hier als Mittelpunkt des Alls fühlen konnte. Das Konzil zu Trient (1545 bis 1563), das noch einige Astrologie mit den Worten freigab: „Erlaubt sind Bestimmungen und natürliche Beobachtungen, die zum Besten der Nautik, der Landwirtschaft und der Arzneikunst geschrieben sind“, bildete den Anfang der Gegenströmungen, die 1633 den Physiker und Astronomen Galilei (1564 bis 1642) vor dem Inquisitionsgericht in Rom zum Widerruf seiner an Kopernikus orientierten Lehre zwangen. Die entscheidende Schrift des Kopernikus „De revolutionibus orbium coelestium“ wurde 1616 auf den „Index librorum prohibitorum, Verzeichnis der verbotenen Bücher“ gesetzt und erst 1757 wieder daraus entfernt; 1566 erschien sie in Basel in unverändertem Abdruck, 1617 in dritter Ausgabe in Amsterdam. Eine kritische deutsche Ausgabe besorgte 1879 der Thorner Kopernikus-Verein.

Ganz wesentlich für die Beurteilung des Kopernikus ist die Tatsache, daß er noch über kein Fernrohr verfügte, da dieses erst 1608 erfunden wurde. Vielleicht wäre es ihm wie später Galilei ergangen, der zwar mit einem selbstgebauten Instrument den Saturnring und die Jupitermonde entdeckte, es aber erleben mußte, daß die Professoren in Padua — in Vorausnahme von Palmströms „daß nicht sein kann, was nicht sein darf“ — sich weigerten, durch sein Fernrohr zu schauen. Kopernikus huldigte nicht dem naiven Realismus, der die Dinge der Außenwelt so, wie sie dem Menschen erschienen, für wirklich hält. Auch darf man annehmen, daß er sich mit den Einwänden gegen seine Lehre beschäftigte. Man fragte etwa: „Wie geht es denn dem hochgeworfenen Stein oder dem hochfliegenden Vogel, wenn sich die Erde angeblich so schnell unter ihnen wegdreht? Findet der Vogel überhaupt sein Nest wieder?“ Kopernikus gehörte mehr zu den Theoretikern unter den Astronomen, die, wie etwa Kepler bei Tycho de Brahe, sich auf die Ergebnisse der Praktiker stützen und diese Vorarbeiten in

einem System oder in Formeln zusammenfassen. Denn auch hier gilt das Wort des Manilius: „Certa stant omnia lege, alle Sicherheit beruht auf Gesetzmäßigkeit“. Und in Tabellen, Ephemeriden, Kalendern, trigonometrischen Ableitungen usw., wie sie für Kopernikus etwa in den Schriften des Regiomontanus (1436 bis 1476) zu finden waren, bestätigte sich das exakte Walten eines grandiosen, die Himmelskunde beherrschenden Ablaufs. Diesen vermochte Ptolemaeus und das an ihm sich orientierende Mittelalter einigermaßen adäquat zu beschreiben, Kopernikus aber dachte anders über die für jeden Forscher phänomenologisch gleichen Vorgänge.

#### Die Kunst der Sterndeutung

Was Ptolemaeus im Tetrabiblos bot, war eine Art Physik des Weltalls und zugleich die Kunst der Sterndeutung, eine Harmonielehre, in der sich mathematische Verhältnisse etwa der Aspekte mit dem Zusammenklang der Sphären verbanden. Für die über 1 000 Sterne seines Sternkatalogs war die Erde der Mittelpunkt aller Bewegung, und Ptolemaeus kannte Gesetzmäßigkeiten des Tierkreises und die oft merkwürdige Schleifenbildung beim Gang der Planeten, Sonne und Mond sind die Zeitweiser, die Fixsterne, d. h. die dem Himmelsgewölbe „angehefteten“ Sterne, bilden den Hintergrund für das auffällige „Umwandeln“ der Wandelsterne, der Planeten. Angestrebt wurde, für alle Erscheinungen eine Begründung zu haben, und so bildete Ptolemaeus eine „Epizykenlehre“ aus, die für jeden von der Erde aus beobachteten Stand eines Planeten eine Erklärung und zugleich Voraussagemöglichkeit bot. Die in diesem Sinne einfachste Bewegung wäre der gleichförmige „Wandel“ des Planeten auf einem Kreis um die Erde als Mittelpunkt. Dieser Kreis hieß später der „Deferent“, sein Halbmesser die „Exzentrizität“ oder „Erdweite“. Da aber die Bewegung viel komplizierter ist, dachte sich Ptolemaeus die tatsächliche Planetenbewegung auf einem Epizykel, auf einem Kreis, dessen Mittelpunkt auf dem Deferenten wandert. Daß der Planet bald direkt, bald retrograd (rückläufig) sich bewegte, bald stationär war, ergab sich aus seiner Stellung auf dem Epizykel und dessen Deferentenposition. Aber selbst diese Erklärung reichte noch nicht aus, und so sah sich Ptolemaeus gezwungen, weitere Epizyklen zu postulieren, ja sich die Erde exzentrisch im Deferentenkreis gelagert zu denken. Im Grunde ist es ja das Anliegen aller Forscher, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen. Kopernikus durchhieb den Knoten, indem er sich die Sonne als Mittelpunkt des Umlaufs von Erde und Planeten dachte. Daß diese Bahnen nicht Kreise, sondern Ellipsen sind, hat dann später Kepler nachgewiesen. Isaac Newton (1643 bis 1727) gab in seinem 1687 in London erschienenen Werk „Philosophiae naturalis principia mathematica“ in kinetischer Beziehung die Erklärung für die Keplerschen Gesetze, indem er die ganze Himmelsmechanik auf die Gravitation, die sogenannte „Schwerkraft“ gründete: Massen ziehen sich gegenseitig gesetzmäßig an.

#### „Verlust der Mitte“

Die Kopernikanische Wende zeitigte das, was Galilei „eine gänzlich neue Wissenschaft von uralten Dingen“ nannte. Für den Alltag heute so gut wie zur Zeit des Kopernikus oder in der Antike geht die Sonne im Osten auf und die Sterne wandern im Verlauf einer Nacht westwärts; gänzlich neu war aber die Erklärung der uralten Dinge, und die Geozentrik hat sich inzwischen nicht nur in Heliozentrik und Kosmozentrik verwandelt, sondern für uns gibt es eigentlich keinen Weltmittelpunkt mehr in einem Riesenraum, der angeblich Milliarden von Galaxien birgt. Man denkt

hier unwillkürlich auch an den von H. Sedlmayer angesprochenen „Verlust der Mitte“, der sich freilich auf künstlerische und moralische Desintegration bezieht.

Die Antike hatte angenommen, die kugelförmige Erde stehe im Mittelpunkt des Weltalls fest, und z. B. der griechische Astronom Hipparchos (190 bis 125 v. Chr.), der Vater der wissenschaftlichen Astronomie, bemühte sich um Einzelheiten dieser Beziehungen, um Bestimmung der Mondentfernung, der Finsternisse, der Fixsternzahl, des Zyklus der Präzession (Rückläufigkeit des Frühlingspunkts). Von der Kugelgestalt der Erde war schon der jonische Naturphilosoph Anaximander (611 bis 547 v. Chr.) überzeugt; heliozentrisch dachte schon Aristarchos von Samos, ein Astronom des dritten vorchristlichen Jahrhunderts. Kopernikus drang zu seinen Lebzeiten mit seiner den Almagest überwindenden Heliozentrik nicht überall durch, und noch Tycho de Brahe (1546 bis 1601), ein dänischer Astronom und Amtsvorgänger Keplers am Hof Rudolfs II in Prag, dachte sich nur die Planeten, nicht aber Mond und Fixsterne um die Sonne laufend. Obwohl ihm noch Fernrohr und genaue Uhr fehlten, lieferte er ausgezeichnete Beobachtungen vor allem des Mars als Unterlagen für die Keplerschen Berechnungen. Was Kepler in seiner Schrift „Mysterium cosmographicum“, ein kosmisches Geheimnis, nannte, hat sich eigentlich in seiner Rätselhaftigkeit erhalten. Man kann heute die Gestirnbewegungen exakt angeben, man entdeckte die kosmische Strahlung, man spricht von Spiralnebeln, Quasaren, Rotverschiebung, Parallaxen und vielen anderen Begriffen — die Welträtsel sind damit aber noch nicht gelöst. Bei ihrer Forschungsarbeit muß jede astronomische Richtung von den gleichen beobachteten Phänomenen ausgehen, ganz unterschiedlich können aber die Erklärungsversuche sein. Und so hat die Kopernikanische Lehre einen scharfen Gegner z. B. in der insbesondere von Johannes Lang vertretenen Hohlwelttheorie gefunden: Nach ihr ist die „Erde“ ein Riesenei, eine Welthohlkugel. In ihr finden die Gestirnbewegungen statt; der Lichtstrahl ist bei großen Entfernungen gekrümmt und deshalb sind die Riesendistanzen der Sterne falsch bestimmt usw. Nun, die Astronauten haben die Gegenargumente zu liefern begonnen: Man kennt die tatsächliche Mondentfernung und von ihm aus wurde die Erde als konvexe Kugel fotografiert. Das Interessante bei allen derartigen Kontroversen sind die verschiedenen Erklärungsversuche für das gleiche Phänomen, und so brachte auch Kopernikus schon „eine gänzlich neue Wissenschaft von uralten Dingen“.

#### Geisteswissenschaftliches Problem

Die kopernikanische Wende ist aber auch ein geisteswissenschaftliches Problem. Mit Goethe könnte man sagen: „Es gibt keine höfliche Wahrheit — die Wahrheit poltert“. Daß aber dieses Poltern oft doch nicht so ganz angezeigt ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß wir letzte Wahrheit ohnehin nicht kennen und deshalb jede aktuell programmierte Wahrheit bestenfalls eine ordentlich fundierte Meinung sein kann. So nannte z. B. Luther die Astrologie „das närrische Töchterlein der Astronomie“ und konnte nicht voraussehen, daß heute — abseits aller mit Recht verpönten Jahrmarkts-horoskopie — die Kosmobio-logie gut fundiert und durch Erfolgsstatistik abgesichert ist. „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist“ — auch der Astronom nicht. Allgemein gespochen: Die zweifellos leistungsfähige Wissenschaft ist unentbehrlich für das Vordergründige, für die Forschung in den Grenzen des Erkennbaren. Ein Weltbild muß aber auch das Metaphysische miteinbeziehen, und hier zeichnet sich heute eine beinahe kopernikanische Wende ab, ein Metanoete, ein nicht nur

parapsychologisches Umdenken: „Es ist“, sagte schon Dostojewski, „als wenn das Geheimnis der Erde sich mit dem der Gestirne berühre“. Ja, wir leben auf der Erde, wir bleiben sogar auf ihr subjektiv ein Mittelpunkt, auf den sich das Göttliche beziehen läßt. Aber eben deshalb lösen sich die Paradoxien des Lebens auf, wir er-

kennen uns als Schnittpunkt zweier Welten. F. Boll sprach vom „Frieden der Seele im Universum“. Kopernikus überwand für die Wissenschaft mit dem Schritt von der Geozur Heliozentrik das erdgebundene Denken. Für uns kann solches Umdenken auch zur Theozentrik, zur Begegnung mit der göttlichen Mitte führen.

baut. Wie in den meisten Kirchen des Landes werden 1917 die zinnernen Prospekt-pfeifen als kriegswichtiges Material eingefordert und später durch Zinkpfeifen (samt Orgelreinigung um 3 575 M. Inflationspreis) ersetzt.

## Ehemalige Orgeln in Balingen und Umgebung

Von Gotthilf Kleemann

(Fortsetzung)

### Frommern

Über die Orgel in dieser Gemeinde ist nicht viel zu erfahren. 1865 hört man, daß sie dem Bedürfnis entspricht. Zehn Jahre später fällt etwas Licht ins Dunkel ihrer kurzen Geschichte: sie wurde von einem Orgelbauer namens Braun aus Geislingen (Kreis Balingen) mit 11 Registern erbaut. 1899 nahm sich Fa. Gebr. Link der Orgel an und reparierte sie gründlich. Nach dem 1. Weltkrieg wird bemängelt, „mit ihrer alten Mechanik wäre sie schwer spielbar“, immerhin versah man sie mit einem elektrischen Gebläsemotor.

### Isingen

Um 1800 mußte eine Orgel vorhanden sein, denn 1828 war der Lehrer zugleich auch Organist und Mesner, wie es in kleinen Landgemeinden einst öfters der Fall war. Vor 1860 wurde um 90 Gld. repariert, die Stimmung mußte jedoch auf später verschoben werden, denn das Geld war knapp. Große Klage hört man 1874 über „die schlechte Orgel“, die oft den Dienst vollständig versagt oder einzelne Töne „fortklingen läßt“. Zur Beschaffung einer neuen fehlte noch Geld, „wenn dieses nicht aus den Mitteln des Pfarrhaus-Baufonds verwilligt wird“. Aber schon 1885 darf Fa. Gebr. Link/Giengen (Brenz) zur Lieferung einer neuen mit 10 Registern beauftragt werden, die auch alle zwei Jahre eine Revision durchführt; 1904 erfolgt Revision und gründliche Reinigung um 100,— Mark. Später verlangt die Fa. statt bisher 7,20 Mark nun 18,— Mark für Durchsicht der Orgel, weshalb man sich an Orgelbauer und Harmoniumhändler Jehle in Ebingen wendet, der die Revision um den alten Preis übernimmt. Für 1917 beschlagnahmte Zinnpfeifen erhielt man 934 Mark, sie wurden später um 1360 Mark (Inflationspreis) ersetzt. Die Orgel mit acht Registern hielt man 1920 für gut.

### Leidringen

Nach erfolgter Kirchenerweiterung i. J. 1790 stellte man „zur Ehre Gottes und Aufmunterung der Zuhörer ein anständiges Orgelwerk um 617 Gld. auf“, zu dessen Errichtung an passendem Ort eine neue Empore um ca. 200 Gld. erforderlich war. Den Orgelakkord hatte man mit Johs. Rüdiger aus Tübingen geschlossen. Die geistliche Verwaltung Rosenfeld bewilligte einen Beitrag von 60 Gld., die Hauptkosten wurden durch freiwillige Gaben der Gemeindeglieder aufgebracht. Das Orgelgehäuse trägt (oder trug?) an der Vorderseite die Jahreszahl 1789, was mit der Orgelherstellung durch Rüdiger übereinstimmt. Andere lesen die Jahreszahl für 1739, was in diesem Fall vermuten ließe, daß Rüdiger die Orgel in das Gehäuse einer vorhergehenden Orgel eingebaut hätte. — Eine vollständige Orgelneuerung erfolgte durch Fa. Gebrüder Link in Giengen a. d. Brenz 1867, die Orgel zählte damals 11 Register. Die periodische Revision ging 1911 von Fa.

Link auf Johs. Jehle/Ebingen über. Die entnommenen Zinkpfeifen, 39 Pfund schwer, konnten 1921 noch nicht ersetzt werden. — Die Filiale Rotenzimmer hatte 1905 zwar keine Orgel, besaß aber ab 1861 ein Pedalharmonium mit 10 Registern, das auf 300 Gld. kam.

### Oberdisisheim

In einem Pfarrbericht liest man nach 1800: Die Kirche hat keine besondere Sakristey, keine Orgel, wohl aber einen baufälligen Turm, eine Uhr und zwei Glocken. Erst 1840 wurde eine gebrauchte Orgel erworben, die 1767 von Joh. Ludwig Goll in Weilheim u. T. gefertigt wurde. Er war zwar nur ein gelernter Glaser, betrieb aber nebenbei den Orgelbau als Autodidakt ziemlich erfolgreich. Das Instrument war 1875 nur noch „mäßig“ und versagte zuweilen im Winter den Dienst. Sechs Jahre später empfahl das Dekanatamt, auf die Anschaffung einer Orgel Bedacht zu nehmen.

1883 ließ man sich eine Reparatur ca. 175 Mark kosten und „die Orgel täte nun den Dienst, wenn der rechte Organist vorhanden wäre“. Das Instrument solle von Bitz sein, wo es als unbrauchbar auf einem Heubarn gelegen wäre — was jedoch sehr fragwürdig ist. Vor 1900 war die Orgel „in geringem Stand“, ein vorsorglich ins Leben gerufener Orgelbaufonds war am 31. März 1900 auf 1 432 Mark angewachsen und ermöglichte dann 1906 den vollständigen Umbau durch Gebr. Link, die Orgel hatte nun auf zwei Manualen und Pedal acht Register. Am 6. Juli 1917 wurden die Prospekt-pfeifen, Gewicht 58 Pfund, gegen Bezahlung von 480 Mark abgeliefert und 1918 um 260,10 Mark durch silberbronzierte Zinkpfeifen ersetzt.

### Ostdorf

In der Kirche wurde um 1735 die erste Orgel aufgestellt, die bei ihrer Langlebigkeit bis 1905 verständlicherweise vieler Ausbesserungen bedurfte. 1866 hält man sie für alt aber gut, 1882 ist sie ziemlich defekt, „doch der Gemeinderat zeigt wenig Geneigtheit zu einer neuen“. Fünf Jahre später erkennt man das Pedal als mangelhaft, da nach Bauart der alten Orgeln „das untere Cis fehlt, doch der Ton ist fülliger und besser als erwartet“. 1890 sollte das Kircheninnere restauriert werden; dies wird jedoch verhindert, „weil die Gemeinde die Orgel (mit 10 Registern) nicht aus dem Chor entfernen will“. Zwei Jahre darnach begann man aber doch mit der Restaurierung, aber eine neue Orgel, die dringlich ist, „steht noch in weitem Feld“. Der Organist äußerte sich 1894, daß der Zustand der Orgel eine Reparatur nicht lohne, da im Winter manche Töne nach Spielende weiterpfeifen. Ab 1899 beginnt man für einen Orgelfonds zu sammeln, der einige Jahre Fortschritte macht. Schon 1905 fühlt man sich in der Lage, Fa. Weigle/Echterdingen mit Lieferung einer Orgel mit 16 Registern um 6 000,— M. zu beauftragen, sie wird ins alte Gehäuse einge-

### Rosenfeld

In der einstigen ummauerten Amtsstadt (1317 bis 1808) mit ehemals vielbesuchten Märkten war die Orgelgeschichte nicht so beachtlich wie man erwarten könnte. Von der ersten Orgel, vermutlich im 17. Jh. erbaut, weiß man nur, daß sie vor 1711 von dem Gmünder Wirt und Orgelmacher Joh. Christoph Hertzler, gest. 1734, auf einen andern Standort versetzt wurde. 1791 liest man: „Die uralte Kirchenorgel ist nach und nach in einen solchen Zerfall geraten, daß keine Reparatur mehr stattfinden wollen. Daher notwendig gewesen, zur Herstellung eines neuen Orgelwerks zu schreiten und ließ sich mit dem Orgelmacher Gauser von der benachbarten Stadt Schömberg in einen Accord ein. Allein, da es der Communkasse wegen vieler obliegenden Prästationen an Geld fehlt, die Orgelherstellung auf 496 Gld. erlaubt, deren Umlegung auf die Bürger schwierig ist in Ermangelung alles Commerzii in dem von der Landstraße abgelegenen Ort, . . . so würden wir uns zu E. Fürstl. Durchlaucht Milde die Zuflucht nehmen und um einen ergiebigen Beitrag bitten“. Die Bittschrift kam von Bürgermeister, Gericht und Rat, unterstützt vom Geistlichen Verwalter C. F. Schabhand, fand aber kein Gehör. Für die Orgel (mit 12 Register) hatte stets die Stadt aufzukommen, die 1872 nur „ein altes mäßiges Werk“ war, sogar vier Jahre vor ihrer Instandsetzung i. J. 1884 als „ein trauriges Geräth“ bezeichnet wird. Für das „alternde“ Instrument, für das man anscheinend wenig Herz zeigte, sorgte nach 1900 Fa. Link mit Revision und Stimmung. Seit je erhielt der Organist keine Besoldung, denn „ehemals wurde das Orgelspielen einem Präzeptor bei seiner Anstellung miteinbedungen, nun spielt der Schulmeister ohne einen Gehalt“. 1905 entschloß man sich zu einem Neubau, ein „schönes neues Werk mit 15 Registern“, das von Gebr. Link, Giengen (Brenz) gefertigt wurde.

### Streichen

Hier erfährt man 1902 von der älteren Orgel mit sieben Registern, die im Chor auf besonderer Empore stand, einen engen und unbequemen Sitz für den Organisten hatte der Lehrer als „Vorsänger“ zu sorgen. Sie besaß einen kleinen Spieltisch und wurde alljährlich von Fa. Gebr. Link revidiert. Die „sehr alte, schlechte und abgängige Orgel“ erhielt noch vor dem 1. Weltkrieg eine Nachfolgerin mit sechs Registern, hergestellt von Friedrich Schäfer in Kirchheim u. T., Nachfolger der dortigen Fa. C. L. Goll und Sohn.

### Täbingen

Vor 1834 fehlte noch eine Orgel in der Kirche; für einen sicher geführten Choral hatte der Lehrer als „Vorsänger“ zu sorgen. Im genannten Jahr wurde anstelle der alten baufälligen Kirche eine neue erstellt und darin auch eine neue Orgel mit 14 Registern von Braun aus Spaichingen aufgerichtet. Das Werk mit „Schleifladen“ hielt sich lange ordentlich und entsprach bis zum 1. Weltkrieg und wohl darüber hinaus den Bedürfnissen. Alle drei Jahre führte Fa. Link/Giengen die Revision durch, die um 1913 J. Jehle, Ebingen, übernommen hatte.

### Tieringen

Die Gemeinde soll 1812 „angeblich seine Orgel mit sieben Registern von Balingen um den Stadtwald im Dobel erkaufte ha-

ben“, was allerdings erst ein Eintrag im zuständigen Kaufbuch Tieringens oder Balingens erweisen müßte. Laut einer Inschrift in den Windladen der Orgel von 1812 war sie 1740 von Schreiner und Orgelmacher Joh. Martin Jetter in Vöhringen bei Sulz a. N. gefertigt worden und hatte sieben Register aber kein Pedal. (Joh. Martin Jetter hatte u. a. neue Orgeln gebaut, 1733 für Dornhan, 1740 für Wittendorf, 1742 für Grüntal, 1743 für Hochdorf bei Horb und 1760 für Bulach). Man schätzte in Tieringen die Orgel lange Zeit als „zwar klein aber gut“. Doch um 1875 hielt man es für angezeigt, sich zur Sammlung eines Orgelbaufonds zu entschließen. 1883 wurde um ca. 70 Mark „besser intoniert“, auch hatte Lehrer Bitzer „der sich praktisch zeigte, unentgeltlich ein Pedal verfertigt“. 1892 merkte man, daß die Orgel ihre beste Zeit hinter sich hatte, aber „sie tuts noch“. Doch 1906 kam man nicht mehr umhin, sie durch Fa. Gebr. Link, die sich in der Umgebung schon bestens eingeführt hatte, ähnlich wie in Oberdisgisheim für zwei Manuale und Pedal mit acht Registern umbauen zu lassen. Am 6. Juli 1917 wurden auf Anordnung die Zinnpfeifen abgenommen, gegen Entschädigung um 176,40 Mark abgeliefert, aber schon im März 1918 durch silberbronzierte Zinkpfeifen um 152,70 Mark ersetzt.

#### Weilstetten (früher Weilheim)

Orgelbauer Klingler aus Stetten bei Hechingen versetzte 1842 die in Vöhringen bei Sulz a. N. ausgesiedelte Orgel hieher, von der er „das alte Werk mit acht Registern notdürftig instandgesetzt hatte“. „Wohl war der Ton nicht schlecht, doch pfeift es manchmal, ohne daß der Organist es hindern kann“. Eine spätere Reparatur half eine Zeitlang weiter, aber 1886 heißt es: „Die Orgel ist zwar nicht gut, doch unter der halbwegs geübten Hand des Organisten, die zum Glück nicht fehlt, ist sie dem Bedürfnis entsprechend“. 1899 half Fa. Gebr. Link nach, konnte aber die Qualitätsminderung nicht aufhalten; bald litt sie unter Witterungseinflüssen. Nach Ende des 1. Weltkriegs klang die Orgel „so kläglich, daß sie auch den bescheidensten Anforderungen der ländlichsten Gemeinde nicht genügt“. Die jetzige Orgel wird gewiß mehr Freude bereiten.

#### Zillhausen.

In die 1838 erbaute Kirche kam zugleich auch eine neue Orgel, die Orgelbauer Braun aus Spaichingen mit 14 Registern hergestellt hatte. Wie in so vielen Dorfkirchen war der Schulmeister zugleich „Organist, Vorsänger und Mesner“. Das Instrument fand kein gutes Lob: 1862 urteilte man, die Orgel wäre wohl neu aber mit schlechter Registermischung, 1866 bezeichnete man sie als „ganz gering“. 1907 erfolgte vollständiger Umbau mit neuer Registrierung, wozu neuer Spieltisch und neues Gebläse kam.

## Einstige Orgeln in Ebingen und Umgebung

Von einer Orgel in der St. Martins-Stadt-kirche Ebingen hört man erst kurz nach 1700, was jedoch keineswegs ausschließt, daß schon vorher eine solche dort stand. Auch von der um 1709 errichteten Orgel erfährt man erst 1769, daß sie mit Rückpositiv und Pedal ausgestattet war, ihr Erbauer jedoch bis jetzt unbekannt blieb. Die Notwendigkeit der Reparatur 1769

wurde folgendermaßen begründet: „Zur Aufrechterhaltung und Führung des starken Chorals (d. h. von einer großen Gemeinde gesungen) muß das Pedal, das nur ein einziges 16-Fuß-Register besitzt, verstärkt werden“, nämlich durch Violon- und Posaunenregister, wozu eine neue Windlade, auch ein neues Regierwerk gebraucht wird, womit das Pedal mit Hauptwerk und Rückpositiv copuliert werden kann. „Zuerst berief man den Tübinger Orgelmacher Johannes Rüdiger, der aber „wegen vieler anderer Arbeiten die Reparatur nicht annehmen können“.

Nun wandte man sich an Joseph Martin aus Hayingen, fürstlich Fürstenbergischer Herrschaft, der später durch sein vielbewundertes Orgelwerk für Kloster Zwielfalten (erbaut ab 1771 mit vier Manualen, 64 Registern und über 6300 Pfeifen) weitbekannt wurde. Mit ihm „wurde die Convention dahin getroffen, daß ihm die Arbeit, woran er mit drei Personen wenigstens vier Monate zu arbeiten und sich mit seinen Gesellen auf eigene Kosten zu verpflichten hat, in Summa 320 Gld. accordiert worden . . . und die hiesige Heiligenpflege sämtliches Material um schätzungsweise 300 Gld. selbst beschafft und der Orgelmacher unter der Aufsicht der Kirchenvorsteher zu arbeiten hat“. Eine Accord-Copie ist vorhanden, derzufolge die Orgel 20 klingende Register, drei Blasbälge und zwei erneuerungsbedürftige Manuale hat. Der Orgelmacher soll sofort 30, bei Arbeitsbeginn 90 und bei Vollendung der Instandsetzung 200 Gulden bekommen; wenn er aber „die Arbeit nicht aufnimmt, soll er 30 Gld. abzüglich seiner Reisekosten zurückgeben“. Der amtliche Orgelrevident, der Stuttgarter Stiftsorganist Stierlin, verlangte 10 Jahre Gewährschaft, auch soll der Posaunenbaß weggelassen werden, „weil er beständig einer Stimmung unterworfen ist“. Der Orgelmacher mußte widerspruchslos hinnehmen, daß seine Accordsumme von 320 Gld. durch Stierlin auf 250 herabgesetzt wurde.

Eine Hauptreparatur hatte 1793 Johs. Rüdiger vorzunehmen, sie belief sich nach Moderierung um ca. 20 Gulden auf 335 Gld. 48 Krz.; da noch andere Handwerker eingesetzt werden mußten, kamen die Gesamtkosten auf 461 Gld. Die nächste Ausbesserung an der St. Martinskirchenorgel erfolgte 1802 durch Orgel- und Instrumentenmacher Joseph Speidel aus Wachen-dorf (bei Horb a. N.) um 80 Gld., dazu kamen täglich 36 Kreuzer für Kost und Logis. Mit der Zeit wurde der Wunsch nach einer neuen besseren Orgel laut. 1859 durfte Hoforgelmacher Eberhard Friedrich Walcker/Ludwigsburg (1794 bis 1872), einer der genialsten und produktivsten Orgelbauer seiner Zeit, ein neues Instrument aufstellen. Es besaß auf zwei Manualen und einem Pedal 28 Register (darunter 25 klingende). Das Werk kam ohne Beifuhr und Aufstellung auf 4300 Gld., der neugotische Orgelprospekt auf 1108 Gld.; die Orgeleinweihung fand am 7. November 1859 statt. Durch bessernde Eingriffe i. J. 1882 gelang es, den Klang noch ansprechender zu machen. Die „Musikverständigen der Stadt“ wollten sich dem gewechselten Klangideal der neueren Zeit anpassen, was aber nur von einer neuen Orgel erwartet werden konnte. Wiederum bestellte man bei Fa. Walcker ein neues Orgelwerk, diesmal mit 46 Registern, das 1905/06 aufgestellt wurde. Die Kapellkirche, 1832 zum Abbruch bestimmt, wurde auf Andrängen der Bürgerschaft 1833/34 wiederhergestellt, auch nach dem Brand i. J. 1845 zum zweitenmal renoviert; sie war mit einer guten Orgel mit 11 Registern versehen, die eben-

falls von E. F. Walcker/Ludwigsburg geliefert wurde.

#### Bitz

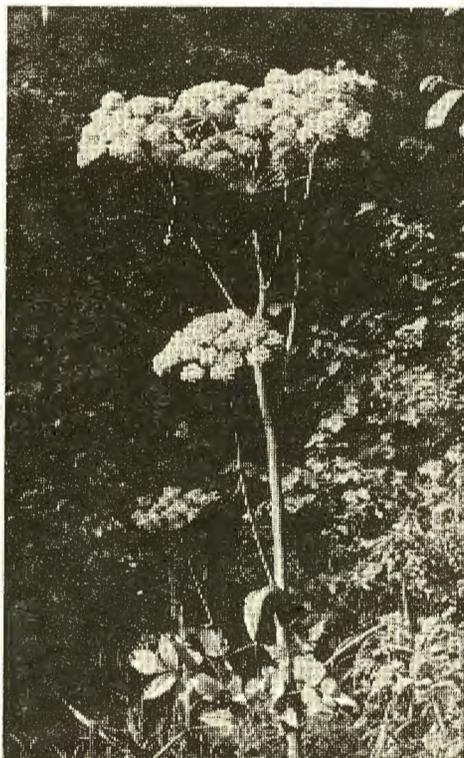
Wann die Gemeinde vor 1800 ihre erste Orgel aufstellte, ist unbekannt. Jedenfalls war es ein kleines unscheinbares Werk mit vier Registern ohne Pedal (Positiv). Erst 1858 hört man, daß die Orgel ungeachtet vieler Reparaturen mangelhaft war. Es gab sich, daß ein Ersatz in Aussicht stand; 1868 war die ausgediente 120jährige Orgel von Tailfingen preisgünstig zu erwerben.

(Schluß folgt)

## Engelwurz

### Angelica officinalis

Aus einem dicken Wurzelstock wächst im späten Frühjahr eine mächtige Staude heran, die über zwei Meter hoch werden kann. Es ist die Engelwurz, die auf unserer Alb am Rand von feuchten Wiesen, an Bachufern und an feuchten lichten Waldstellen und Gebüsch nicht selten vorkommt. Ihre Stengel sind unten daumensdick und glatt, oben kurzhaarig. Sie verzweigen sich und bilden oben große, halbkugelige, weiß oder rosa blühende Blütendolden. Die großen Blätter sind zwei bis dreifach unpaarig gefiedert und stark gesägt. Die Blattscheiden umschließen den Stengel zu einem kleinen Wasserbecken, das das ammoniakhaltige Regenwasser aufnehmen kann, um den Stickstoffhaushalt der Pflanze zu mehren. Die Blüten entwickeln fenchelförmige aromatische Samen, die mit dem Wurzelstock zusammen in der Heilkunde Verwendung finden. Ihre Wirkstoffe regen die Magendrüsen an und beruhigen die Darmmuskulatur.



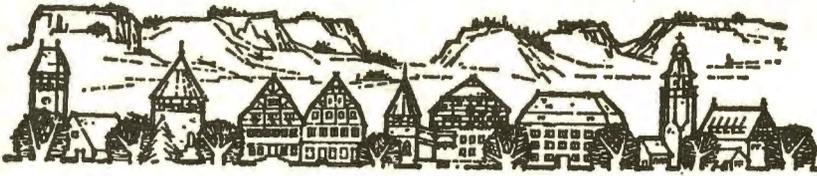
latur. Schon im Mittelalter wurde ein Likör aus den Samen der Engelwurz, dem Fenchel, Anis und Koriander hergestellt, und es enthalten der „Benediktiner“ und der „Chartreuse“ noch heute Engelwurzextrakte. Die Engelwurz blüht von Juli bis September und sie fällt jedem aufmerksamen Beobachter der Pflanzenwelt in die Augen.

Foto: Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 20

31. Oktober 1973

Nr. 10

## Unsere hohenbergischen Orte um 1400

Von Fritz Scheerer

Von der Grafschaft Hohenberg sind Steuerlisten aus der Zeit von 1384 bis 1454 erhalten, die zu den ältesten in Schwaben noch vorhandenen Steuerlisten gehören. 1953 veröffentlichte sie Staatsarchivrat Dr. Karl Otto Müller als „Quellen zur Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte der Grafschaft Hohenberg“. Diese Quellen enthalten auch für die in unserer Gegend zur Grafschaft Hohenberg gehörigen Orte neben den Nachrichten über die Finanzen überaus interessante Notizen über damals lebende Familien und ihre wirtschaftlichen Verhältnisse, über Flurnamen, über die politische Geschichte unseres Raumes usw. Es dürfte daher angebracht sein, diese Hohenberger Rechnungen und Steuerlisten, soweit sie unsere engere Heimat betreffen, durchzusehen und auszuwerten, um einige Ergebnisse für die spätmittelalterliche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und für die Finanzgeschichte unseres Raumes vom Übergang der Grafschaft Hohenberg an Österreich bis zum Ende der Pfandschaft der Reichsstädte über diese Grafschaft zu bekommen.

Für die Grafschaft Hohenberg sind für die genannte Zeit zwei Ereignisse und ihre Folgen von großer Bedeutung. Einmal ist es der Verkauf der Grafschaft am 26. Oktober 1381 um 66 000 schwere Goldgulden durch Graf Rudolf III. von Hohenberg, den letzten im Mannesstamm der Rottenburger Linie der Hohenberger, an Herzog Leopold von Österreich und zum ändern die Verpfändung dieser Herrschaft an die schwäbischen Reichsstädte durch die schwer verschuldeten Brüder Ernst und Friedrich, „mit der leeren Tasche“, Herzöge von Österreich, am 12. August 1410. Erst 1454 konnte der Sohn Herzog Ernsts, Herzog Albrecht von Österreich, mit Gewalt und nach langen Verhandlungen die Grafschaft wieder einlösen.

Der Verkauf 1381 umfaßte die Feste Hohenberg, das Städtlein Hohenberg am Fuß der Burg, die Städte Schömberg, Nusplingen, Fridingen (Donau), Oberndorf, Horb und Binsdorf, das Städtlein Au (Oberrnau), die Festen Kallenberg, Werenwag, Wehingen, Neckarburg, Waseneck, Werenstein, Isenburg, Urnberg und Rotenburg (Weilerburg), Stadt und Burg Rottenburg, Burg und beide Städte Haigerloch, die Städte Ebingen und Dornstetten, die aber damals an Württemberg verpfändet waren, ebenso den Turm zu Altensteig. Aus unserem Kreis sind es außer den schon genannten Orten Dautmergen, Dormettingen, Weilen u. d. Rinnen, Ratshausen, Hausen am Tann, Obernheim, Unterdigisheim. Nur die Feste Neuhausen (Filder) war vom Verkauf ausgenommen.

Ein Zusatzvertrag enthielt die Bedingungen und Verabredungen, unter denen dieser Verkauf vor sich gehen sollte. Besonders wichtig war: Stirbt Graf Rudolf vor Martini 1382 (erst 1389 gestorben), so fällt die Grafschaft an seine Tochter Margareta, die schon als Kind mit dem Markgrafen Bernhard von Baden verlobt worden war. Im Widerspruch zu dieser Vereinbarung von 1368 steht aber der Verkauf von 1381. Der Markgraf schob daher die Hochzeit bis 1384 hinaus. Der Käufer Herzog Leopold mußte ihm die Feste Waseneck und die Städte Oberndorf und Schömberg verpfänden und Graf Rudolf ihm 700 Gulden Steuer von Rottenburg verschreiben. Die Ehe wurde jedoch bald wieder geschieden, und Margareta vermählte sich

schon 1393 mit dem Grafen Hermann von Sulz. Die Bestimmungen des Kaufvertrags wurden zudem mehrfach geändert, da der Käufer die festgesetzten Zahlungstermine nicht einhalten konnte.

Das Verhältnis des Markgrafen von Baden zu Hohenberg blieb bis 1409 gespannt. Die Eheirungen mit Margareta und die Forderungen des Schwiegervaters Rudolf auf Herausgabe des Heiratsgutes und der verpfändeten Städte veranlaßten ihn zu Fehdezügen und Brandschatzungen der Dörfer, bis endlich 1410 zwischen ihm und Österreich eine Ausgleichung zustande kam. Graf Hermann von Sulz, der zweite Gemahl der Gräfin Margareta, verzichtete 1406 gegenüber Herzog Friedrich von Österreich auf alle Ansprüche an von Baden in Pfandbesitz gehaltenen Orte.

Aus Schadenslisten von 1393 erfahren wir, daß die markgräflichen Beamten von Waseneck, Oberndorf und Schömberg in die umliegenden hohenbergischen Orte einfielen, diese teils niederbrannten (Beffendorf) oder von den Dörfern Abgaben anstelle der Verbrennung (Brandschatzungen) verlangten. So mußten u. a. alle hohenbergischen Dörfer um die Feste Obernheim (Weilen u. d. R., Ratshausen, Hausen a. T. und Schörzingen) Brandschatzungen auf sich nehmen.

Die von Wilen (Weilen u. d. R.) mußten zur Brandschatzung geben 50 Gulden, 40 Malter Haber (1 Mlt. = etwa 250 Liter), 4 lb. (Pfund) minus 5 ß (Schilling) (1 lb. = 20 ß zu je 13 Pfennig) und ein Barchentuch, die von Hausen 15 Gulden 3 ßh (Heller) und 15 Malter Haber, die von Schörzingen 63 fl. und 7½ lb. h., 2 Barchentücher und 50 Malter Haber. Die von Ralshausen (Ratshausen) sind am schlimmsten geschädigt worden, so daß geschrieben steht: „Hainrich Tüffelin umb 20 lb. h., Herman Egen 80 lb. h. an hus und hof rindern und andern fisch und Hoe und mernerley (mancherlei) ander ding. Bengel 80 lb. h. an hus und hof, rinder und ros und ander sachen. Valhas 20 lb. h. Bentz der Fry 20 lb. h. Bung 20 lb. h.“ Um die Höhe des Schadens beurteilen zu können, seien die damaligen Getreidepreise angeführt: 1 Malter Kernen 13 bis 16 ß, Roggen 12 ß.

Die Owinger sind von den von „Schömberg“ (Schömberg) und Oberndorf geschädigt worden: „Schuler umb 10 lb. h. Der

Graf 30 lb. h. Bentz im Wiler umb 10 lb. h. Fritzli Yrmow 4 lb. h. Auberly der Berrer 14 lb. h. Haintz der Straner 10 lb. h. Cuntz Rön 6 lb. h. Auberly Rön 5 lb. h. Vingerhut 14 lb. h. Haintzli von Mittelhofen 30 lb. h. Der Fridel 16 lb. h.“ Wir sehen, daß der Erwerb der Grafschaft für Österreich keine Quelle reinen Genusses war. Infolge der auf der Grafschaft lastenden Schulden mußte der neue Besitzer alle Anstrengungen machen, um sich den Besitz zu sichern.

Graf Rudolf von Hohenberg erhielt 1384 die Grafschaft zu lebenslänglicher Nutznießung zurück, verpfändete jedoch 1388 „Nusplingen daz stettlin“, den Nutzen von Fridingen, bei uns die kallenbergischen Dörfer Obernheim, Dormettingen, Erlaheim, „Kallenberg die vestin“ und die vier Dörfer um Oberndorf (Beffendorf, Waldmössingen, Altoberndorf, Bochingen) an den Grafen Rudolf von Sulz, an Herr Heinrich von Hörningen (bei Blaubeuren), Burgvogt zu Werenwag, „Wernwag die vestin“, Schwenningen (Kr. Stockach), Kolbingen, Heinstetten, Renquishausen, Unterdigisheim, den Weiler Ehestetten (Eystetten) und zwei Fuder Wein usw. Auch unter österreichischer Herrschaft hörten die Verpfändungen nicht auf. So war die Stadt Binsdorf 1386 bis 1393 verpfändet an die Bubenhofen, dann an die Pfunser (bei Nordstetten) und 1395 an die Brandhoch, 1406 bis 1408 an Burkard von Mansberg (bei Dettingen/Teck), 1410 an die Reichsstädte und 1441 an Graf Rudolf von Sulz. Erst von 1454 an unterstand Binsdorf unmittelbar der österreichischen Herrschaft.

In Schömberg waren die Reichsstädte Pfandherr. Daneben erhoben auch die hohenbergische Erbtöchter Margareta und ihr zweiter Gemahl, Graf Hermann von Sulz, Ansprüche. 1410 wurde die Stadt erneut den Reichsstädten verpfändet, bis dann 1454 Herzog Albrecht von Österreich den Städten das Pfand mit Gewalt entriß.

Die Zeit der Pfandschaft über die Grafschaft war eine unruhige Zeit. 1395 hatten sogar die Binsdorfer ihren Schultheißen ohne des Herrn Erlaubnis abgesetzt. Bald ganz, bald in Teilen wurde Hohenberg an Gläubiger verpfändet. Erst Mechtilds, Albrechts Gattin, selbständige Regierung führte für Hohenberg eine ruhige Zeit, vorübergehend sogar eine Glanzzeit herbei.

### Steuer um 1385

Die Notierungen der Steuer um 1385 geben uns einen Anhaltspunkt über die Größe der Orte und die Vermögensverhältnisse ihrer Bewohner. So enthält das Register über die Dörfer, „die uff der Scherr ligen“, u. a. folgende Angaben: Honstetten (Heinstetten) 20 lb. h. (Pfund Heller), Tigishain (Unterdigisheim) 32, Hartheim 26, Hausen ob Lochen (Hausen a. Tann) 20, Wiler (Weilen u. d. R.) 50, Ralshausen (Ratshausen) 20, Ehestetten (Ehestetten) 10, Holtzhain (Holzheim, abgegan-

gen oberhalb Schömberg) 10, Hohenberg (Städtlein) 20. Die kallenbergischen Dörfer bezahlen nach dem Urbar der Grafen von Sulz von 1388: 29 lb. h. und 4 1/2 Malter Haber und „3 Schöffel vesen“ (ungegerbten Dinkel) (1 Mltr. Vesen zu 14 ß h, 1 Mltr. Haber zu 10 ß h gerechnet), Obernheim 21 lb. h. und 4 Malter Vesen und 4 Malter Haber, Dormettingen rund 20 lb. h., Erlaheim 10 lb. h. und Vesen und Haber, Bronnhaupten 10 lb. h. In Obernheim muß ein Bürger Vorschuß leisten und mit 100 lb. h. für andere Bürge sein, da sie anscheinend nicht bezahlen können.

#### Die große Landsteuer aus dem Jahre 1394

Die große Schätzung der Landsteuer der Herrschaft Hohenberg aus dem Jahre 1394 gibt uns eine Zusammenstellung der ältesten Namen der Einwohner der hohenbergischen Lande und der Vermögensverhältnisse. Sie dürften daher von Interesse sein. Diese Steuerliste ist eine Vermögensliste, die den ganzen Besitz jedes Besteuernden einschließt und in Pfund Heller angibt (die dem Namen folgende Zahl). Davon wird der 20. Pfennig = 5 Prozent des Vermögenswertes als Steuer entrichtet.

#### „Schömberg die statt“ (Schömberg)

„In der Pfingstwoche schwuren die von Schömberg die schatzstür“: Contz der Wurer 320, Hensli Zeler 130, Sin muter 26, Der Mutscheler 15, Haintzli Runss 44, Burk von Holtzhain 16, Gretun man 2, Hainrich Müller 5, Der Michel 20, Kathrin die wirtinn 120, Cuntzli der Tod 650, Aichin holtz 290, Der Ebinger 5, Hail Wurerin 3, Rumpfli . . . , Wern Wurer 420, Aell Blätlerin 1, Haintzli Brun 60, Die Milin 60, Der Garber 60, Hans Arnolt 300, Die Raenin 100, Aberli Löbler 70, Wern Butz 50, Brun von Holtzhain 300, Die Künerin 16, Hug Appen 110, Hug Mangolt . . . , Contz der Ganter 50, Contz Ott 60, Conrat Märuss der jung 6, Bentz Wagner 60, Die Oettin 20, Bentz Mangolt 120, Der Hellgraf 55, Bürkli Waeyen 320, Herman Habs 75, Der under (ander) Hans Arnolt 190, Hensli Lacher 420, Kannstatt 70, Bentz Muser . . . , Grünwid 16, Der alt Muser . . . , Die alt Waeyn und ihr dochter 230, Der alt Krütli 150, Bentz Zeler und sin sun 530, Der Ryser 5, Hans Muser 8, Herman Habs der alt 100, Contz Hön . . . , Die Rünssin 170, Conrat Märuss der alt 105, Die alt Lendlin 66, Jössli 42, Arnolt by der kappellen 150, Walther Füg 200, Götz 320, Mulätsch 20, Der Guger 150, Der Louffer . . . , Die Häwin 25, Der Hattinger 150, Mätz Tönerin 20, Der Hass 45, Eberli Hirt . . . , Der Löffler 70, Haintz von Tülingen (Deilingen) 350, Die kürsennerin 44, Der Göss 250, Haintz Schlatter 40, Haintz Füg 600, Peter Füg 100, Die Guldin 140, Die Zimmermännin . . . , Haintzli Lausser 35, Kätherli am Rain 150, Haintz der Tod 250, Haintz Fines 100, Bentz Rall 85, Haintz Hartz 150, Haintz Krütli 180, Henny Huser 49, Egenhain sel. wib 460, Der Hagen 10, Aberli Schürli 60, Wern am Graben 30, Der schaider . . . , Des Vetterkind 100, Hensli Ott 6. Summa summarum 12 168 lb. h. „Daz hat alles graf Herman von Sultz ingenommen“. Nachgeschrieben wurde, daß Conrat Brendli, Bentz Buchbiss, Hans Buchbiss, Rüpffli von Holzheim sind. Die hier aufgeführten Steuerzahler lassen auf etwa 500 Einwohner schließen.

#### „Tutmaringen“ (Dautmergen)

Hans Peter 120, Haintz Ackerman 50, Der Schnider 20, Peter Messner 30, Lenhartz wib Itt 23, Volmar 8, Haintz Brun 40, Haintz Gäber 180, Peterli 50, Hainrich Huss 68, Haintz Claren 40, Haintzli Herman 80, aintz Müller 62, Hans Mesner 36, Hug der Holtzer 95, Daß Hätzli 90, Hans Pfefferli 3.

#### „Hohenberg daz Stättlin“

Der Hainrich der Metzler 30, Cüntzli der Huser 30, Cüntzli Essling 30, Stainmar Mösch 100, Der Hergöttin sin swester 180,

Peter Hergot 60, Mätzli Husers 20, Der Lacher 120, Hans Güt 30, Bentz Essling 80, Der Heintzman 4, Uetzlin 20, Aellin Wolfs 20, Henny von Ah 16, Stöb 10.

#### „Husen ob Lochen“ (Husen am Tann)

Haintz Renfrid 30, Bürkli Zwick 75, Cüntzli Löffler 20, Burkart der Tekk 20, Contz der Riser 88, Cüntzli Lausser 40, Bentz Has 13, Der Alterman . . . , Der Plank 20.

#### „Rälshusen“ (Ratshausen)

Der Sutor 170, Bungen sun 35, Die Schifferin 18, Der Stainhofer 150, Cüntzli der Huser 84, Der Bengel 48, Burkart der Huser 5, Haintzli Winman 70, Herman Egen 10, Daz Huserli 70, Clär die Fugin 20.

#### „Wilen under Hohenberg“ (Weilen u. d. Rinnen)

Ulrich Sälinger 100, Hans von Wiler 150, Bürkli Fry 80, Bentz Kolbing 250, Haintz der Fry 65, Sifrit 190, Mätz von Bubshain 135, Kolbings dohterman 150, Contz der Fry 45, Kätherli von Bubshain 41, Walther von Wiler 90, Aelli Hannst 35, Daz Clärli 40, Der Berer 40, Der Taler 120, Hainrich Kolbing 150, Aelli Fryli 30.

#### „Nusplingen daz Stättlin“

Aell Metzgerin 25, Herman der Walh . . . , Mätz Eckhartin 1, Ir swester die Löblin 18, Conrat der schnider 22, Ruf der Tötter 30, Haintzli der Wescher 20, Hainrich scriber 50, Hannman 10, Haintz Plüm 20, Bentz Schertzingen 20, Aelli Waltherli 10, Künny Aggerknecht 20, Hainrich Müller 10, Mätz Hugen . . . , Clär von Husen 10, Der smit der schulthais 180, Hentschich 3, Knobloch 5, Krütlin . . . , Herman Albr(echt) 80, Der Rietmüller 6, Hainrich von Wähingen 6, Herman Göch 12, Bentz der Klainer 27, Der alt Bung 25, Züntzerli 40, Burkart von Kolbingen 100, sin dochter Ann . . . , Herman Klainer 4, Der schulth(aiss) im Wur 10, Agnes Girin . . . , Cläsin 60, Hainrich Busch 32, Burkart Swender 30, Herman swaiger . . . , Cüntzlie der frowen kneth 50, Der Graf der müller . . . , Rappenstain 20, Anne Löblin 30, Rappenstainmutter . . . , Die Amm 1, Conrat Ymme 24, Haintz von Schömberg 100, Der alt Schätzli 10, Sin swiger 5, Bürkli der bekk 5, Die Wescherin 25, Die alt Ekerin 6, Herman Münch 35, Irrgang . . . , Haintz von Stetten 50, Dietrich 5, Aelli Tānis 23, Hainrich Oerli und sin swester Aell 20, Werner Albrecht 70, Gisel . . . , Hans Ekker 15, Die alt Swedin 3, Willmar 100, Der jung Hans Bung 20, Irmel Pfästrin 1, Löb 5, Conrat Dietstaiger 60, Mätz Häsin . . .

#### „Under Tigenshain“ (Unterdigisheim)

Eberlin Sifrid 140, Der Ritter 50, Contz der vogt 75, Bentz Firm 220, Hans Pfifer 18, Der Müller 24, Der alt Riser 100, Bentz der smit . . . , Aberli Riser . . . , Bertolt smit . . . , Bürkli Riser 30, Uthart 20, Aberli App 60, Conrat Egenhain 60, Bentz der Maiger 15, Der jung App 20, Haintz von Rotwil . . .

Aus diesen Vermögenslisten ergibt sich: Schömberg: Einwohner rund 500, Zahl der Steuerpflichtigen 96, Vermögen in lb. 12 168, Vermögen Durchschnitt in lb. 127.

Nusplingen: nur 150 bis 200, weil 21 Frauen darunter, 67, 1 575, 24.

Unterdigisheim: 90, 17, 872, 51.

Dautmergen: 90, 17, 995, 53.

Weilen u. d. R.: 90, 16, 1 711, 107.

Hohenberg Stättlin: 80, 15, 750, 50.

Ratshausen: 60, 11, 630, 57.

Hausen a. T.: 50, 9, 306, 45.

#### Schertzingen (Schörzingen)

Cuntzli Wolfen 70, Haintz Winman 80, Herman Fitz 20, Die Wagnerin 10, Conrat Stülins kint . . . , Hainrich Plässing 20, Der Eman 20, Volk und sin swiger 85, Hainrich Strub 24, Haintz der Huser 20, Burkart Stülins fröw 150, Aberli Schöp 100, Hensli Paigers 100, Hugen knaben 60,

Burkart Eman 18, Eberli Stöb 80, Der Hosinger 150, Bentz Färli 20, Die Pfäwin 22, Die Stähellerin . . . , Walther Stülins 40, Haintzli Hess 20, Der Efinger 10.

Zum Vergleich der beiden Städte zeigt sich ein ganz großer Unterschied in den Einwohnerzahlen und vor allem auch in den Vermögensverhältnissen. In Nusplingen haben nur zwei Bürger ein Vermögen von 100 lb. h. und einer von 180 lb. h., während in Schömberg 38 Bürger 100 und mehr lb. h. haben, ja sogar drei über 500 lb. h. Rund ein Sechstel der Bürger kann in Nusplingen wegen zu geringen Einkommens nicht zur Steuer veranschlagt werden.

Die Bewohner Schömbergs waren also zum Teil recht wohlhabend. Die Familien Tod, Wurer, Kräutlein, Kannstatt und andere bildeten damals die gehobene Schicht der einst größten Stadt Oberhohenbergs und waren imstande Mannlehen zu tragen. Man wird daraus schließen dürfen, daß im 1. Jahrhundert nach der Stadtgründung (um 1250) auch in Schömberg „Stadtluft frei machte“, denn Mannlehen wurden im allgemeinen nur an Ritter oder freie Stadtbürger verliehen.

Von dem etwa 2 km oberhalb von Schömberg bei der 2. Schlichemühle gelegenen Holzheim waren schon 1394 vier Bauern in der Stadt ansässig. 1385 zahlte das etwa aus vier Höfen bestehende Dörflein noch 10 lb. h. Steuer. Ein Gütlein war hier um 1400 österreichisches Lehen des Ritters Werner Teufel. Nach 1400 muß aber diese Siedlung bis auf die Mühle aufgegeben worden sein, die noch heute erhalten ist. Ihre Markung, die im Norden auch den Palmbühl umfaßte, kam an Schömberg und Weilen. An den Ort erinnert noch der Waldname „Holzinger Berg“. Nur wenige Namen der 96 aufgeführten Steuerpflichtigen trifft man heute noch in Schömberg. Neben den auch anderwärts häufig vorkommenden Müller, Wagner, Hauser (Huser) usw. ist es vor allem der Familienname Wu(h)rer, den heute noch verschiedene Schömberger Familien tragen. Beim Vergleich mit den heutigen Familiennamen hat man den Eindruck, daß sie sich seit 1394 total verändert haben. Es sind auch damals nur wenige FN. vorhanden, die dann später in den Musterungslisten von 1581 und 1615 vorkommen.

Bei Weilen unter den Rinnen fällt ebenfalls ein hoher Vermögensstand auf, bei 16 Steuerpflichtigen 7 über 100 lb. h., während sich in den übrigen Dörfern nur ein Durchschnitt von 52 ergibt. Dann fällt der Namen Fry (Frei) auf, der heute in Weilen nicht mehr anzutreffen ist, während die Sifrid (Seifried, Seifritz), zu den alteingesessenen Weilener Familien gehören (heute noch 11 Familien mit diesem Namen vorhanden), zu denen dann um 1600 die Koch, Krachenfels, Riedlinger und Weimann kommen. Um diese Zeit finden wir hier den vermögenden Vogt Seifritz mit vier starken Pferden für den Feldbau und einem Vermögen von 2000 fl. Auffallend sind auch 1394 die zwei Steuerpflichtigen mit dem Zusatz „von Wiler“.

Das Burgstädtchen Hohenberg muß zu einer Zeit entstanden sein, als die Grafen von Hohenberg noch hauptsächlich auf der Burg Oberhohenberg residierten. Das war wohl im 13. Jahrhundert der Fall, aber nicht mehr im 14. Jahrhundert. Die in dem Städtchen angesiedelten Handwerker und Handelsleute werden sich dann bald verlaufen haben, als die Grafen verzogen waren. Nun findet sich am Osthang der Burg die große Flur „Weiler“, in der sich nach der Oberamtsbeschreibung Spaichingen (S. 277) Mauerreste und Gebäudeschutt gefunden haben. Es muß also hier eine Siedlung vorhanden gewesen sein, die zwar urkundlich nicht erwähnt wird. Diese dürfte der zur Burg gehörige Burgweiler gewesen sein, der abgegangen ist, da seine Felder

und Wiesen an die neugegründete Stadt gekommen sind. Seine Bewohner wird man als Bauern wohl kaum in der Stadt, wo man Handwerker brauchte, angesiedelt haben; vielmehr verpflanzte man sie ins Mittelbach- und Brandbachtal beim heutigen Weilen, wo um jene Zeit genügend unbebauter Boden zur Verfügung stand. Mit den Bewohnern wurde auch der Name der Siedlung übertragen, so daß die Neuan-siedlung, die erstmals 1327 urkundlich erwähnt wird, zunächst den Namen „Wiler under Hohenberg“, statt „bei Schömberg“ bekam. Um die Umsiedlung schmackhafter zu machen, wird man den Bauern die neuen Güter zu freierem Recht verliehen haben. So ist in Weilen nichts über Leib-eigene bekannt, sind 1394 keine ganz armen Leute vorhanden, dagegen findet sich mehrfach der Familiennamen „Fry“ (Frei) und nennen sich einige von „Wiler“. Auch der Fronverband der Burg Hohenberg oder die lästige Einbannung von Weilen in die weit entfernte, mühsam zu erreichende Delkhofer Mühle, statt in die nahe gelegene Holzheimer Mühle, wie Hans Jänichen nachweist, erklären die merkwürdigen Verhältnisse.

In Ratshausen ist es neben dem Familien-namen Winmann (Weinmann) der FN. Suter (Sauter), der sich bis heute erhalten hat. Um 1600 werden dann die Blepp, Dannegger (6), Koch (3), Riede (2), Sauter (9), Steiner (5) erwähnt; der Vogt Michael Rigger hat nach den Musterungslisten 5 Pferde (allerdings nicht als Reitpferde tauglich) und ein Vermögen von 2000 fl. Hausen am Tann, um 1400 noch „Husen ob Lochen“, muß aus wenigen Höfen bestanden haben und ist erst durch Neuan-siedlung von mancherlei Leuten zu einem größeren Ort herangewachsen.

Wie alle -heim-Orte dürfte auch Unter-digheim ursprünglich eine Siedlung von nur 4 bis 5 Höfen gewesen sein und ist erst im Hochmittelalter zu einer etwas größeren Ortschaft herangewachsen, so daß 1394 schon 17 Steuerpflichtige aufgeführt sind. Unter diesen wird ein Ritter erwähnt, der hier steuerlich veranlagt wird. Ob er auch hier ansässig war, ist eine andere Frage, denn der mit ihm genannte Haintz von Rotwil ist vermutlich 1419-1445 Schult-heiß in Rottweil. Die in Rottweil auftretenden, dem patrizischen Adel angehörenden Schmid von Unterdigheim sind 1394 Steuerzahler in Unterdigheim. Pfaff Burkart Smit ist Kirchherr in Nusplingen und 1403 begütert zu Meßstetten. Vielleicht geht auch der Name „Appental“ („Affental“) auf die 1394 aufgeführten Familien App zurück. In Nusplingen werden schon 1394 Klainer (Kleiner) und eine Familie Conrat Dietstaiger erwähnt. Ein Weiler Dietstaig muß also bereits im Mittelalter vorhanden gewesen sein. Von den heutigen Höfen wurden die ersten 1826 erbaut.

Bei den in den Steuerlisten angeführten Namen wird deutlich, daß viele Zunamen noch nicht endgültig sind, daß wir um 1400 noch mitten drin im Ringen um die endgültige Form dieser Namen sind. Andererseits sieht man, daß der Landschreiber von 1394 peinlich bemüht ist, dem Taufnamen einen zweiten Namen oder

wenigstens eine Bezeichnung beizufügen, um Verwechslungen zu vermeiden. Es muß also schon ein Zuname bereits verlangt worden sein.

#### Die Lehenhefte von 1380 - 1445

Die drei Lehenhefte sind für die Geschlechterfolge der einzelnen Lehenfamilien und ihrer Geschichte von erheblicher Bedeutung, da sich die Einträge zum Teil genau datieren lassen. Bei der Verpfändung der Herrschaft an die schwäbischen Reichsstädte 1410 durch die Herzöge von Österreich haben sich aber die beiden Herzöge ausdrücklich das Verfügungs- und Verleihungsrecht (die Mannschaft) über alle Lehen vorbehalten. So heißt es z. B. „Hans von Wintzen (abgegangen bei Oberhausen) hat ze lehen ain gütlin ze Obertigenshain und ain gütlin ze Husen ob Lochen und ze Harthain ain gütlin, und was er hat von den vorgenanten dörfen, das ist lehen von myner herschaft von Österreich“. Henslin Arnolt von Schömberg hat einen Acker an dem „Bormbühel“ (Palmbühl), 1/2 Jauchert (J = etwa 1 1/2 Morgen) zu „Morgenloch“ und 1/2 J. Acker und 1/2 Mannsmahd Wiesen zu „Üliloch“ und ein Wieslein auf „Kochenwinckel“.

Als Leheninhaber auf Schömberger Markung werden aufgeführt Bechtolt Jösslin, Aberlin „der jung Wurer“, Wernher Hopp, Werlin der Lacher usw. Dabei werden viele Flurnamen erwähnt, die teilweise heute noch gebräuchlich sind: Vor Aspen, hinter dem Bol, der Boll, Braitwis, Friesalden, Gaililoch, Gambühel, im Grund, im Haimental, Heiligenacker uf Höberg, Kilwiese im Opfental, Rotwilerweg, Schönhagenweg, Hoher Steig, Unterbach usw. Haintz der Sältinger hat u. a. ein Wieslein mit 1 1/2 Mannsmahd zu „Northain“, das an den Rottenmünster Briel stößt. Nordheim war eine Siedlung nördlich von Suthain (= Südheim, heute Sonthof).

Um 1400 hat Hans von Tierberg den Weiler Sunthain mit Leut und mit Gut und den Widemhof daselbst, den Kirchsatz der dortigen Martinskirche und Zepfenhain (Zepfenhan) das ganze Dorf zu Lehen. Hainrich Kennhusen hat die Äcker, die ob der Kirche zu Kernhausen (abgegangen rechts der Schlichem bei Ratshausen) gelegen sind, und zwei Hölzer empfangen, von denen das eine Aspen, das andere „Visin“ heißt, und ein Gütlein heißt des Herlins Gütlin und liegt zu Rälshusen (Ratshausen).

Aus dem St. Bläsinshof zu Nusplingen zahlt Berchtolt Schröter drei Malter Korn und 10 ß h und von einem Hof, der den Frauen von Fridenweiler (Freudenweiler) ist. In Hausen, Ehestetten, Tieringen, Deilingen, Dormettingen, Ebgingen, in ober-schwäbischem Gebiet, auf der Alb waren Güter zu Lehen gegeben. Im Isinger Bann war es der Lupferin Acker, den Conrat Zotter von „Rosenveld“ empfangen hatte.

Aus den vielen Lehenaufschrieben, von denen hier nur wenige angeführt werden konnten, kann man sich ein Bild machen, in welch umfassenden Gebiet und an welcher Unzahl von Orten Österreich seine Machtstellung als Lehensherr ohne irgend eine Einspruchsbefugnis der Pfandinhaber

während der Pfandschaft ausüben konnte. eine Kommission nach Tübingen zu schicken, um die Sache zu prüfen. Die Kommission ging aber zuerst zum Dorfvogt (Bürgermeister), um die Angelegenheit durchzusprechen. Der Vogt war ein Nachkomme des Hans Seemann, der 1648 das hiesige Schloßgut um 8000 Goldgulden gekauft hatte und hatte damit ein unentgeltliches Weiderecht auf der Allmand für zwei Pferde und zehn Stück Vieh. Gegenüber der Kommission stellte nun der Vogt die Allmand als so klein dar, daß sich eine Aufteilung kaum lohne. Mit diesem Bescheid rückte die Kommission ab.

Nun schrieb Johannes Göhring als Vertreter der Armen zum zweitenmal an den Herzog, daß die hiesige Allmand in zehn Stunden Umkreis mit 450 Jauchert (über 600 Morgen) die schönste und beste sei, und daß durchaus nicht zutrefte, was der Vogt gesagt habe. Auf dieses Schreiben kam eine neue Kommission, diesmal von Balingen. Aber auch diese Abordnung führte keine Änderung herbei. Wie groß die Notlage der Tagelöhner war, beweisen acht solche Schreiben. Im Original sind sie auf dem Rathaus noch vorhanden. Erst nach langem Hin und Her erfolgte 1832 die Aufteilung der Allmand in Einzelgrundstücke in einer Größe von 5 bis 10 Ar und in zwei von je 4 Ar. Jede Familie hatte nun Anspruch auf Allmand. Waren etliche Allmandteile nicht verteilt, so konnten diese an ledige, über 25 Jahre alte Mannspersonen ausgegeben werden, die sie auch lebenslang, selbst wenn sie ledig blieben, nutzen durften. So kam es des öfteren vor, daß in einer Familie zwei Allmandteile (Vater und Sohn) zur Bewirtschaftung vorhanden waren und damit die Fläche des Betriebes erhöhten. In früheren Zeiten war in Tübingen Grund und Boden Mangelware. Noch um 1900 wurde für ortsnahes oder gutes Land 50 Mark je Ar bezahlt. Ein Dienstknecht oder eine Magd, konnten, wenn sie einen eigenen Hausstand gründeten, nur an der Markungsgrenze, wo das Ar 20 oder weniger Mark kostete, zusätzlich von der Allmand Feld erwerben. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen jede Hanglage als Ackerland genutzt wurde. Im Frühjahr traten dann jung und alt zum Umgraben dieser Allmandstücke mit Spaten an, eine Arbeit, die die Wintermüdigkeit aus allen Gliedern vertrieb.

Diese Hanglagen wurden seit 1952 nach und nach aufgeforstet. Schon 1903 wurde mit der Entwässerung von Wiesen- und Ackerland begonnen und fortan jeden Herbst und Winter fortgesetzt, so daß bis 1930 nicht nur das Wiesenland links der Straße nach Gößlingen, sondern der größte Teil der Markung entwässert war. Diese schweren und harten Arbeiten wurden alle von Hand ausgeführt. 40 bis 50 Mann standen oft Tag für Tag in den Gräben, wo je nach Untergrund 20 bis 30 laufende Meter pro Person ausgehoben wurden.

Heute ist in Tübingen kein Mangel mehr an Grundstücken, da mancher landwirtschaftliche Betrieb aufgegeben wurde. Wo einst Pferde-, Ochsen- und Kuhgespanne die Felder bearbeiteten, sind es heute die Traktoren. Diese Bearbeitung erforderte aber die Aufgabe der jahrhundertalten Kleinparzellierung und die Hinwendung zu größeren Flächen, die durch die Flurbereinigung geschaffen wurden. Im Zuge dieses Verfahrens war es auch möglich, das Wegenetz neu zu gestalten und den jetzigen Verhältnissen anzupassen. Eine Makadamstraße führt über Oberösch nach Gößlingen, eine Betonstraße durch den Buösch nach Rotenzimmern. Die Vorfahren hätten sich dies nie träumen lassen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

## Tübingen im Wandel der Zeit

Von Martin Huonker

Im Jahr 1800 waren in der Gemeinde Tübingen 75 landwirtschaftliche Betriebe vorhanden, die ein eigenes Gespann halten konnten: Pferde-, Ochsen- oder Kuhgespann. Hinzu kamen 35 Tagelöhnerfamilien, die bei den größeren Bauern im Taglohn arbeiteten. Der Lohn bestand oft nur im Essen. Diese Familien hatten so wenig Grundbesitz, daß es trotz aller Sparsamkeit kaum möglich war eine Familie zu ernähren.

In dieser Notlage standen einige beherzte Männer aus dieser ärmeren Schicht zusammen und schrieben an den Herzog nach Ludwigsburg, er solle dafür sorgen, daß auch die ärmeren Einwohner mehr Grund und Boden zum Anbau von Kartoffeln und Getreide hätten, da sie nicht in der Lage seien, ihre Häuslein vor dem Zerfall zu schützen. Was geschah? Von Ludwigsburg ging der Befehl aus, vom Amt Rosenfeld

# Ehemalige Orgeln in Ebingen und Umgebung

Von Gotthilf Kleemann

## Schluß

Trotz Instandsetzung war keine große Ehre mit ihr einzulegen. Sie galt 1874 nur noch als „mittelmäßig“ und entsprach nur „dem äußersten Bedürfnis“. Um sie zu reinigen, „wird von einem hiesigen Künstler Hand an sie gelegt“ — wie ein Pfarrbericht vernehmen läßt. Auch weiterhin ist von dem Instrument mit sechs Registern nichts Gutes zu sagen: 1882 ist der Ton nicht sehr ansprechend; 1894 klingt es ironisch: „Die Orgel paßt zur Kirche, am alten Werk ist nichts mehr zu reparieren, das Orgelspiel mit vielen pfeifenden Tönen ist kaum anzuhören, es ist für die Gemeinde mehr störend als erhebend“. Es war allerhöchste Zeit, sich auf einen Neubau vorzubereiten; man machte den Etatüberschuß der Jahre 1901/04 zum Orgelbaufonds. Ein Vertreter der Fa. Link erklärte, daß er an das überalterte Werk keine Hand mehr lege. Endlich durfte Fa. Walcker eine gute kleine Orgel mit vier klingenden Registern liefern.

## Burgfelden

Die alte, durch romanische Wandmalereien denkmalwürdige Kirche diente bis 1894 dem Gottesdienst. In den äußerst schlichten und kalten Raum wurde 1843 eine abgängige Orgel gebracht, die man in einer katholischen Gemeinde erwerben konnte. Infolge ihrer Mängel gab sie bald „Mißtöne“ von sich und war winters unbrauchbar. Nach Enthebung von ihrer gottesdienstlichen Funktion wurde an anderer Stelle eine neue Kirche gebaut; in ihr errichtete 1896 Fa. Link, Giengen, um 1 800 Mark eine neue Orgel mit sechs klingenden Registern, die jährlich von J. Jehle/Ebingen gestimmt wurde.

## Hossingen

Wie häufig in der industriellosen verdienstarmen Zeit begnügten sich viele vom Wohlstand ausgeschlossene Gemeinden mit Anschaffung einer gebrauchten Orgel. Hier besaß die Kirche seit 1852 eine einfache, wenig versprechende Orgel, die 1869 als „gering und nur notdürftig brauchbar“ bezeichnet wird, wie jene im einstigen Mutterort Meßstetten. An der Orgel war auch nicht mehr viel zu bessern, so daß man sich klugerweise dazu entschloß, um 1878 ein Pedalharmonium zu kaufen, das viele Jahre treu und brav seinen Dienst versah. Um 1900 merkte man, daß das Harmonium nur mit Vorsicht zu gebrauchen war, da die Tritte des Blasbals zu schmal waren. Heute werden sich die Umstände der Gesangsbegleitung wesentlich geändert haben.

## Laufen a. d. Eyach

Erst 1832 erfährt man von der Aufstellung einer neuen Orgel, ob es aber die erste oder zweite war, ist unbekannt. Es muß kein solides Werk gewesen sein, denn schon nach 25 Jahren war sie „kaum befriedigend“ und doch bald darauf, 1865, liest man: „In baufälliger Kirche, die über alle Maßen in betrüblichem Zustand, „Orgel befriedigend“. 1873 kam die Wende zum Besseren: in die neu zu bauende Kirche „ist eine neue Orgel in Aussicht genommen“. Die alte wird verkauft und die Nachfolgerin mit 11 Registern bei Branmann in Ulm in Auftrag gegeben (H. C. Branmann war bis 1871 bei Orgelbauer Wilhelm Blessing in Esslingen tätig). Mit der Zeit ließ das Instrument an Güte nach. 1899 wurde das schwach klingende Werk gereinigt, 1918 hatte man seine zinnernen Prospekt Pfeifen beschlagnahmt, 1920 übernahm J. Jehle aus Ebingen die notwendige Stimmung.

## Meßstetten

Die Gemeinde kam erst 1844 zu einer Orgel, vorher mußte wie überall bei Feh-

len einer Orgel der Lehrer als Vorsänger mit einer Schülerschar „den Choral führen“. Im oben genannten Jahr kaufte man die in Straßberg abgehende Orgel mit acht Registern um 250 Gld., die sich ordentlich hält. Auf Kosten der Kirchenpflege wird sie im Januar 1870 durch Orgelmacher Braun aus Balingen um 300 Gld. gründlich hergestellt, dabei u. a. die Blasbälge, zwei Register und das Pedal neu hergestellt. Doch war die Abhilfe nicht von Dauer; 1873 erfolgte neue Reparatur und um 1900 die Orgel „in kläglichem Zustand, schließlich ganz gering und schlecht“. Die revidierende Fa. Link erklärte, daß es bei Reparatur um jeden Pfennig zuschade sei, was auch der staatl. Orgelrevident, Prof. Burkhardt/Nürtingen, bestätigen mußte. Die Gemeinde stellte für eine neue Orgel 1 000,— Mark in Aussicht, was seine Wirkung nicht verfehlte. 1902 konnte eine neue Orgel mit neun Registern durch Fa. Link errichtet werden, deren Kosten von 3 040 Mark meist durch freiwillige Spenden der Bürger aufgebracht werden konnten.

## Onstmettingen

Über die Orgel, die vor 1800 in die Kirche kam, sind weder Baujahr noch Erbauer bekannt. 1865 fand man einen Orgelneubau für notwendig, der auch verakkordiert wurde, „sich aber wegen Krankheit des Orgelmachers verschob“. Die alte Orgel wurde weiter benützt, 1873 entsprach sie noch den Bedürfnissen und konnte durch verständnisvolle Pflege in guten Stand gebracht werden. Doch fiel sie zusehends ab. Nachdem ein Kirchnerneubau in Angriff genommen wurde (Einweihung am 25. November 1888), entschied man sich für eine neue Orgel von Fa. Gebr. Link, die 15 klingende Register hatte. Mit der Erbauerfirma wurde auch gleich ein Revisionsvertrag geschlossen, der 1910 an J. Jehle überging. Die 1917 eingeforderten Zinkpfeifen konnten 1920 um 1 300 Mark durch Zinkpfeifen ersetzt werden, wodurch der Orgelprospekt wieder sein altvertrautes Ansehen erhielt.

## Pfeffingen

Hier ließ die Gemeinde 1852 durch Orgelbauer Klingler aus Stetten bei Hechingen um 870 Gulden eine Orgel mit 9 Registern aufzurichten; sie wurde 1870 von Gern aus Lautlingen ausgebessert. Das Werk, das in der Folgezeit je nach Bedarf gestimmt wurde, konnte sich bis zur Jahrhundertwende zur Zufriedenheit erhalten.

## Tailfingen

Über die Anschaffung der ersten Orgel vernimmt man am 20. 9. 1747: „Die Gemeinde hat schon geraume Jahre hero gewünscht, zu größerer Verherrlichung der Ehre Gottes ein Orgelwerk in die Kirche zu erhalten und bittet nun, ein Stück ihres Allmandfeldes verkaufen zu dürfen... Doch zur Vollendung der Orgel fehlen noch 80 Gulden; aus dem Allmandplatz wurden 102 Gulden erlöst, aber durch Veränderung der Empore (auf die wohl die Orgel gestellt werden sollte) war mehr Geld nötig.“ Des Dorfs Vogt und Richter bitten von der Balingen Heiligen-Vogtei ein Ergiebiges zu ihrem Orgel- und Emporkirchenbau. Ob und welchen Erfolg das Gesuch hatte, ist unbekannt. — Bei der Kirchenverweiterung i. J. 1777 mußte die Orgel um 30 Gulden abgebrochen und wieder aufgestellt werden.

1832 fand man die Orgel schlecht, doch behalf man sich noch ca. 30 Jahre mit ihr weiter. Einen Akkord für eine neue mit 17 Registern schloß man 1861 ab, doch ist der Name des Orgelbauers unbekannt. Doch schon 10 Jahre später mußte Orgelbauer Gern aus Lautlingen die Orgel reparieren und die Kopplungsmechanik in den Spiel-

tisch verlegen. Alles bisher Genannte betraf die Orgel in der vermutlich um 1506 erbauten Peterskirche. — 1906/07 wurde die Paulskirche um 154 000 Mark errichtet, in die Friedrich Schäfer/Kirchheim u. T. (Nachfolger der Fa. C. L. Goll und Sohn) eine Orgel mit 24 Registern stellen durfte; 1912 hielt man sie für nicht ganz befriedigend.

## Truchteltingen

Wann in die 1732 erbaute Kirche eine Orgel gestellt wurde, ist unbekannt, jedenfalls war um 1800 eine solche vorhanden. Dieser folgte 1861 eine andere mit 10 Registern von Orgelbauer Braun aus Balingen. Von dessen Erzeugnis war der Geistliche nicht erbaut und bezeichnete ihn als einen „Pfuscher“. Das Urteil mag nicht ganz unrecht gewesen sein, denn das Werk, das „häufig defekt“ war, erforderte viele Instandsetzungen. 1886, als der Hersteller des Instruments in Vergessenheit geraten war, liest man „die Orgel ist ein geringes Machwerk, von einem unbedeutenden Künstler erbaut“. Zwischendurch wurden die Schäden von Fa. Link repariert. Die abgelieferten Zinkpfeifen konnten 1920 um 900 Mark durch Zinkpfeifen ersetzt werden; damals wurde die Orgel durch J. Jehle/Ebingen gestimmt.

## Winterlingen

Die Orgelgeschichte von hier ist etwas von Sagenromantik umwittert. Zwei Pfarrberichten ist zu entnehmen: „Nach unverbürgter Sage“ sei aus Balingen eine Orgel nach Winterbachlingen gekommen, die schon in der Kapelle des Hohentwiel gestanden sei; der berühmte Kommandant vom Hohentwiel Konrad Widerhold (1598 bis 1667) hätte sie auf einem Streifzug in Überlingen aus einem Kloster für seine Festungskapelle geholt. Die Orgel, die bis 1888 in Winterlingen stand, trug die Inschrift: non vox / sed votum / non musica / cordula / sed cor / non clangor / sed angor in aure Dei. — Tatsache ist, 1. daß Balingen 1766 seine abgehende Orgel um 75 Gulden Winterlingen überließ, 2. daß Konrad Widerhold in Überlingen aus einem Kloster eine Orgel auf den Hohentwiel entführte und 3. daß die Orgel die genannte lateinische Inschrift besaß. Aber aus Balingen Akten ist bisher nichts über ein besonderes Schicksal der 1766 abgegebenen Orgel oder einer dort gelagerten Orgel bekannt geworden. Zudem wurde die an Winterlingen abgegebene Orgel erst um 1670 von J. J. Fesenbeckh für Balingen gebaut. Jedenfalls muß die „Sage“ bis zum Auftauchen zwingenderer Beweise mit allem Vorbehalt aufgenommen werden. — Um 1880 tat die mehrmals reparierte Orgel „ihren Dienst bei namhaftem Alter zur Not noch“ aber man war überzeugt, daß sie abgelöst werden müsse. Die Gemeinde beschloß, bei Fa. Gebr. Link eine neue zu bestellen und richtete ein Bittgesuch um einen Beitrag an die Kreisregierung.

Diese zeigte die kalte Schulter und versagte mit folgender Begründung ihre Unterstützung. 1. bleibe die Gemeinde mit ihren Verbindlichkeiten ohnedies im Rückstand, 2. sei eine Orgelbeschaffung von einer so großen Gemeinde mit über 2100 evang. Kirchengenossen (bei nur 36 Andersgläubigen) zu erwarten und 3. könne sich die Gemeinde mit einem Harmonium begnügen, denn „katholische Umgebung“ sei kein Grund, bei einer so großen Gemeinde auf Zuschuß hoffen zu dürfen. So wurde die Orgelbeschaffung eben ohne Beitrag von Regierungsseite in die Wege geleitet. Das Instrument mit 13 Registern kostete 4000 Mark; am 17. 11. 1886 war die Orgel fertiggestellt und konnte am 21. 11. eingeweiht werden. Noch 1922 waren die 1917 abgelieferten Prospekt Pfeifen nicht ergänzt, auch wurde ausdrücklich dazu bemerkt, daß der Klang darunter leide.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 20

30. November 1973

Nr. 11

## Kostbarkeiten der Heimat

Die Wallfahrtskirche auf dem Palmbühl bei Schömberg — Von Kurt Wedler, Balingen

Schon 1464 wird auf dem Palmbühl bei Schömberg eine Leonhardskapelle erwähnt, die aber am Ende des 16. Jahrhunderts verfallen war. Im Jahre 1631 wurde aus Anlaß einer kleinen Stiftung auf diesem Platz eine Wallfahrtskapelle von dem Schömberger Richter und Baumeister Hans Geiger errichtet. 1683 wurde sie, nachdem Zeichen und Wunder geschahen, der Mutter Gottes, St. Leonhard, St. Mauritius und den 14 Nothelfern geweiht. Und im Jahr 1723 ist mit dem Neubau der heutigen Wallfahrtskirche begonnen worden.

Der Dachreiter auf dem kleinen Kirchlein mit seinem Zwiebelabschluß läßt schon von weitem einen Bau aus dem 18. Jahrhundert erkennen. Hohe Rundbogenfenster geben dem Raum genügend Licht. Eine kleine Sakristei ist an die Nordseite angebaut. Das Bruderhaus neben der Kirche aus dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde zunächst von einem Eremiten bewohnt, der die Wallfahrt betreute. 1863 wurde es erneuert, und 1924 zogen hier Franziskaner ein.

Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden sechs Messen, sieben Präsenzen und tägliche Votivmessen gelesen und außerdem Beichten abgehalten. Neben den einzelnen Pilgern kamen ganze Bruderschaften aus Schömberg und den umliegenden Ortschaften zu dem Weiheort.

Der Innenraum ist eine schlichte, helle Saalkirche mit flacher Decke und gleich-



Die Wallfahrtskirche Palmbühl bei Schömberg

Fotos: Wedler

breitem, polygonalem Chor, der durch einen halbrunden, engeren Chorbogen vom Schiff getrennt ist. Leider ist der Raumeindruck durch die zu großen, aber sehr qualität-

vollen Altäre, etwas gestört. Die Ausstattung der Kirche ist, abgesehen von den Wandbildern des Kunstmalers August Blepp, wohlthuend einheitlich.

Die Altäre aus dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts stammen von dem Schömberger Altarbauer Urban Faulhaber, der das alte Gnadenbild, eine Pieta aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, in den Hauptaltar in einer schönen Nische von dem Altarbild mit einschloß. In der Zeit der Mystik sind diese Vesperbilder als Andachtsbilder entstanden. Im 14. Jahrhundert, wie hier, ist der Oberkörper des toten Hellands steil aufgerichtet, im 15. Jahrhundert liegt er meist waagrecht auf den Knien der Maria, während er im 16. Jahrhundert oft auf dem Boden sitzt und der Kopf im Schoß der Maria ruht.

Der Hauptaltar, Maria und den 14 Nothelfern geweiht, ist wie die Nebenaltäre ein spätbarockes, üppiges, gekonntes Werk des Meisters mit freistehenden Säulen, deren Kompositkapitelle ein wohlgegliedertes Gebälk tragen. Im Auszug ist das Auge Gottes im gleichseitigen Dreieck auf der Erdkugel zu erkennen, das zugleich die Dreifaltigkeit symbolisiert. Das Altarbild zeigt die Aufnahme Mariens in den Himmel und die 14 Nothelfer: Erasmus, Eustachius, Katharina, Georg, Cyriakus, Christophorus, Dionysius, Vitus, Blasius, Barbara, Achatius, Aegidius, Margarethe, Pantaleon. Ihr Kult geht bis ins 13. Jahrhundert zurück



Der Innenraum der Wallfahrtskirche Palmbühl



Gnadenbild Pieta

und erhielt durch die Legende von „Vierzehnheiligen“ am Main (1445) neuen Auftrieb. Die Plastiken neben dem Hauptaltar stellen rechts St. Mauritius und links wahrscheinlich St. Candidus dar, zwei Hauptleute der thebaischen Legion, die mit ihren Legionären zwischen 287 und 300 in St. Maurice enthauptet wurden. Der linke Sei-

alter Überlieferung, wie der des Kolumban im rechten Altarschrein, schon lange hier aufbewahrt wird. Es handelt sich aber hier nicht um den „Apostel der Deutschen“, sondern um einen römischen Katakombenheiligen gleichen Namens.

Der rechte Altar ist Leonhard und Wendelin geweiht. Das Altarblatt zeigt, wie Wendelin der Abtshut von Engeln dargereicht wird. Er ist der Patron der Hirten und Herden, und er liegt in St. Wendel begraben. Im Auszug ist Leonhard zu sehen als Patron der Pferde und der Gefangenen. Oft wird er, wie hier, als Benediktinerabt mit Buch und Abtstab dargestellt. Kolumban im Reliquienschrein ist nicht der „Apostel der Alemannen“, sondern ein Katakombenheiliger.

Ein besonderes Schmuckstück ist die Kanzel mit ihren gedrehten Säulen und den



„Marienkrönung“ Deckenbild von Blepp

vier Kirchenvätern in den Muschelnischen: Kardinal Hieronimus mit dem Löwen, Bischof Ambrosius von Mailand, Papst Gregor I. mit der Taube und Bischof Augustinus mit dem Kind. Als rechte, fünfte Figur, ist noch Thomas von Aquin als Dominikaner mit Buch und Kreuzstab zu sehen. Unter dem Kanzeldeckel schwebt die Taube als Symbol des hl. Geistes, und darauf steht Christus, umgeben von Engelsfiguren, mit



Christkönigsdenkmal auf Palmbühl

auffordernder Geste auf der Weltkugel. Ein eindrucksvoller Christus am Kreuz aus der spätgotischen Zeit hängt an der Schiffsnordwand. Vier Kirchenstühle zeigen gut geschnitzte Wangen mit Blatt- und Tierornamentik von 1725.

Der Kirchenmaler August Blepp aus Weilen unter den Rinnen hat 1947 an der Decke und an und unter der doppelten Empore Bilder angebracht, die in ihrer modernen manieristischen Malweise für sich selbst sprechen, aber mit der barocken Ausstattung der Kirche nicht harmonieren. Es sind die sieben Freuden und die sieben Schmerzen Mariens (das Vesperbild auf dem Altar gilt als sechster Schmerz).

Der Zugang zur Wallfahrtskirche mit den Stationen von Schömburg her wurde vor allem von dem verstorbenen Franziskanerpater Viktor Maria Hirschele und Pater Julian mit einem Christkönigsdenkmal, der Lourdesgrotte, der Kapelle zum hl. Judas Thadäus und weiteren Anlagen versehen, die den Gläubigen zur Einkehr und Besinnung einladen.



Die Kanzel der Wallfahrtskirche

tenaltar ist Bonifatius und Nepomuk geweiht. Das Altarblatt trägt, wie das rechte auch, die Signatur „Joh. Pfrünner“, und es stellt den hl. Nepomuk dar, der das Beichtgeheimnis der Königin nicht preisgab und deshalb sein Martyrium in der Moldau erlitt. Ein Schloß in der Hand eines Engels deutet auf das Beichtgeheimnis hin. Im Auszug ist Bonifatius zu sehen, dessen Leib auch im Reliquienschrein ruht, und nach

## Heimatliche Flechten

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

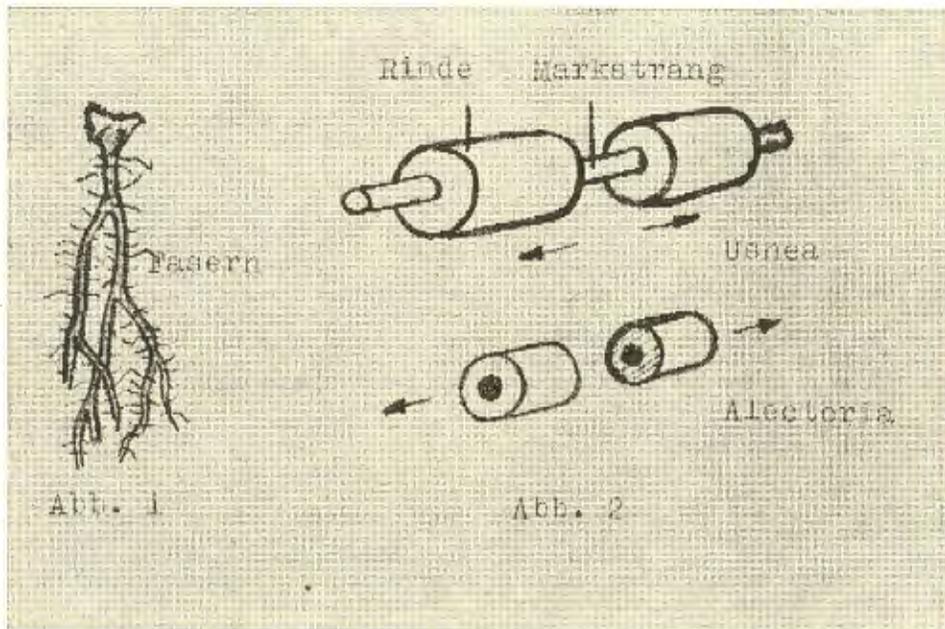
Wer vom Sprachlichen her unter „Flechten“ ein pflanzliches Flechtwerk verstehen will, der denkt wohl in erster Linie an die Bartflechten, denen er im Hochwald meist an Stämmen und Zweigen des Nadelholzes begegnet. Das Wort „flechten“ als Tätigkeit stützt sich althochdeutsch auf „flehtan“, griechisch auf „plektein“ und lateinisch auf „plicare“ im Sinne von zusammenwickeln, falten, verflechten. In der Tat sind die krausen Bärte — man hat bei der Usnea longissima schon über 8 m Länge gemessen —, die von älteren Bäumen herabhängen, oft stark miteinander verflochtene Fäden, die als Haupt- und Nebenäste eine Basis, eine verbreiterte Anwachsstelle gemeinsam haben.

Unbekannt ist heute noch weithin die Pflanzenwelt der Flechten. Allenfalls volkstümlich ist der Begriff „Moose und Flech-

ten“, wobei eben dann die „Flechten“ diejenigen bärtigen Gebilde sind, die im Walde von den Zweigen herabhängen. Man unterscheidet bei uns zwei Bartflechten-Gattungen, die Usnea und die Alectoria; beide gehören zu den Thamnolichenen (Strauchflechten). In Südwestdeutschland zählt man etwa 40 Usnea-Arten und 12 Alectoria-Arten, für die es zahlreiche Unterscheidungsmerkmale gibt. Usnea ist meist gelbgrün oder weißlichgrau gefärbt, Alectoria mehr gelbbraun bis schwarz. An den Ästen und Zweigen von Usnea bemerkt man zahlreiche Fibrillen (feine, abstehende Fasern), während diese bei Alectoria in der Regel fehlen (Abb. 1). Der Thallus (das Flechtenlager) ist bei Alectoria in den Astwinkeln meist verbreitert, während bei Usnea die Zweige ohne nennenswerte Verbreiterung abgehen. Hübsch ist für den

Pflanzenfreund eine Flechten-ZerreiBprobe (Abb. 2): Bei *Usnea* bricht die Rinde, während der zähe, dehnbare Markstrang zunächst erhalten bleibt. Bei der steifbrüchigen *Alectoria* trennt sich der ganze Querschnitt.

Bekannt ist, daß man vom Vorkommen gewisser Pflanzengesellschaften auf die Standorts- und Klimaverhältnisse schließt. So zeigen die Bartflechten, voran etwa *Usnea dasypoga* (dasy = dicht, pogo = Bart), hohe Luftfeuchtigkeit an. Sie sind im Gebiet der Westalb nicht allzu häufig und es seien deshalb einige Fundplätze genannt. Für *Usnea*: Dreifaltigkeitsberg, Plettenberg, Schafberg, Lochen, Hörnle, Lauffen, Kaiseringen, Irrendorfer Hardt, Fridingen. Für *Alectoria*: Klippeneck, Schörzingen, Dormettingen, Kaiseringen, Irrendorfer Hardt. — Die Usneaceae, die Bartflechten, gehören zu den höchstentwickelten Flechtenformen; sie bevorzugen die subalpinen Stufen und dort die Laub- und Nadelbäume der Altwälder, man kann Bartflechten aber auch auf Hochmooren, in der Heide und nordischen Tundra finden. Die Usninsäure aus *Usnea hirta* hat sich als wirksames Antibiotikum erwiesen.



## Besitz des Klosters Stein am Rhein in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

**Dort, wo der Rhein den Untersee verläßt, liegt das Städtchen Stein am Rhein, das den Charakter einer mittelalterlichen Stadt weithin erhalten hat. Das Schatzkästlein des schönen Städtchens ist das Kloster St. Georgen, dessen Anlage sich als Musterbeispiel eines mittelalterlichen Klosters benediktinischer Observanz fast unverfälscht erhalten hat.**

Das Benediktinerkloster St. Georgen nahm auf dem Hohentwiel um 960 bis 970 seinen Ausgang in einer Stiftung des Herzogs Burkhard II. von Schwaben und seiner Gemahlin Hadwig von Bayern (994 gestorben). Im Jahre 1007 wurde das Kloster anlässlich der Gründung des Bistums Bamberg durch Kaiser Heinrich II. nach Stein am Rhein verlegt. Dorthin waren auch die Reliquien des kl. Georg und des kl. Cyril verbracht worden. Als weltliche Beschützer erscheinen zunächst die Herzöge von Zähringen, seit dem 12. Jahrhundert die Herren von Klingen (1050 bis 1218 Zähringer Vögte), deren Stammsitz auf der Burg Hohentwiel über dem Städtchen war. Nach wechselndem Verlauf gelangte die Abtei, deren Zahl von Konventualen stets unter einem Dutzend blieb, unter den Schutz des Standes Zürich, der 1498 die Schirmherrschaft über das Kloster in Anspruch nahm und die Bedingungen für eine bauliche und künstlerische Blüte des Klosters schaffte. Im Zuge der Reformation wurde 1525 das Kloster aufgelöst. Hernach saß im Kloster bis 1805, bis zum Übergang Steins von Zürich an Schaffhausen, ein zürcherischer Amtmann. Heute ist es im Besitz der Eidgenossenschaft.

Nach einer Urkunde, die das Datum vom 1. Oktober 1005 trägt und bei der es sich aber um eine Fälschung des 12. Jahrhunderts handelt, begibt Heinrich II. auf Bitten des Reichenauer Abtes und des Herzogs Hermann von Schwaben das Kloster Stein am Rhein mit den Dörfern Arola, Ezzewilare, Hiltensingin, Nagolta, Epfendorf,

Phisgina cum fonte salis, Ufeninga, Affraninga, Rathfelda, Sindelsteta, Hoensteta, Rieden, Suaninga und Burch mit allem Zubehör (cum ecclesis et decimis villis, censualibus hominibus ac mancipiis utriusque sexus) (Monumenta Germaniae DD Heinrich II Nr. 511). König Heinrich übergibt zugleich das Kloster dem Bistum Bamberg. Es folgen dann die Privilegien der Selbstwahl des Abtes und des Schirmherrn und Verordnungen über die Ministerialen und ihre Ehen mit den Bamberger Gotteshausleuten, wobei angeordnet wird, daß die Kinder dem Stande der Mutter folgen.

Von den angeführten Dörfern liegen Arlen, Etwilwil und Hilzingen in der Nähe vom Hohentwiel und von Stein am Rhein, während sich der Besitz von den nächsten sieben Orten um Nagold, Efringen, Rotfelden (alle drei Kreis Calw) und Oberflingen (Kreis Freudenstadt) konzentriert. Umstritten ist heute noch Hoensteta, das vorwiegend als Honstetten bei Engen, von J. A. Kraus als Kreenheinstetten gedeutet wird. Decker-Hauff vermutet aber Heinstetten auf dem Heuberg (Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte 1955, S. 237), das uns dann interessieren dürfte. Bei Rieden handelt es sich um einen abgegangenen Ort Riedern 2 km nordöstlich dem genannten Suaninga = Schweningen Kr. Stockach (Jänichen). Dort findet sich der Flurname „Ried“. Lange war auch die Lokalisierung von Burg umstritten. Doch wird heute von fast allen Forschern der rechts der Schmiecha, bei der Verenakirche gelegene Ortskern von Straßberg vermutet, denn spätere Urkunden sprechen von Burg prope Ebingen und noch im 16. Jahrhundert heißt dieser Teil des Dorfes „Uf Burg“.

Nach einer Urkunde von 843 (Decker-Hauff datiert die Urkunde auf 854) schenkt ein Graf Adalhard, der ausgedehnte Besitzungen in Alemannien und Francien hat, der Kirche der heiligen Verena zur Burg in Scherra seine proprietas (Besitzungen) u. a. in Alemannien („in loco qui vocatur Burc et in pago vocatur Scerra“, St. Galler Ur-

kundenbuch II, 386). Er nimmt dabei nur 30 noch zu bestimmende Hörige, weiter sieben Huben in genannten Orten aus (Schörzingen, Reichenbach, Trossingen, Mühlheim, Meßstetten, Storzlingen, Ebingen). Die bereicherte Kirche mit ihren Reliquienschatzen und allem, was er früher und jetzt geschenkt hat, übergibt er an St. Gallen, um alles sofort wieder als Lehen zu bekommen. Die Urkunde wurde in Burg bei Straßberg (an der Römerstraße) ausgestellt. Burg war so der Mittelpunkt einer bedeutenden Schenkung.

In einer Königsurkunde vom 1. Januar 950 wird ebenfalls eine Kirche mit zugehörigem Zehnten in einem „Burg“ erwähnt. Kaiser Otto I. bestätigte danach eine Schenkung seines Sohnes Luitolf und dessen Gemahlin Ida, die diese zum Heil „unserer“ Seelen und für den verstorbenen Herzog Hermann (II. von Schwaben) an die Kirche auf der Insel Stintliczouwa, d. h. das Kloster Reichenau, gemacht haben. Ob es sich bei diesem Burg auch um Burg-Straßberg handelt, wird teilweise bestritten, denn 1005 ist Burg schon im Besitz des Klosters Stein.

In Burg-Straßberg besaß das Kloster Stein einen Maierhof, der 1278 vom Abt verliehen wurde (Vetter, Das St. Georgen-kloster Stein a. Rh. S. 87 f.). Auf diesem Hof hält der Abt jährlich dreimal Gericht, bei dem die Gotteshaus-Leute Recht sprechen dürfen. Bei Güterverleihungen werden sie bevorzugt, sollen aber keine „Ungenosamen“ heiraten und Güter nur mit Genehmigung verkaufen. Die Pfarrkirche St. Verena gehörte dem Kloster Stein und wurde diesem 1399 inkorporiert. Dem Abt stand die Präsentation des Pfarrers zu. Er übte dieses Recht noch 1423 und 1484 aus. (M. Krebs, Investiturprotokolle der Diözese Konstanz S. 823). 1404 bekam die Pfarrkirche ein Vogtrecht von der Hossinger Nikolauskapelle (Ebingen, Urbar von 1404) und eine Gült aus einem Winterlinger Gut gestiftet (Staatsarchiv Sigmaringen, Herrschaft Straßberg S. 26). Eine Ebinger Bür-

gerin verkaufte 1473 der Pfarrkirche Abgaben aus dem Hof des Abtes zu Burg. Den halben Maierhof verließ der Abt an Hans Pfiffer von Frohnstetten, 1440 einem Leibeigenen drei Teile des Maierhofes. An den Pfarrer von Meßstetten verkaufte Hans Mayger mit Billigung des Abtes eine Gült aus dem Hof. 1559 wurden dann Pfarrei, Kirchensatz, Groß- und Kleinzehnt zu Straßberg und der Hof zu Burg an die Herren von Westerstetten verkauft (Vetter). So war der Ortskern von Straßberg etwa seit 1005 bis 1559 im Besitz des Klosters Stein.

Der Besitz des Klosters Stein in Winterlingen gehörte, wie ein Gerichtsentscheid von 1462 zeigt, in den Hof des Klosters zu Straßberg (Kreißbeschr. Balingen S. 905 f.). Das 1339 genannte Hasengut wurde 1413 vom Kloster an die Nikolauspflüge zu Veringendorf verkauft. Bei der Gültablösung um 1820 bestand dieses Gut des Heiligen zu Veringendorf auf fünf Lehen mit über 165 Morgen Ackerlandes. Dem Maierhof in Straßberg unterstand auch das Geburstgut, ein Hof mit 52 Jauchert Äcker und sechs Mannsmahd Wiesen. Er wurde 1562, wie alle übrigen Güter und Rechte in Winterlingen, an Württemberg verkauft: drei Lehengüter mit 52 J. Äcker und sechs Mm. Wiesen, zwei Hellerzinsen von Wiesen und Gärten, Zelgfrüchte von 20 J. Äcker und alle Leibeigenen (Weltl. Lagerbuch 57, S. 695 ff.). 1565 verkauften die Herren von Westerstetten den vom Kloster erworbenen Zehnten von 143 J. Äcker auf Winterlinger Markung an das Ebinger Spital (Geistl. Verwaltung Balingen Lagerbuch 1565).

## Ein Dinghof in Schweningen/Heuberg

Der umfangreiche Besitz des Klosters in Straßberg, Winterlingen, Kaiseringen, Frohnstetten und Ebingen und wohl auch die drei Höfe in Meßstetten werden schon zur Schenkung von 1005 gehört haben.

Auch in Schweningen auf dem Heuberg (817 Swaningas) besaß Stein einen Dinghof. Nach der Monumenta Hohenbergica (Nr. 363) wurde Agnes, die Frau des verstorbenen Hug des Maiers von Schweningen, von dem Grafen Rudolf von Hohenberg dem Kloster übergeben (WR. 11068). 1386 inkorporierte der Bischof die Pfarrkirche in Schweningen dem Kloster, das der Papst 1399 genehmigte. Der Inhaber der Herrschaft Werenwag, Heinrich von Hörningen, einigte sich 1416 mit dem Abt von Stein über die Vogtei Schweningen. Im 15. und 16. Jahrhundert wird der Abt mehrmals als Kollator der Pfarrei erwähnt (Krebs S. 784). Im Ort wurde ein eigenes Amt eingerichtet, das 1520 erstmals erwähnt wird. Nachdem aber während der Reformation das Kloster Stein an Zürich gekommen war, wurde nach 1540 ein neuer Konvent gegründet, dem die im österreichischen Hoheitsgebiet liegenden Güter der Abtei, die Zürich unzugänglich blieben, zugeschrieben wurden. Doch dieser neue Konvent wurde 1581 mit dem von Petershausen vereinigt und die Güter fielen 1698 endgültig der Abtei Petershausen zu.

Bei der Einigung (1416) Heinrichs von Hörningen mit dem Abt von Stein wurde auch über den damals wüst liegenden Hof Riedern (1005 Rieden) verhandelt. Der Hof war dem Kloster eigen, aber um eine Gült von 1 Malter Vesen (ungegerbter Dinkel) und 1 Malter Haber an Heinrich verliehen. Auf der anderen Seite war das Kloster verpflichtet, der Herrschaft 4 lb. Hlr. (Pfund Heller) Vogtrecht zu geben und die Hofinhaber zu herrschaftlichem Dienst anzuhalten. Die Dienste wurden aber nicht geleistet, da der Hof „leer stand“. Sehr wahrscheinlich ist er bald ganz abgegangen.

Schon 1440 eignete der Abt von Stein dem Ebinger Spital eine Hube in Frohnstetten (WR. 8286). Dem Winterlinger Frauenaltar verkauften 1453 drei Ebinger Bürger je ein Gut in Winterlingen, Kaiseringen und Frohnstetten, die alle Lehen von Stein waren (R. 6830). In Ebingen erhielt eine Bürgerin ein Leibgeding von einem halben Fuder Wein, das jährlich vom Kloster gehen soll und das dem Ebinger Spital gehörte (WR. 8237). 1562 verkaufte das Kloster in Ebingen eine Leibeigene an Württemberg. Von Häusern innerhalb der Stadt bezog das Kloster Stein Grundzinsen, die jedoch zu Anfang des 16. Jahrhunderts schon verkauft waren, vermutlich an Württemberg (WR. 8280, 8217).

Als 843 oder 854 ein Adalhard der Venakirche in Straßberg Güter schenkte, behielt er sich u. a. eine Hube in Meßstetten vor (s. oben), während eine andere hiesige Hube derselben Kirche gehörte. Diese Hube kamen vielleicht später an das Kloster Stein, denn 1562 verkaufte das Kloster an Württemberg die Oberrechte an drei Höfen in Meßstetten, nämlich den Großen Hof der Kellerei Balingen (50 J. Äcker, 35 Mm. Wiesen und einen Waldanteil), den Schwarzhermannshof (47 J. Äcker, 32 Mm. Wiesen) und das Schailingsgut (77 J. Äcker, 27 Mm. Wiesen, Kellereilagerbuch 1560). Wegen Leibeigenen des Klosters, die in Lautlingen und Meßstetten als Hintersaßen Konrads von Tierberg wohnten, wurde 1407 vor dem Stadtgericht Rottweil ein Streit im wesentlichen zugunsten des Klosters entschieden.

Ob das 1005 erwähnte Hoensteta mit Heinstetten identisch ist, das 793 in der Schenkung des Grafen Berthold an das Kloster St. Gallen als „Hohunsteti“ erscheint und noch 1551 Honstetten heißt (Mon. Zollernanal, 112), wird immer wieder bezweifelt. Da aber 1005 Hoensteta unmittelbar vor drei Orten auf der Scheer (Riedern, Schweningen, Burg) genannt wird, dürfte es nicht im Hegau liegen. Dekker-Hauff hat erstmals auf Heinstetten verwiesen.

Als Peter Scher von Schwarzenberg 1553 das Dorf Hausen am Tann, damals noch Husen unterm Tann genannt, zu Lehen nahm, gab es in Hausen drei Lehenhöfe, den Linkenhof, den Böcklinshof und den Hof des Abtes von Stein. Auf welche Weise der letztere an das Kloster kam, ist unbekannt. 1562 wurde er an Württemberg verkauft, das ihn an die Gutsherrschaft in Oberhausen veräußerte (Kr. Balingen S. 410).

In Harthausen (Kr. Rottweil) verkaufte 1329 Hugo von Lichtenfels dem Kloster eine Leibeigene behielt sich aber ihren Sohn vor (Jänichen) und im benachbarten Ependorf erhielt Stein von Herzogin Hadwig 994 oder etwas früher ein Viertel des Ortes, während das Kloster Petershausen die andern drei Viertel und die Kirche erwarb und bis 1490 behielt (OAB. Oberndorf). Das Kloster Stein besaß die Güter noch 1419. 1331 verkauften Eberhard, Burkhard und Hermann, Schenken von Schenkenberg, und ihre Schwestern Elisabeth, Catharina und Jutta an das Augustinerkloster in Oberndorf ihren Hof, der ein Zinslehen der Abtei von Stein war (OAB. Oberndorf S. 227).

In Wehingen verkaufte das Kloster 1398 einen Leibeigenen an das Kloster Alpirsbach (OAB. Spaichingen S. 400), und 1442 tauschte der Abt Leibeigene zu Bödingen (Kr. Rottweil) gegen solche zu Seedorf ein (Urkundenbuch Rottweil Nr. 1052). Die

Güter zu Fischingen (1005 Phisinga cum fonte salis) scheinen früh verloren zu sein. Der erwähnte Salzbrunnen wird in oder bei Sulz zu suchen sein.

1562 sind in unserer Gegend Leibeigene des Klosters an Württemberg verkauft worden und zwar 1 in Grosselfingen, 7 in Steinhofen, 8 in Bisingen, 4 in Ostdorf, 5 in Engstlatt, 1 in Erzingen, 4 in Zillhausen, 6 in Streichen, 14 in Pfeffingen, 2 in Margrethausen und 1 in Bitz (Weltl. Lagerbuch 57, S. 695 ff.). 1456 werden auch Leibeigene in Unterdigheim erwähnt (Kr. Balingen S. 865).

Die Ungericht von Sulz am Neckar haben schon 1236 den Hof des Klosters zu Oberiflingen (Kr. Freudenstadt), den Ungerichtshof, inne, in den der Zehnten und damit dem Kloster gehörte von Dettlingen, Diesse, Dürrenmettstetten, Glatten, Neuneck usw. (Locher, Neuneck). 1403 vertauschte das Kloster Kirche, Kirchensatz und Widemgüter von Oberiflingen an den Abt von Alpirsbach gegen entsprechende Güter in Heuchlingen-Nehren und ein Aufgeld von 900 Goldgulden. Auch der Besitz des Klosters Stein in und um Nagold auf den hier nicht weiter eingegangen werden soll, wurde 1543 an Württemberg verkauft.

Wir sehen, die Abtei Stein am Rhein hat umfangreiche Güter und Rechte in unserer Gegend gehabt. Dieser große Besitzkomplex wird wohl von Anfang an zu der Schenkung von 1005 gehört haben, so daß anzunehmen ist, dem vermeintlichen Fälscher der Urkunde von 1005 wird eine echte Urkunde vorgelegen sein, wie Dannenbauer, Decker-Hauff und Th. Mayer annehmen. Nicht zu ermitteln ist, welcher Besitz aus dem Erbe Burkhardts oder dem von der Herzogin Hadwig stammt oder ob auch Reichsgut dabei war (Epfendorf?). Es handelt sich um Streubesitz, dessen Konzentration bei uns auf Burg bei Straßberg und auf Schweningen hinweist. In beiden Orten besaß das Kloster Dinghöfe, deren Maier über Verbände von Gotteshausleuten geboten. „Die Hofrechte des 13. Jahrhunderts zeigen die Verbände noch damals intakt und noch 1442 erkannte das Winterlinger Dorfgericht das Dinghofrecht in einer Gütersache als geltendes Recht an“ (Jänichen). Doch in Meßstetten und Lautlingen war das Kloster schon 1407 genötigt, seine Eigenleute den Ortsherren (Tierberg) als Hintersaßen zu unterstellen. Damit lockerte sich die Bindung an den Dinghof.

Auffallend ist bei dem Kloster Stein in unserer Gegend, daß nie von Neuerwerbungen die Rede ist oder daß Abrundungen des Besitzes stattgefunden haben. Im Gegensatz dazu haben die gegen Ende des 11. Jahrhunderts gegründeten Benediktinerabteien St. Georgen im Schwarzwald und Alpirsbach ihren Besitz immer wieder erweitert und abgerundet. Doch wurden diese Klöster bereits bei ihrer Gründung mit vorteilhaften Privilegien ausgestattet, während das Kloster Stein nirgends für seine Güter Hoheitsrechte, nicht einmal die niedere Gerichtsbarkeit, erwerben konnte, die für das Zusammenhalten des Besitzes nötig gewesen wären. Am Ende des 16. Jahrhunderts hatte das Kloster Stein am Rhein bei uns keine Güter und Rechte mehr.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 20

31. Dezember 1973

Nr. 12

## In memoriam Pfarrer Albert Pfeffer

Von Fritz Scheerer

Vor 100 Jahren, am 15. Dezember 1873, wurde in Oberndorf am Neckar der unermüdlige Kunstforscher und Heimatkundler Pfarrer Albert Pfeffer als Sohn des Abteilungsleiters beim „Schwarzwälder Boten“ Heinrich Pfeffer geboren. In seinen Vikarjahren kam er 1903 an die 1899 erbaute Kirche zum Hl. Geist in Balingen, wo er erst als Expositurvikar, später als Stadtpfarrer wirkte. 1910 wurde ihm die große Pfarrei Lautlingen übertragen.

Pfarrer Pfeffer war ohne Unterlaß für die Anliegen der christlichen Kunst tätig. In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg stand er unter den Schrittmachern auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst mit an erster Stelle. Wohl kein Priesterherz der Diözese Rottenburg sah sich glühender erfaßt im



Reich von Farbe und Werkstoff als er. Ohne dieses Erfülltsein wäre er nie imstande gewesen, am Morgen seiner Gemeinde, mittags, abends und des nachts aber der Kunst zu dienen, ob es sich nun um Erneuerung von Kirchen handelte oder um Neubauten, um Gutachten und Beratungen, um Neubelebung der Friedhofspflege, um Paramentenkunst oder um Kenntnisse der Kunstwissenschaft, gewonnen aus Archiven und der Fachliteratur mit der Fähigkeit einer geistigen Gestaltungskraft.

Von Lautlingen aus leitete Pfarrer Pfeffer in seinen letzten zehn Lebensjahren (gest. 1937) den Kunstverein der Diözese Rottenburg. Von seinem Wirkungsort aus

war er aber auch mit stets aktivem Fleiß Mitarbeiter der verschiedensten Organe, nicht zuletzt der Heimatbeilage des „Balingener Volksfreund“, der Albvereinsblätter und des „Jahrbuches des Bundes für Heimatschutz“. Der Erforschung der Heimatgeschichte seiner Oberndorfer Heimat und der Balingen Gegend opferte er viele, viele Stunden. Es fesselten ihn, der mit offenem Auge und Herz durchs Leben ging, mehr Dinge als andere Menschen. Das religiöse Bekenntnis war dabei keine Schranke für seine Arbeit. Dies erfuhr die evangelische Balingen Stadtkirche bei ihrer Restaurierung 1912/14 oder die Friedhofkirche, als im Turm Reste bemalter hölzerner Decken mit Fragmenten des Passionszyklus (Fußwaschung, Judasverrat, Malchusszenen) des 11. Jahrhunderts gefunden wurden, die sich heute in Stuttgart befinden, oder die einstige Kirche zu Bitz, deren 12 Apostelbilder, Gemälde in Öl aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die aus dem Kloster Margrethausen stammen, er als Jugendarbeiten des Augsburger Hofmalers J. M. Götz feststellte. In der Pfarrkirche Schömberts schreibt er die Ausstattungen, die aus der abgegangenen Peters- und Marienkirche stammen, dem dort ansässigen Kreis um Bildhauer und Altarbauer Urban Faulhaber (1711—1786) zu. Der Hochaltar der Pfarrkirche in Hausen am Tann, der aus der Pfarrkirche Schörzingen übertragen ist, kann er mit einiger Sicherheit mit dem Namen Urban Faulhaber in Verbindung bringen. Schon diese wenigen Beispiele, die vermehrt werden könnten, zeigen, wie sich durch Pfarrer Pfeffer mittels exakter Forschung wissenschaftliche Resultate für unsere Heimatgeschichte ergaben.

Hundertern von Kirchen half Pfarrer Pfeffer, ihre eigene künstlerische Sprache wieder zu geben an Bildern, Skulpturen, Ornamenten und sonstigen Ausstattungsstücken. Er sah in der Kunst eine Wende sich vollziehen. Neues Wollen wurde geformt. Ihm ist es zu danken, wenn in der

Zeit nach dem ersten Weltkrieg katholische Kirche und Kunst zusammenfanden. Als unermüdlischer Freund und Förderer war er bei uns am Neubau und Umbau vor allem an drei Kirchen beteiligt. Die erste war seine eigene Pfarrkirche in Lautlingen, die bis auf den Turm vom Erdbeben 1911 zerstört worden war. Während die Neubauten der beschädigten Kirchen, wie in Meßstetten und Streichen, noch einfache Saalkirchen mit Emporen verraten, zeigt die 1912/13 erbaute Lautlinger Kirche schon den Übergangsstil. Sie stellte seinerzeit den ersten sakralen Eisenbetonbau innerhalb der Diözese Rottenburg dar. Der große hallenartige Innenraum macht noch heute mit seiner hellen Farbgebung einen festlichen Eindruck. Seine Ausstattung ist eine sorgsame Zusammenstellung von Einzelplastiken aus dem frühen Bau von 1725, ergänzt durch auswärts angekaufte Stücke durch den kunstverständigen Erbauer der Kirche.

Die beiden andern Kirchen sind die Pfarrkirchen in Geislingen (1928) und Margrethausen (1934), beides beachtliche Leistungen eines Kunstschaffens, das Altes und Überkommenes glücklich in die Formen neuer Kunst einbezieht. Beide Kirchen wurden nach Plänen der Rottenburger Architekten Lütkemeyer und Schilling unter Mithilfe von Pfarrer Pfeffer weitläufig gestaltet.

Auf dem Friedhof seiner Heimatstadt erstand unter seiner Beratung eine schlichte Gedächtniskapelle mit einem Innenraum von größter Schlichtheit und stärkster Beiseelung. Der von ihm inspirierte, 1925 geschaffene Friedhof in Binsdorf gilt als einer der schönsten der ganzen Gegend.

Eine besondere Ader besaß Pfarrer Pfeffer auch für alles, was mit dem Gebiet der kirchlichen Graphik und des Buchdrucks zusammenhängt. So beackert er zu seiner Zeit den Boden der christlichen Kunst als einer der kunstsachverständigsten Geistlichen des schwäbischen Landes.

## Unsere Kirchenheiligen

Von Fritz Scheerer

Die erste Bekanntschaft der Alamannen mit dem Christentum erfolgte spätestens um 400. Im Schutze der Römerkastelle am Rhein (Konstanz, Winterthur, Zurzach) bestanden seit dem letzten Drittel des 4. Jahrhunderts kleine Kirchen und in Augsburg waltete schon zwischen 400 und 450 ein Bischof seines Amtes. In Epfach, der Grenzgarnison am Lech, wurden durch Ausgrabungen die Fundamente eines christlichen Gotteshauses aus der Zeit um 400 nachgewiesen. Waren es in erster Linie wohl römische Legionäre, die das Kreuz verehrten, so blieb doch der Einfluß auf die alamannische Umgebung nicht aus.

Seit der Machtergreifung der Franken (536) gab es zahlreiche Militärkolonien („Königszinsler“) längs der Grenze, deren Bewohner sich zum Christentum bekannten. Sie bauten die älteren Martinskirchen, wie die von Seefeld am Bodensee, die um die Mitte des 6. Jahrhunderts entstand. Als erster alamannischer Herzog, der sich zum Christentum bekannte, ist um 600 am Bodensee Gunzo (Guncelen) erwähnt. Vermutlich blieben aber die Christen weit in der Minderheit, so daß es um diese Zeit in alamannischen Landen nur etwa ein Dutzend Kirchen gab, von denen die meisten um den Bodensee lagen. Noch um 570

bezeichnete Agathius Alamannen als „heidnisches Land“, und aus den Viten von Gallus und Columban geht hervor, daß sie ein reiches Betätigungsfeld vorfanden. Immerhin konnten schon um 600 das Bistum Konstanz eingerichtet und das Bistum Augsburg erneuert werden. Damit entstand eine straffe kirchliche Organisation, die zweifellos zu einer raschen Christianisierung führte, die durch Gründung von „Zellen“ (Gengenbach, St. Trudpert, Reichenau usw.), die später zu Klostergründungen (St. Gallen um 720, Reichenau 724, Gengenbach 727 usw.) führten, noch beschleunigt wurde.

Die politische Neuordnung nach 746 erbrachte den stärkeren Einfluß fränkischer Grafen und wohl auch alamannischer Adelliger, die sich der Frankenherrschaft unterstellten. Sie kamen in den Besitz reicher Güter, die den entmachteten bzw. in Cannstatt enthaupteten alamannischen Würdenträgern abgenommen waren. Mit vielen dieser Ländereien wurden die bestehenden Klöster begabt, in unserer Gegend die Klöster St. Gallen und Reichenau. Das Christentum hatte also damals schon bei den Herren tiefere Wurzeln geschlagen. So ist bei uns 735 die erste Schenkung an das Kloster St. Gallen erfolgt: ein Teil von Petunwilare (Pettenweiler), nach Jänichen bei Nusplingen, nach andern bei Vilsingen gelegen. 768 erhielt dieses Kloster Güter, Rechte und Leibeigene in „Dichineshain“ (Oberdigsheim) geschenkt, von denen der letztere der Leibeigene (Utrihho, von lat. Utriquus) einen fremd klingenden Namen trägt. Die Walah-Orte, wie unser Waldstetten (793) Walasteti, verdanken ihren Namen wahrscheinlich einer Neuansiedlung von Welschen in merowingischer Zeit, die bereits als Christen eingewandert sein können. Auf jeden Fall ist wahrscheinlich, daß sich um 700 die gesamte Bevölkerung auch bei uns zum Christentum bekannte.

#### Erste christliche Zeugnisse

Die Reihengräber liefern in unserer Gegend wertvolle Beiträge zur Geschichte der Christianisierung. Die ersten Zeugnisse christlichen Glaubens sind die Goldblattkreuze aus alamannischen Adelsgräbern aus der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die Kirche des Hl. Michael zu Burgfelden liegt in einem Alamannenfriedhof. Bei verschiedenen Grabarbeiten in der Kirche wurden fünf Gräber aufgedeckt. In einem Doppelgrab mit Mauerring fand sich ein unverziertes, an einem Kettchen befestigtes Goldblattkreuz, das auf eine christliche Bestattung und, in Verbindung mit der außergewöhnlichen Grabanlage, auf ein Adelsgrab schließen läßt. Im Alamannenfriedhof auf „Bergen“ zu Lautlingen fand sich in einem der 17, meist mit Steinplatten abgedeckten Gräber, in einem Männergrab, ein nur teilweise erhaltenes Goldblattkreuz, das mit gepirlten Flechtbändern verziert ist. Und auf der großen Wiese östlich des Schlosses Dotternhausen bargen die Hallstattgrabhügel mit alamannischen Nachbestattungen Grabkammern mit Wänden aus Eichenbohlen und enthielten u. a. einen schmalen Goldblechstreifen, der vermutlich den Arm eines Goldblattkreuzes darstellt.

1953 fand man in einem Weilheimer Grab aus der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts neben anderen Gegenständen mit Inschriften eine Riemenzunge mit dem lateinischen Vers Psalm 90, 11: „angelis suis mandavit de te ut custodiant te in omnibus viis“ (Er hat seinen Engeln befohlen in Bezug auf Dich, daß sie Dich behüten auf allen Wegen). Dem Weilheimer Sammler war der Inhalt dieser Worte sicher bekannt. Er hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu seinen Lebzeiten für einen Christen gehalten und im Sinne seiner Zeit war er es auch. Nicht ausgeschlossen ist, daß ein Wanderprediger in Weilheim-Waldstetten in der

2. Hälfte des 7. Jahrhunderts einen Stützpunkt hatte (s. oben). Der Weilheimer Sammler könnte sich dann zu seiner Gemeinde gerechnet haben. Die Pfarrei Weilheim dürfte jedoch des dortigen Kirchenheiligen St. Dionys und anderer Beziehungen halber nicht vor der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts eingerichtet worden sein (s. unten). Christen gab es aber zu Weilheim schon 100 Jahre vorher.

Das Aufhören der Bestattung in Reihengräberfeldern um 700 dürfte seinen Grund in der Verlegung der Friedhöfe in die Nähe der Kirchen haben (Kirchhof!). In schriftlichen Quellen werden die Kirchen zwar bei uns erst später erwähnt, so die Peterskirche in Rangendingen 795, die Verenakirche zu Bruc-Straßberg 854, die Kirche zu Vilsingen 875 oder die Kirche zu Dürrwangen und Ehestetten 1094. Vom 13. Jahrhundert an tauchen dann die übrigen Kirchen aus dem geschichtlichen Dunkel auf. Mit Hilfe der Kirchenheiligen können wir aber ein Bild vom Werden der kirchlichen Organisation für die vorangegangene Zeit entwerfen.

#### Die Patrozinien

Die Kirchenheiligen, die Patrozinien, der katholischen Kirchen festzustellen, bietet keine größeren Schwierigkeiten, da die Patrone heute noch ihre Bedeutung haben und im allgemeinen bekannt sind. Anders „ist es bei den durch die Reformation evangelisch gewordenen Kirchen, deren ursprüngliche Kirchenheilige meist in Vergessenheit geraten sind“ (Gustav Hoffmann, „Kirchenheilige in Württemberg“, 1932).

Von altersher bestand der Brauch, den Gotteshäusern den Namen eines Heiligen zu geben, dessen besonderem Schutz die Kirche unterstellt war. Ursprünglich, in der Antike wie noch im Mittelalter, verstand man unter dem lateinischen Wort „patrozinium“ jegliche Art von Schutzherrschaft. Während des Mittelalters wurde dann der Begriff im kirchlichen Bereich differenziert. So beinhaltet das „Patronat“ (früher „der“) die Rechte und Pflichten zwischen dem Gründer oder Stifter einer Kirche, kirchlichen Anstalt oder kirchlichem Amt sowie dessen Rechtsnachfolgern einerseits und der Kirche andererseits, z. B. Besetzung der Ämter und der Pflicht an der Unterhaltung und Baulast einer Kirche mitzuwirken. Der Begriff „Patrozinium“ wurde aber noch weiter verengt auf die Schutzherrschaft von Heiligen über Einzelpersonen, Gemeinschaften, Orten, Gebäuden, vor allem von Kirchen.

Die Patrozinien der Kirchen gehören zu den wenigen Geschichtsquellen, die teilweise aus sehr früher Zeit bis heute lebendig geblieben sind. Eigentlich ist jede Kirche zur Ehre Gottes erbaut und steht unter seinem Schutz. Mit zunehmender Heiligenverehrung und auch, um verschiedene Kirchen und Kapellen eines Ortes namentlich zu unterscheiden, wurden die Gotteshäuser zusätzlich Heiligen geweiht. Der Heilige ist der Patron, der Schutzherr, der Kirche und gilt im Mittelalter als der juristische Besitzer der Kirche und ihrer Güter, die stellvertretend für ihn von dem irdischen Geistlichen verwaltet werden. Die Wahl der Heiligen geschah nach Zeiten und Gegenden verschieden. Im Frühmittelalter waren die Patrone durch Heiligengräber oder Reliquien und Verehrung derselben bestimmt.

Bei stärkerer Durchdringung des Landes mit Kirchen erhielten Filial- und Eigentumskirchen das Patrozinium des Kirchherrn, des Bischofs, des Klosters oder gar des Landes oder Königs. Die Schutzheiligen der Könige waren in Adelskreisen und damit auch des höheren Klerus vom 7.—9. Jahrhunderts sehr beliebt. Meist waren Hochadelige Pfarrer, wie noch später Rudolf von Zimmer in Isingen, Gößlingen

usw., die Grafen Gottfried von Freiburg in Leidringen und Balingen oder Friedrich von Zollern in Endingen und Burgfelden oder Berthold von Lupfen in Isingen, während dann orientalische Heilige das 11. und 12. Jahrhundert kennzeichnen und später Patrone der monastischen Reformbewegung im Vordergrund stehen.

Weihinschriften der Kirchen sind selten. Auf der Burg Württemberg findet sich ein Denkstein mit der Inschrift „anno dominice incarn. mil LXXXIII (1083) indic. VI VII Idus feb. ded. hec. cap. ab Adeb. Worm. ec. epo in h. s. . .“, auf dem aber der Name des Heiligen unleserlich ist. An einem Chorstrebenpfeiler der Kirche zu Röttenberg (Kreis Rottweil) ist eine lateinische Inschrift eingemauert, die als Tag der Weihe den 18. Mai 1128 nennt. Da die Inschrift aber zum Teil umstrittene Abkürzungen enthält, darf trotzdem mit großer Wahrscheinlichkeit das Hl. Kreuz als Titel der Kirche angenommen werden.

Ebingen hat im Tympanon die Skulptur des Hl. Martin. Auf dem Hochaltar der Geislinger Kirche stehen die Bilder von Ulrich und Martin. Bei andern Kirchen weist ein Schlußstein auf den Heiligen hin, wie im Chorgewölbe der Kirche zu Engstlatt auf St. Peter oder in Erzingen auf St. Georg. Margrethausen verrät den Kirchenheiligen durch den Ortsnamen (erst ab 1361 „Margaretenhusen“, vorher nur „Husen“). Das Klosterwappen zeigt dort St. Margarete über dem geöffneten Rachen eines Drachens schwebend und in beiden Händen ein Kreuz haltend.

#### Die Patrozinien bis ums Jahr 1000

Wie traditionsverhaftet und zeitgebunden die Wahl der Patrozinien im Frühmittelalter war, beweisen uns unsere ältesten Kirchen. So finden wir den Nationalheiligen der Franken, den Hl. Martin, in Ebingen, Isingen und Dotternhausen. Der heilige Bischof Martin von Tours (um 315—397), Stifter des ersten abendländischen Klosters in Gallien, der als Reiter seinen Mantel an die Armen verteilt habe, war Schutzherr des merowingischen Königshauses. Nicht weniger wie 136 Martinskirchen finden wir nach G. Hoffmann in Württemberg, von denen 72 in alten-ingen- und -heim-Orten sind und vor allem an römischen Straßenzügen und an alten Straßen liegen, die die Franken als gegebene Verkehrs- und Verbindungslinien benützt haben werden.

Die Martinskirche zu Ebingen wurde über einem alamannischen Gräberfeld erbaut und zu ihr gehörte noch bis um 1500 ein großer Sprengel. Ihr Ursprengel umfaßte den „Talgang“ und im Süden die Albhochfläche bis zur Donau. Auch die dazwischen liegenden späteren Pfarreien Meßstetten, Ehestetten und Burc-Straßberg zählten ursprünglich dazu (Meßstetten usw. s. unten). Winterlingen, Hossingen, Heinstetten wurden nach der Reformation, Bitz erst 1830 separiert. Der Kirchenheilige St. Martin wird zu Ebingen erstmals 1342 erwähnt.

Die Pfarrei Isingen wird erstmals 1275, der Hl. Martin 1410 genannt, der Ort selbst 786. Die Isinger Martinskirche dürfte aber schon lange vor 786 bestanden haben. Ihre Gründung ist wie die der Ebinger Martinskirche schon um 600 erfolgt. Für diesen frühen Zeitansatz spricht der große Zehnt- und Pfarrsprengel, der noch bis zur Reformation Rosenfeld, Steinbronnen und Erlaheim, um 800 wohl auch Binsdorf und Bubenhofen und vermutlich den Kleinen Heuberg umfaßte. Ungeklärt ist, ob die Dotternhauser Martinskirche einen ähnlich großen Ursprengel gehabt hat, oder ob St. Martin zu Dotternhausen sich von der Isinger Martinskirche abspaltete. Der Kirchenheilige ist seit dem 15. Jahrhundert bezeugt.

Wie volkstümlich der Hl. Martin war, beweist ein Kranz von Bräuchen, der sich

um den Martinstag am 11. November windet. „Martini Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein“. Martini war Bündelstag der Dienstboten, Stichtag für die Zahlung des Pachtzinsens, und vielfach gibt es auch einen Martinimarkt.

Den kriegerischen Erzengel Michael mit der Lanze finden wir als Kirchenheiligen ebenfalls in früh besiedelten Plätzen, so bei uns in Burgfelden. Die Gräber unter der Kirche machen wahrscheinlich, daß die Kirche in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts, spätestens um 700, gegründet wurde, und zwar als herrschaftliche Kirche des Burgfelder Herrschaftsbezirks. Zu ihrem Sprengel gehörten 1451 die Kapellen der Schalksburg, in Pfeffingen, Laufen, Zillhausen, Ufhofen, Wannental und Streichen. Laufen wurde 1522, Streichen und Zillhausen 1523, endgültig erst 1825 separiert. Die Kapellen auf der Schalksburg, in Ufhofen und Wannental gingen ab.

Zweifelsöhne sind Martin und Michael Patrozinien die in die älteste Zeit, in die Periode fränkischer Christianisierung zurückgehen, während die Michaelskapellen und -Beinhäuser (Balingen, Ebingen) erst später entstanden sind. Die kriegerischen Eigenschaften des Drachentöters haben St. Michael auch erst später den Ritters als besonderen Beschützer ihrer neuangelegten Burgen empfohlen. Nicht nur Künstler aller Jahrhunderte hat der Gottesstreiter und Erzengel angeregt, auch die Landbevölkerung spricht vom St. Michaelstag als einem Lostag.

Nach der Unterwerfung der Alamannen durch die Franken hatten diese besonders die ehemaligen, nun herrenlosen und verlassenen römischen Gutshöfe in Besitz genommen. So entstand bei der „Oberkirch“ zu Nagold auf den Trümmern des römischen Gutshofes ein fränkischer Königshof, der schon 786 erwähnt wird. In diesem Königshof im „Frankenbühl“ wurde, zum Teil aus den Bauresten der alten Römersiedlung, in Steinbautechnik eine dem Frankenheiligen Religijs, dem Bischof von Reims, geweihte Kirche gebaut. Ihre ältesten Teile dürften aus karolingischer Zeit stammen. Sie war die Mutterkirche für die weitere Umgebung.

Im Kreis Balingen ist zwar keine Kirche diesem Heiligen geweiht, aber in nächster Nachbarschaft in Bergfelden, Oberndorf und Epfendorf. Auch in diesem Raum wird ein Königshof vermutet.

Die Ostdorfer Kirche ist dem westfränkischen Heiligen Medardus geweiht (in Württemberg einmalig), was erstmals für 1477 bezeugt ist. Diese Kirche könnte von Judith von Friaul gestiftet worden sein, da sie 863 Balingen von ihrem Vater Eberhard erbt und ihr Vetter Karlmann 866—873 Abt des Medardusklosters in Soissons war.

Um 700 setzt die Zeit der Peterskirchen ein, die in Tailfingen, Nusplingen, Dürrwangen, Schömberg, Engstlatt und Leidringen zu finden sind. Auch zu ihnen gehörten größere Sprengel. Wir sehen, das Netz der Kirchen wird schon dichter. In Nusplingen zeichnet sich der große Sprengel noch bis im 16. Jahrhundert ab (Obernheim bis 1550, Hartheim mit Unterdigisheim bis 1557). Wohl bald nach der Gründung der Stadt Nusplingen wurde in deren Mauern eine Kapelle, die St. Katharina geweiht war, erbaut, die allerdings erst 1460 erwähnt wird. 1759 ist von der alten und neuen Pfarrkirche die Rede. St. Peter dient seither als Friedhofkirche.

Die Leidringer Peterskirche wird 1179 erstmals urkundlich genannt. Bis 1505 war Bickelsberg nach Leidringen eingepfarrt, und nach der Reformation wurden Kleinzimmern (abg. im Schlichtental), Rotenzimmern und Täbingen der Leidringer Pfarrei zugeteilt, da deren Mutterkirche St. Peter zu Gößlingen katholisch blieb. Die

Leidringer Peterskirche ist auf der Stelle eines römischen Gutshofes erbaut.

Sehr wahrscheinlich ist die Steinhofers Peterskirche älter als die Engstlatter; diese könnte von Steinhofen aus gegründet worden sein. Die Peterskirche zu Dürrwangen, die 1094 (damals noch Holzkirche) in der Schenkung eines Landolds an das Schwarzwaldkloster St. Georgen erstmals erwähnt wird, war die Mutterkirche der Kirchen Weilheim und Frommern. Die ähnlichen Verhältnisse haben wir zwischen Tailfingen und Truchelfingen (Galluskirche in Truchelfingen jünger). Die drei Orte Dürrwangen, Weilheim und Frommern hatten eine weltliche Urmarkung und einen kirchlichen Ursprengel. Allmandteile von Frommern lagen noch bis in die neuere Zeit beim Gasthaus zum „Ritter“ beim Ziegelwasen, wo auch lange ein Acker gemeinschaftliches Eigentum von Frommern, Weilheim und Waldstetten war. Frommern und Dürrwangen hatten bis ins 16. Jahrhundert eine gemeinsame Bannmark „Buhren“. Zum Großzehnten von Dürrwangen zählten geschlossene Zehntrechte in den drei andern Markungen. Die Teilung des Zehnten geht in sehr alte Zeit zurück, wahrscheinlich bis mindestens 1094, als Landold, ein Verwandter der Habsburger, die Burgfelden besaßen, halb Dürrwangen innehatte und den halben Zehnten und Güter einschließlich der Kirche zu Dürrwangen an St. Georgen schenkte.

Etwa 300 Meter vor dem Westtor der Stadt Schömberg (heute „Dorfstraße“) lag eine Siedlung, die wahrscheinlich Altheim geheißen hat, das spätere „Dorf“ oder „Dörfle“, mit einer Peterskirche, die 768, 785 und 1092 erwähnt wird. Nachdem die Peterskirche in der Neuzeit langsam verfiel, wurde schließlich ihr Patrozinium, das inzwischen zu Peter und Paul verstärkt wurde, auf die Kirche innerhalb der Ringmauer übertragen, deren ursprüngliche Marienverehrung in Vergessenheit geriet.

Nach einer Urkunde von 1429 ist die Kirche zu Weilheim, die wie in Leidringen auf römische Fundamente zurückgeht, St. Dionysius geweiht, den Dagobert I. als Schutzpatron erwählt hat und der Vater Karl des Großen verehrte. Der Kapellenbau dürfte in die Zeit von 750—790 fallen.

Bald nach 800 werden dann die Galluskirchen in Frommern und Truchelfingen vom Kloster St. Gallen gestiftet worden sein, denn das Kloster besaß dort bedeutende Fronhöfe. Auch die Kapelle zum Hl. Gallus in Laufen dürfte vom Kloster St. Gallen gegründet worden sein. Das Kloster hatte hier um 1200 den größten Teil des landwirtschaftlich genutzten Bodens inne (7 Huben). In der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts strömte die Schenkungsfreudigkeit und Begeisterung des Volkes und seiner Großen diesem Kloster zu, denn die meisten Schenkungen werden an die Abtei St. Gallen gemacht: 735, 768, 782, 785, 786, 793.

Als Kirchenheiliger von Binsdorf wird von 1390 an durchweg St. Markus genannt. Der Besitzer des Fronhofes, das Kloster Reichenau, das im 9. Jahrhundert Reliquien des Hl. Markus erhielt und seither den Kult dieses Heiligen pflegte, wird die Kirche erbaut haben und das Patronat mag ursprünglich reichenauisch gewesen sein, denn 843 wird „Pinnestorf“ (Binsdorf) in einer allerdings gefälschten Urkunde als im Besitz des Klosters Reichenau erwähnt. Im 11. Jahrhundert gehörte das Dorf ganz dem Kloster.

In der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts wird bei einigen Kirchen der Märtyrer Stephanus als Kirchenheiliger gewählt, so in dem bei Brittheim abgegangenen Haarhausen und für die Kirche zu Ehestetten, die 1094 dem Kloster St. Georgen geschenkt wurde. Die letztere Kirche wird heute nur noch als Scheune verwendet.

Zu den ältesten Kirchen zählen auch die

Johannes dem Täufer geweihten (Seeburg 770), die wie in Lautlingen oder in Onstmettingen („Oberhofen“) an einem Wasserlauf liegen. Die Lautlinger Kirche dürfte schon im 8. Jahrhundert gegründet worden sein und als die Taufkirche des Eyachtales angesehen werden. Über dem abgerundeten Volutengiebel der Westfassade des Hauptportals der heutigen Kirche befindet sich ein Standbild des Kirchenheiligen. Auf dem Altarblatt der Roßwanger Kirche ist der Kirchenpatron Johannes der Täufer, Zuweilen wird hier auch als zweiter Heiliger Dionysius genannt. Ob die Oberdigisheimer Kirche Johannes dem Täufer oder dem Evangelisten geweiht wurde, ist nicht klar. Die Pfarrei wird schon 1275 erwähnt und 1453 in St. Johann bezeugt. Die Johanneskaplanei zu Zillhausen zählte zum Sprengel der Pfarrei Burgfelden.

Der Marienkult gehört keiner bestimmten Periode an. Maria, Unsere liebe Frau, erfreute sich durch all die Jahrhunderte großer Beliebtheit. Zuletzt überflügelte sie alle anderen Heiligen. In manchem Fall ist der eigentliche Patron hinter Maria verschwunden. Im späten Mittelalter ist fast jede Kirche „Unserer lieben Frau“ geweiht. Unter den vor dem Jahre 1000 bekannten Kirchen findet sich außer dem Patrozinium Maria kaum ein weibliches. Weibliche Heiligen sind später dann zahlreich in Kapellen und auf Altären.

Die Marienverehrung kam in der Christenheit auf, seit die Synode zu Ephesus 431 das Dogma der Mutter Gottes verkündet und Papst Sixtus (431—440) in Rom eine Marienkirche erbaut hatte. Immer mehr an die Spitze der Patrozinien trat Maria seit den Zisterziensern.

Die älteste Marienkirche unserer Gegend dürfte die Balingener Friedhofkirche sein, deren Turm aus dem 10. Jahrhundert stammt. Auch nach der Stadtgründung (1255) blieb die alte Dorfkirche die Pfarrkirche und zwar bis in das 16. Jahrhundert. Erwähnt wird diese Kirche erstmals 1255, als Graf Friedrich von Zollern die vakante Kirche seinem Freund Konrad von Tierberg verlieh, wobei er versprach, mit dem Grafen Heinrich von Fürstenberg keinen Vertrag zu schließen, der Konrad im Besitz der Kirche schaden könne.

Über das Patrozinium der Balingener Stadtkirche besteht keine völlige Klarheit. Der erste Schlußstein zeigt Maria und der zweite St. Nikolaus. Vielleicht ist Unsere liebe Frau nur der Pietät halber an die erste Stelle der Schlußsteine gerückt. Die Marienkirche in Onstmettingen ist wohl vom Kloster Ottmarsheim nach 1050 errichtet und der Patronin des Klosters, der Hl. Jungfrau, geweiht worden (1064 die Schenkung des Grafen Rudolf an das elsässische Kloster von König Heinrich IV. bestätigt). Nach der Gründung der Stadt Ebingen wurde innerhalb der Mauern (Martinskirche außerhalb) eine Kapelle zu Ehren Unserer lb. Frau und des heiligen Grabes erbaut (Kreuzzugszeit). Auch die Kirchen zu Streichen (1451 bezeugt), Tieringen und Unterdigisheim, wie Anfang des 14. Jahrhunderts bezeugt ist, haben Maria als Patronin. Mit der Gründung der Stadt Rosenfeld um 1250 auf alter Isinger Markung ist vermutlich auf dem Bergsporn eine Kapelle errichtet worden. Sie wird erstmals 1413 bezeugt und ist Unserer lb. Frau geweiht. Der alte -ingen-Ort Dautmergen (1275 Tutmaringen) hat wie Bruc-Straßberg als Kirchenheiliger St. Verena. Die Verenakirche zu Burc-Straßberg wird schon 854 urkundlich erwähnt.

#### Patrozinien nach der Jahrtausendwende

Eine neue Periode für Kirchenpatrozinien setzte mit den Kreuzzügen ein. Unter König Heinrich II. findet der aus dem Orient stammende Hl. Georg bei uns Eingang. Das Bild dieses hehren Drachentöters, das schon im Mittelalter die Künstler inspirier-

te, zeichnet den wackeren Streiter, den auch die Ritterschaft, vor allem die Kreuzfahrer, zum Patron erwählten. Volkstümlich wird er unter dem Einfluß des Reformklosters St. Georgen. Wir finden ihn in der Kirche zu Erzingen (1446 bezeugt), in Bikkelsberg (1322 erwähnt) und in Oberowingen, der heutigen Friedhofkirche von Owingen. Auffällig ist im 11. und 12. Jahrhundert das plötzliche Auftreten der dem Hl. Nikolaus geweihten Kirchen und Kapellen. Sie sind Zeugen der kluniazensischen Reform, die das Kloster Hirsau zu einer weitgehenden und tiefgreifenden Volksbewegung gemacht hatte. Zeugen sind auch die den Heiligen Bartholomäus, Ägidius, Fabian und Sebastian geweihten Gotteshäuser und die Heiligkreuzkirchen.

Bald nach der Gründung der Stadt Balingen wurde innerhalb der Mauern (Friedhofkirche außerhalb), wahrscheinlich an der Stelle der heutigen Stadtkirche, eine Kapelle errichtet, die 1342 erstmals erwähnt wird. Sie war, wie Urkunden von 1343 und 1345 zeigen, St. Nikolaus geweiht. In diese Kapelle wurden später verschiedene Altäre gestiftet. Bitz hat spätestens 1346 eine Nikolauskapelle, die vermutlich von den Herren von Lichtenstein gestiftet wurde. In Pfeffingen ist 1320 die „kilche“ durch Flurnamen bezeugt. Es ist die 1346 erwähnte Nikolauskapelle, zu der damals auch ein „Pfaffenhaus“ gehörte (WR. 6755). Anfangs der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde der Sitz der Burgfelder Pfarrei nach Pfeffingen verlegt, so daß sich das Filialverhältnis umkehrte. Weilen unter den Rinnen hat seit 1500 eine Nikolauskapelle. Doch ist aus älteren Konstanzer Protokollen zu ersehen, daß nur der Hauptaltar St. Nikolaus, die Kapelle als solche dagegen St. Peter geweiht war. In Hossingen, das ursprünglich nach Ebingen, später nach Meßstetten eingepfarrt war, wird 1404 erstmals eine Kapelle erwähnt, die dem Hl. Nikolaus geweiht war, wie 1496 bezeugt ist. Der heilige Nikolaus ist heute noch volkstümlich im Brauchtum des Nikolaustages am 6. Dezember.

Die Ulrichkirche in Geislingen kann nicht vor dem Jahr 1000 gegründet worden sein, da der Hl. Ulrich erst 993 kanonisiert wurde. Die Westfassade der 1928 neu erbauten Kirche wird über den drei spitzbogigen Portalen von zwei lebensgroßen Plastiken geschmückt, den Hl. Ulrich als Schutzpatron der Kirche und den Hl. Joseph als Beschützer des Neubaus darstellend. Im Kircheninnern zeigte auch ein Schlußstein den Hl. Ulrich.

Die Kirche zum Hl. Blasius in Endingen dürfte eine Gründung des Klosters St. Blasien sein, von dem zwar in Endingen kein Besitz bezeugt ist, aber im benachbarten Roßwangen. Dort hatte das Kloster um 1200 bedeutenden Besitz. Endingen hätte dann ursprünglich zu der älteren Pfarrei Roßwangen (Johannes der Täufer) gehört, muß aber nach dem Liber decimationis, dem Steuerbuch der Diözese Konstanz, 1275 schon selbständig gewesen sein. Wann die Kapelle zum Hl. Blasius in Tübingen erbaut wurde, ist nicht zu ermitteln. Sie war aber schon in vorreformationischer Zeit vorhanden, in der Tübingen zur Pfarrei Gößlingen zählte.

Auch Zimmern unter der Burg war Filial der Pfarrei Gößlingen (bis 1840). Die Kapelle zum Hl. Jakobus wird erstmals 1432 erwähnt. Die beiden Einzelplastiken des linken Nebenaltars der 1894 neu aufgeführten Kirche, die den Kirchenpatron Jakobus und die Hl. Barbara darstellen, stammen aus der Zeit um 1500.

Die Kirche zu Erlaheim, ursprünglich zur Johanniterpfarre Isingen-Rosenfeld

zählend und rechtlich bis 1811 nur eine Kapelle (der Ort war nach der Reformation nach Binsdorf eingepfarrt), wird 1388 und ihr Titelheiliger St. Sylvester 1508 erstmals genannt. Der Papst Sylvester I. (314—355) soll die Konstantinische Schenkung empfangen haben, nach der Konstantin der Große dem Papst die Herrschaft über die römischen Provinzen und den Vorrang des römischen Bischofs vor allen andern zuerkannt habe.

Auf dem Palmbühl bei Schömberg wird 1464 erstmals eine Leonhardskapelle (Leonhard gestorben um 559, Patron der Kranken und Gefangenen, auch von Vieh und Wettermachern) erwähnt. Diese war aber zu Ende des 16. Jahrhunderts zerfallen. Auf ihren Grundmauern wurde 1631 die Wallfahrtskirche erbaut, die nach einem Bericht 1683 der Mutter Gottes, St. Leonhard, St. Mauritius und den 14 Nothelfern geweiht war.

Ein selten vorkommender Heiliger ist bei uns St. Lamprecht oder Lambert, Bischof von Maastricht, gestorben um 705/08. Wir finden ihn nur in Meßstetten. G. Hoffmann berichtet: „Ein Zähringer Graf, der 1167—1191 in Lüttich war, brachte Reliquien vom Hl. Lambert nach Freiburg i. Br. Von dorthier kam er zu uns“. Wie er um 1200 nach Meßstetten kam, siehe Heimatkundliche Blätter März 1970, Dr. Stettner: „Wie kam Meßstetten zum Hl. Lamprecht als Kirchenpatron?“

Zu Ende des 11. Jahrhunderts kannte und verehrte man eine ganze Reihe Heiliger Frauen. Ihre Verehrung beschränkte sich hauptsächlich auf Kapellen und Altäre. Sie alle hier aufzuführen, würde zu weit führen. Die Gründung der Pfarrkirchen war größtenteils abgeschlossen. So finden wir in Winterlingen, das bis zur Reformation zu Ebingen gehörte, eine Kapelle der Hl. Gertraud. In Ratshausen wird 1470 St. Afra als Kirchenheilige erwähnt. Die Kirche des abgegangenen Weilers im Stunzachtal, Bubenhofen, ist St. Agathe,

der Patronin bei Feuersnot und Gewitter, geweiht. Kurz vor der Reformation bekam die Verehrung der Hl. Anna, der Fürbitte-rin in allen Lebensnöten, besonderen Aufschwung. Das beweisen die Bruderschaften (Schömberg) und Annakapellen (Rosenfeld 1504).

Mit der Entwicklung der Städte wurden Spitäler gegründet. Diese waren meist dem Hl. Geist als dem Tröster und Urheber aller guten Werke geweiht (Balingen). Alle Zünfte und Vereine hatten ursprünglich einen religiösen Zuschnitt. Sie erwählten einen Schutzpatron und unterhielten in der Kirche meist einen Altar. So wird in Balingen angesichts des großen Sterbens durch Pest 1468 die Sebastiansbruderschaft gegründet. St. Sebastian galt als Nothelfer gegen die Pest. Er war auch Patron der Schützen-gilden.

Die heiligen Wendelin, Wolfgang und Leonhard (s. oben) scheinen die Patrone der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung gewesen zu sein. So finden wir Leonhards-(Schömberg) und Wendelinskapellen (Obernheim, Ostdorf) vielfach außerhalb Eppers.

#### Patrozinienwechsel

Oft wurde auch Patrozinienwechsel vorgenommen (s. oben „Unsere lb. Frau“). Obernheim gehörte bis 1507 zur Pfarrei Nusplingen. Die Marienkapelle, die heutige Kirche, wird wohl schon im Hochmittelalter auf dem Sporn zwischen zwei Taleinschnitten erbaut worden sein (als Kapelle). Urkundlich erwähnt wird sie erst 1436. Im 17. Jahrhundert werden teils Maria, teils Afra, gelegentlich auch beide nebeneinander als Kirchenheilige erwähnt. Seit dem 18. Jahrhundert gilt St. Afra als Patronin der Kirche, die sich heute unter den Eckmedaillons befindet. Vermutlich hängt hier der Wechsel des Patroziniums mit der Erhebung der St. Afrakaplanei zur Pfarrei zusammen.

(Schluß folgt)

## Inhalts-Verzeichnis 1973

Württemberg zur Zeit der französischen Revolution und Napoleons	Sonnenröschen	940
Von Dr. Wilhelm Foth 917/919, 921/922, 925/927	Von Kurt Wedler	
Das vergessene Städtlein Straßberg an der Schmeie	Berggrutsche und Bergstürze an unserem Albtrauf	941/943
Von Fritz Scheerer	Von Fritz Scheerer	
919/920	Johanniskraut	944
Als das Eis über die Donau kam	Von Kurt Wedler	
Von Hans Müller	923/924	945/946
Die Salweide	924	
Von Kurt Wedler		
Besitz des Schwarzwaldklosters St. Georgen in unserer Gegend	Das Elektrizitätswerk Balingen von 1957 bis heute	946
Von Fritz Scheerer	Von Max Joseph Schafitel	
927/928, 931/932	946	
Die Schwarzerle	Ehemalige Orgeln in Balingen/Ebingen und Umgebung	947/948, 951/952, 956
Von Kurt Wedler	Von Gotthilf Kleemann	
928	947/948, 951/952, 956	
Ein neolithischer Steinwerkzeugfund	Springkraut	948
Von Dipl.-Ing. Kerndter	Von Kurt Wedler	
929	948	
Wege über die Grenze	Nikolaus Kopernikus	949/951
Von Hans Müller	Von Dipl.-Ing. Rudolf Kefndter	
929/930	949/951	
Kostbarkeiten der Heimat	Engelwurz	952
Stadtkirche St. Peter und Paul in Schömberg	Von Kurt Wedler	
Von Kurt Wedler	930	953/955
Der Sauerklee	932	
Von Kurt Wedler		
Die erste Erweiterung des Ebinger Krankenhauses im Wettlauf mit der Inflation	Unsere hohenbergischen Orte um 1400	953/955
Von Dr. Walter Stettner	Von Fritz Scheerer	
933/935, 940	Tübingen im Wandel der Zeit	955
Adelbert von Zollern	Von Martin Huonker	
Von Fritz Scheerer	935/936	
Eberesche	936	
Von Kurt Wedler		
936	Kostbarkeiten der Heimat	
In der Werkstatt der Vulkane	Die Wallfahrtskirche auf dem Palmbühl bei Schömberg	957/958
Von Kurt Wedler	Von Kurt Wedler	
937	957/958	
75 Jahre Elektrizitätswerk Balingen	Heimatliche Flechten	958/959
Von Christian Blochinger	Von Dipl.-Ing. Kerndter	
938/939	958/959	
Erinnerungen an Kommerzienrat Albin Moser aus Anlaß seines 150. Geburtstages	Besitz des Klosters Stein am Rhein in unserer Gegend	959/960
Von Guido Henne	Von Fritz Scheerer	
939/940, 943/944	959/960	
	Pfarrer Pfeffer	961
	Von Fritz Scheerer	
	Unsere Kirchenheiligen	961, 962/964
	Von Fritz Scheerer	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.